

# **Kinderlose Pädagoginnen.**

Eine Studie über Ursachen und Wirkungen.

## **Masterarbeit**

zur Erlangung des akademischen Grades

Master of Arts (M.A.)

an der Karl-Franzens-Universität Graz

vorgelegt von

**Kerstin Luise JÖBSTL, BA**

am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Begutachterin: Univ.-Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Johanna Hopfner

Graz, 2016

## **Eidesstattliche Erklärung**

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

---

Datum

---

Unterschrift

## Abstract

The subject of this paper is purposive childlessness. Due to the shrinking birth rate the topic about the maternal nature of women in terms of seeking to have children, gets increasing attention. In this context childcare practitioners (female pedagogues) without children have become of immense importance. It has been alleged that they seek to fulfil their maternal function in the exercises of their profession.

The aim of this paper is to find out about the coherence between the pedagogical profession, the choice of career and the conscious decision for staying childless.

This leads to the following research question: What are the reasons that female pedagogues decide to stay childless, and what are the consequences from this choice?

Furthermore, to show the influence of the perception of women on the decision to not have children, this thesis takes a closer look at the so-called natural purpose of women and their image in society.

The first chapters, which are based on literature research, deal with the conscious decision of women to stay childless. For this purpose it covers the role of women, their self-concept and the reasons and consequences of their decision to stay without children.

Because of the lack of existing literature about childlessness of female pedagogues, the guided interviews following in the practical part shall give a better insight into the individual reasons and the resulting consequences of conscious childlessness of female pedagogues. This seeks to add knowledge to the information provided in the theoretical part and moreover shall take a closer look at the relationship between profession and childlessness.

The study of this paper shows that the reasons range from professional one's to the image of women in society. The pedagogical profession hardly has any influence on the decision to stay without children. The choice itself is under consistent consideration, depends on ever-changing circumstances or has already been made in childhood.

## Zusammenfassung

Das Thema dieser Arbeit ist die bewusste Kinderlosigkeit. Aufgrund der sinkenden Geburtenraten kommt dem Diskurs um die scheinbare Bestimmung der Frau, die natürliche Mütterlichkeit, zunehmende Aufmerksamkeit zu. In diesem Zusammenhang haben kinderlose Pädagoginnen eine besondere Bedeutung. Von ihnen wurde behauptet, dass sie ihrer natürlichen Aufgabe (Mütterlichkeit, Reproduktionstätigen) in der Ausübung ihres Berufs und nicht in der Mutterschaft selbst nachkommen. Ziel der Arbeit ist es nun herauszufinden, welchen Zusammenhang es zwischen der pädagogischen Profession, der Berufswahl und der bewussten Entscheidung für die Kinderlosigkeit gibt. Daraus ergibt sich folgende Forschungsfrage: **Aus welchen Gründen entscheiden sich Pädagoginnen bewusst für die Kinderlosigkeit und welche Konsequenzen hat ihre Entscheidung?** Des Weiteren soll auf die angeblich natürliche Bestimmung der Frau und ihre Rollenbild in der Gesellschaft eingegangen werden, um deren Einfluss auf die Kinderlosigkeit sichtbar zu machen. Im theoretischen Teil wird der Fokus auf die bewusste Entscheidung von Frauen gegen eigene Kinder gelegt. Dazu werden das Bild der Frau, ihr Selbstbild und die Gründe und Konsequenzen der Entscheidung behandelt. Ausgangspunkt der Recherche war nicht bzw. kaum vorhandene Literatur zur Kinderlosigkeit von Pädagoginnen, weshalb im empirischen Teil mittels leitfadengestützten Interviews Einblick in die individuellen Gründe und Konsequenzen der bewussten Kinderlosigkeit von Pädagoginnen gegeben wird.

Die Gründe für die Kinderlosigkeit reichen in der Untersuchen von beruflichen Ursachen bis hin zur Rolle der Frau in der Gesellschaft. Der pädagogische Beruf selbst hat kaum Einfluss auf den Entschluss für ein Leben ohne eigene Kinder. Die Entscheidung selbst kann ein ständiger Prozess des Überlegens sein, von Gegebenheiten abhängen, die sich ändern können oder schon in früher Kindheit getroffen worden sein.

## Inhaltsverzeichnis

Abstract.....	II
Zusammenfassung .....	III
Inhaltsverzeichnis .....	IV
1 Einleitung.....	1
2 Worterklärung .....	5
3 Natürliche Bestimmung der Frau.....	9
4 Kinderlosigkeit.....	16
5 Gesellschaftliche „Normalität“ .....	23
5.1 Mutterideal.....	24
5.2 Anforderungen an Pädagoginnen.....	27
5.3 Wer schreibt Ratgeber?.....	33
6 Selbstbild .....	35
6.1 Individualisierung .....	35
6.2 Lebensplanung .....	43
6.3 Frauenberuf.....	47
7 Gründe für die Kinderlosigkeit .....	50
7.1 Bildung und Beruf .....	53
7.1.1 Bildungsniveau.....	53
7.1.2 Berufstätigkeit .....	56
7.1.3 Ausbildungsdauer.....	56
7.1.4 Bildungs-, Arbeitsbereich.....	58
7.1.5 Geltung des Berufs .....	61
7.2 Beruf .....	62
7.2.1 Unvereinbarkeit Mutterschaft und Karriere .....	62
7.2.2 Fehlende Gleichberechtigung.....	64
7.2.3 Betreuungsplätze .....	66
7.3 Finanzielle Belastung.....	68
7.4 Partner*in.....	69
7.5 Herkunft als Einflussfaktor .....	71
7.6 Geschlechtergerechtigkeit.....	73
7.7 Rolle als Gebärende .....	77

7.8	Kein Kinderwunsch .....	78
8	Konsequenzen der Kinderlosigkeit .....	79
8.1	Vorurteile und Diskriminierung.....	80
8.2	Rechtfertigung, Konfrontation.....	82
8.3	Ausschluss .....	83
9	Untersuchungsgegenstand und Methode .....	85
9.1	Empirisches Design .....	85
9.2	Beschreibung der Interviewpartnerinnen.....	87
9.3	Datenerhebung und -auswertung .....	89
10	Ergebnisse .....	91
10.1	Vorstellung der Interviewpartnerinnen.....	92
10.1.1	Interviewpartnerin 1 (IP 1).....	92
10.1.2	Interviewpartnerin 2 (IP 2).....	92
10.1.3	Interviewpartnerin 3 (IP 3).....	92
10.1.4	Interviewpartnerin 4 (IP 4).....	93
10.2	Entscheidung für die Kinderlosigkeit .....	93
10.2.1	Mitteilen .....	93
10.2.2	Meilensteine der Entscheidung / Prozess .....	96
10.3	Gründe .....	97
10.3.1	Ausbildung .....	97
10.3.2	Beruf.....	98
10.3.3	Biographische Gründe.....	99
10.3.4	Partner*in .....	100
10.3.5	Einfluss von Personen .....	103
10.3.6	Finanzielle Situation.....	105
10.3.7	Freiheit/Ungebundenheit.....	106
10.3.8	Herkunft .....	108
10.3.9	Kein Kinderwunsch.....	109
10.3.10	Mutterbild.....	111
10.3.11	Pädagogischer Beruf .....	114
10.4	Konsequenzen .....	120
10.4.1	Unsicherheit .....	120

10.4.2	Druck.....	124
10.4.3	Soziale Kontakte .....	126
10.4.4	Beziehung.....	128
10.4.5	Reaktionen Umfeld .....	129
10.4.6	Reaktion auf negative Äußerungen .....	136
10.4.7	Vorurteile .....	139
10.4.8	Pädagogische Arbeit.....	141
11	Resümee.....	148
	Literaturverzeichnis .....	154
	Quellen .....	160
	Abbildungsverzeichnis .....	160
	Anhang .....	161

## 1 Einleitung

In Zeiten, in denen sich Frauen konfrontiert sehen mit flexiblen Arbeitszeiten, Selbstverwirklichung, dem Ideal, das es von Müttern gibt und dem Selbstbild der Frauen, gibt es jene, die sich bewusst für die Kinderlosigkeit entscheiden. Ihrer Rolle kommt durch die Abweichung vom gesellschaftlichen Mutterideal besondere Bedeutung zu.

Das Thema Kinderlosigkeit wird in der Literatur trotz zunehmender Wichtigkeit und größer werdendem Anteil an kinderlosen Frauen kaum behandelt. Bujard schreibt, dass „[d]er Forschungsstand zur Kinderlosigkeit gegenwärtig als untererforscht eingestuft [wird], was auch an einer bis vor wenigen Jahren ungesicherten Datenlage liegt“ (Bujard 2015, S. 271). Diehl meint, der Grund für dieses Desiderat an Untersuchungen zur Kinderlosigkeit sei, dass „sie nicht als gleichwertiges Lebenskonzept betrachtet [wird], sondern eher als Verirrung, als bedauernswertes Schicksal“ (Diehl 2015, S. 51).

Diese Aussage taucht beim genaueren Studium der Literatur immer wieder auf:

„It is assumed that if individuals do not have children, it is because they are infertile, they are too selfish, or they have just not yet gotten around to it. In any case, they owe their interlocutor an explanation“ (Overall 2012, S. 2).

Overall skizziert damit ein Bild von kinderlosen Frauen, das häufig gezeichnet wird. Nämlich als selbstbezogene oder unfruchtbare Individuen, die Erklärung schulden. Begründet werden solche Diskriminierungen u. a. durch Vergleiche mit der Tierwelt. Im Allgemeinen ist der Mensch bemüht sich über die Kategorie Tier, das Triebgesteuertsein zu stellen. In Bezug auf Elternschaft wird die Natur jedoch als Vorbild und Notwendigkeit herangezogen. Als Beispiel kann der als Argument benutzte naturalistische Fehlschluss nach Moore genannt werden, nachdem aus einem Sein auf ein Sollen geschlossen wird – aus der Fähigkeit Kinder zu bekommen entsteht die Pflicht (vgl. von Braun 2009, S. 173ff.). Den Vergleich mit der Natur in Bezug auf den Reproduktionsbereich greift auch Badinter im 19. Jh. auf: „Bei diesen [Tier-]Weibchen findet man die reine Natur im Idealzustand, einen Instinkt, der nicht durch das Interesse denaturiert ist, d. h. den Mutterinstinkt, der nicht durch den Egoismus der Frau abgelenkt ist“ (Badinter 1981, S. 148). Ein Versuch, die Frau auf ihre angebliche, natürliche Bestimmung hinzuweisen und aufzuzeigen, dass Kinderlosigkeit etwas Unnatürliches sei.



Aufgrund der zunehmenden Bedeutung von Kinderlosigkeit, der Diskriminierung von kinderlosen Frauen, der Mutter- und Frauenrolle, die dazu beiträgt, dass wir noch weit entfernt von Gleichberechtigung sind, entschloss ich mich dazu, mich in meiner Arbeit der bewussten bzw. gewollten Kinderlosigkeit von Frauen/Pädagoginnen zu widmen. Für Frauen entschied ich mich deshalb, da die Erwartungen an Mütter andere als an Väter sind und die Geburt eines Kindes andere Auswirkungen für Mütter als für Väter hat, womit auch die Überlegungen für bzw. gegen eigene Kinder andere sind. Aber vor allem fiel der Entschluss auf Frauen, weil der Mutterrolle in der Gesellschaft übergeordnete Bedeutung zukommt und die Folgen der Kinderlosigkeit für sie andere sind als für Männer (vgl. Diehl 2015, S. 51).

Pädagoginnen stehen deshalb im Fokus, da Ersatzmutterschaft, die Erfüllung der Mutterrolle im pädagogischen Beruf, ein Thema in der Literatur ist, das im Zusammenhang mit Kinderlosigkeit und der pädagogischen Profession auftaucht. Die Theorie der Ersatzmutterschaft besagt, dass Pädagoginnen in ihrem Alltag bzw. ihrer Ausbildung oft mit Kindern und deren Erziehung konfrontiert sind, was sie in ihrer Mütterlichkeit anspreche und so ihr Bedürfnis nach eigenen Kindern befriedige (siehe Kapitel 6.3 Frauenberuf). Nach dieser Auffassung nehmen die Pädagoginnen im privaten Bereich Abstand von der Mutterrolle, weil ihre Sehnsucht nach Mutterschaft im Beruf gestillt werde. Solche Überlegungen tauchen immer wieder und bereits in Schriften der Frauenbewegung im 19. Jahrhundert auf (vgl. von Braun 2009, S. 190f.). Brehmer schreibt z. B. in ihrem Buch „Mütterlichkeit als Profession“, dass Fröbel von sozialer oder geistiger Mütterlichkeit im Zusammenhang mit der pädagogischen Arbeit von Frauen gesprochen hat. Als Basis pädagogischer Kompetenzen wird die natürliche Zeugungsfähigkeit gesehen. Dabei können die geistige und soziale Mütterlichkeit auch Ersatz und Ausgleich für die eigene Mutterschaft sein (vgl. Brehmer 1990, S. 2f.)

Literatur zum Thema Kinderlosigkeit allgemein ist rar. Das Gebiet bewusst kinderloser Pädagoginnen ist unerforscht. Vereinzelt sind Informationen über die Gründe für und auch teilweise gegen eigene Kinder von Frauen zu finden. Außerdem stieß ich bei meiner Recherche auf Werke über Hochschulabsolvent\*innen und deren Kinderwunsch, wie beispielsweise auf einen Artikel von Kreyenfeld und Konietzka. Jedoch kommt der Verbindung zwischen Personen, die im sozialen Bereich ausgebildet bzw. tätig sind und dem Wunsch nach einem eigenen Kind, keine Aufmerksamkeit zu. Fragen, die sich stel-

len und durch Literatur nicht beantwortet werden können, sind: Hat der Beruf als Pädagogin etwas mit der Kinderlosigkeit zu tun? Ist die bewusste Kinderlosigkeit die Ursache für die Berufswahl, oder gibt es keinen Zusammenhang zwischen pädagogischem Beruf und der Entscheidung zur Kinderlosigkeit? Es geht in dieser Arbeit darum, die Gründe für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit und die Konsequenzen dieser Wahl zu besprechen, um dieses Thema ein Stück weit ins Bewusstsein der Leser\*innen zu bringen und die Selbstverständlichkeit des Kinderwunsches zu hinterfragen.

Die Forschungsfrage lautet demnach: **Aus welchen Gründen entscheiden sich Pädagoginnen bewusst für die Kinderlosigkeit und welche Konsequenzen hat ihre Entscheidung?**

Ziel dieser Arbeit ist es herauszufinden:

- ob die Pädagoginnen selbst einen Zusammenhang zwischen der Arbeit im pädagogischen Bereich (Beruf) bzw. ihrer Berufswahl und ihrer bewussten Kinderlosigkeit sehen.
- wenn Druck bezogen auf das Kinderkriegen auf die Pädagoginnen ausgeübt wird, wie dieser aus Sicht der Pädagoginnen mit ihrem Beruf, ihrer Ausbildung zusammenhängt und in welcher Form dieser wahrgenommen wird (von wem ausgeübt etc.).
- auf welchen Gründen die Entscheidung zur Kinderlosigkeit basiert und welche Rolle der pädagogische Arbeitsbereich dabei spielt.
- welche Konsequenzen die Entscheidung zur Kinderlosigkeit für die Pädagoginnen hat. Besonders im Hinblick auf den pädagogischen (Arbeits-)Bereich.
- Außerdem sollen die bereits bekannten Gründe gegen Mutterschaft durch die Erfahrungen der Pädagoginnen erweitert werden.

Wünschenswert wäre es, dass durch diese Arbeit die Akzeptanz vielfältiger Lebensentwürfe gesteigert wird. Durch Aufklärung soll Respekt für die individuellen Lebensentscheidungen hervorgerufen und die Leser\*innen dazu angeregt werden, sich selbst Gedanken über den-scheinbar selbstverständlichen Kinderwunsch zu machen.

Erarbeitet wird die Forschungsfrage zum einen durch Literaturrecherche im ersten Abschnitt, dem Theorieteil. Die Gründe für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit, die in diesem Teil aufgezählt werden, beziehen sich auf Frauen und nicht allein auf Pädago-

ginnen, da diese auch in ihrer Rolle als Frau unter den Bedingungen, unter denen sie aufgewachsen sind, wahrgenommen werden müssen. Dadurch werden auch die Erfahrungen, die sie außerhalb des pädagogischen Berufs gemacht haben, miteinbezogen. Auch die Tatsache, dass es keine Literatur gibt, die auf die bewusste Entscheidung zur Kinderlosigkeit von Pädagoginnen eingeht, spielt eine Rolle.

Durch die herangezogene Literatur soll ebenfalls aufgezeigt werden, dass Kinderlosigkeit kein neues Thema ist, welche Faktoren mitbestimmend für die Entscheidung sind und welche Ebenen, wie Werte oder Karriere, eine Rolle spielen.

Zur Beantwortung der Forschungsfrage werden zum anderen im empirischen Teil Interviews interpretiert. Diese wurden mit Pädagoginnen geführt, die sich bewusst bzw. gewollt für die Kinderlosigkeit entschieden haben. Es soll nach deren Gründen und den Konsequenzen der Entscheidung für die Kinderlosigkeit gefragt werden – mit besonderem Blick auf den pädagogischen Bereich, dessen Einfluss und Bedingungen. Auch in diesem Teil der Arbeit soll es um die bewusste, reflektierte Überlegung und nicht um biologische Voraussetzungen in Bezug auf den Kinderwunsch gehen. Die empirischen Forschungsergebnisse sollen die Theorie ergänzen. Zum einen wird erwartet, dass sich die Begründungen für die Kinderlosigkeit etc. aus dem Theorieteil in den leitfadengestützten Interviews wiederfinden, und zum anderen sollen die Gründe, wie die beruflichen Hürden, die in der Literatur abgebildet sind, durch die Erfahrungen der Pädagoginnen ergänzt werden.

Konkret sieht der Aufbau der Arbeit folgendermaßen aus: Zu Beginn werden für die Arbeit wichtige Begriffe geklärt. Danach werden in Kapitel 3 und 4 zwei gegensätzliche Frauenbilder beschrieben: Im Kapitel „natürliche Bestimmung der Frau“ (3) geht es um die Rolle, die der Frau zugeordnet wird, und im Kapitel „Kinderlosigkeit“ (4) werden reale Lebensweisen thematisiert, die dem Ideal der Frau widersprechen, das im vorangehenden Kapitel gezeigt wird. Außerdem werden Veränderungen von Werten und Bedingungen besprochen, die die Akzeptanz und Entwicklung der Kinderlosigkeit bestimmen. Nachdem die Dissonanz zwischen Rolle und Lebensweise in den Raum gestellt wurde, wird näher auf die gesellschaftliche „Normalität“ eingegangen. Kapitel 5 widmet sich Idealen – dem der Mutter, der Pädagogin – und deren Auswirkungen auf die Kinderlosigkeit, womit der Widerspruch zwischen realen Anforderungen und Vor-

stellungen der Gesellschaft weiterverfolgt wird, der den Kapiteln 3 und 4 zugrunde liegt. Im Kapitel „Selbstbild“ (6) wird es um die Basis gehen, die die Reflexion der eigenen Identität erst möglich macht und somit auch die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen „Normalität“. Nachdem beschrieben wurde, was für den Reflexionsprozess und die Lebensgestaltung unerlässlich ist, werden die Gründe (6) für die Kinderlosigkeit dargelegt, die aus der Reflexion resultieren. In weiterer Folge wird auf die Konsequenzen (7) der Entscheidung eingegangen. Mit Kapitel 7 schließt die Literaturrecherche ab. Die nächsten Kapitel widmen sich den leitfadengestützten Interviews und verbinden die Ergebnisse aus der eigenen empirischen Forschung mit den Erträgen aus der Literatur.

## 2 Worterklärung

In der Arbeit werden die Begriffe „Kinderwunsch“, „bewusst kinderlos“ und „Reproduktion“ verwendet. Zum besseren Verständnis und zur Abgrenzung von anderen Begrifflichkeiten werden diese im Folgenden erläutert.

### **Kinderwunsch**

Der Begriff Kinderwunsch bezeichnet die Bereitschaft Kinder zu bekommen und muss keine Geburt oder Adoption etc. zur Folge haben. Dass der Kinderwunsch nicht zwangsläufig mit den tatsächlichen Geburten einer Familie übereinstimmt, kann z. B. durch ungeplante Schwangerschaften erklärt werden oder da ein möglicher Kinderwunsch nicht realisiert wird. Für viele Frauen hat eine Partner\*innenbeziehung oder Karriereplanung großen Einfluss auf die Verwirklichung des Kinderwunsches. Eine weitere Rolle bei der Verwirklichung stellt der partner\*innenschaftliche Wunsch nach einem Kind dar, da die Entscheidung für oder gegen ein eigenes Kind meist in einer Beziehung getroffen wird. Außerdem ist der Kinderwunsch nicht immer präsent und wird oft erst in der Befragung näher betrachtet (vgl. Peuckert 2012, S. 214f.).

Ein weiteres Phänomen neben der Differenz zwischen Wunsch und Umsetzung ist die Anpassung des Kinderwunsches. Wird z. B. aufgrund des Berufs der Kinderwunsch auf einen späteren Zeitpunkt (nach 30) verschoben, wird dieser an die Möglichkeiten angepasst (vgl. Peuckert 2012, S. 214f.).

Im Jahr 2006 lag der Kinderwunsch der österreichischen Bevölkerung bei durchschnittlich 1,69 Kindern. Das bedeutet einen Abfall um 0,06 in fünf Jahren. Österreich liegt damit auf dem letzten Platz, was die EU-15-Staaten betrifft (vgl. Peuckert 2012, S. 220). Ursache für den geringen Kinderwunsch in Österreich und Deutschland könnte der Geburtenrückgang seit den 1970ern sein. Die heutigen, potentiellen Eltern wuchsen in einem Umfeld auf, in dem es nur kleine Familien gab. Der Kinderwunsch scheint sich an die reale Umgebung anzupassen. Lutz und Milewski (2004) sehen darin eine mögliche Spirale. Bekommt die nächste Generation wieder weniger Kinder und passt sich der Kinderwunsch abermals an das Umfeld an, hat dies immer weniger Kinder zur Folge (vgl. Peuckert 2012, S. 219).

### Bewusst kinderlos

In dieser Arbeit soll herausgefunden werden, wieso Pädagoginnen sich bewusst für die Kinderlosigkeit entscheiden. Die Ursachen sind dabei nicht biologischer Natur, weshalb von gewollter Kinderlosigkeit gesprochen wird. Auch wenn Kinder in den Augen der Frauen grundsätzlich eine Bereicherung darstellen, sie sich jedoch aus individuellen Überlegungen gegen eigene Kinder entscheiden, wird hier von Frauen ohne Kinderwunsch, von bewusst kinderlosen Frauen gesprochen, da sie nicht beabsichtigen eigene Kinder zu bekommen. Peuckert beschreibt Kinderlosigkeit folgendermaßen:

„Als *kinderlos* gelten alle Frauen und Männer, die niemals leibliche Eltern geworden sind. Nach den Ursachen der Kinderlosigkeit unterscheidet man mehrere *Formen von Kinderlosigkeit* (und analog unterschiedliche Typen kinderloser Ehen), wobei ein Wechsel zwischen diesen Formen im Verlauf der Biografie möglich und wahrscheinlich ist. Die Kinderlosigkeit kann auf einer freiwilligen Entscheidung beruhen, also *geplant* (*gewollt*) sein, oder sie kann *unfreiwillig* (*ungewollt, ungeplant*) sein. (...) Die *gewollte Kinderlosigkeit* kann *lebenslang oder zeitlich befristet* sein. Im Falle der lebenslang geplanten Kinderlosigkeit gibt es Personen bzw. Paare, die schon früh eine Elternschaft grundsätzlich ablehnen (sog. ‚rejectors‘ oder ‚early articulators‘) und Personen bzw. Paare, die sich erst im Verlauf ihrer Biografie für ein Leben ohne Kinder entscheiden (sog. ‚postponers‘)“ (Peuckert 2012, S. 250).

Er zeigt damit, dass kinderlos nicht gleich kinderlos ist, sondern dass es eine Vielfalt an Formen der Kinderlosigkeit gibt und die Einordnung äußerst schwierig ist. Einen Versuch der Einteilung von kinderlosen Personen liefert Carl (2002). Es gibt Personen, die

nie Kinder haben möchten und zwar auf Basis früher, schlechter Erfahrungen. Ihr Leben ist geprägt vom Wunsch nach Unabhängigkeit und der Lebensausrichtung am Beruf. Diese werden von Carl in der Studie „Leben ohne Kinder“ als Frühentscheider\*innen bezeichnet. Die nächste Gruppe ist die der Spätentscheider\*innen. Es handelt sich dabei um Personen, die der Meinung sind irgendwann Kinder zu bekommen, jedoch zuerst andere Lebensziele verfolgen, wie das nach Selbstverwirklichung, und sich schließlich (zu einem späteren Zeitpunkt) gegen eigene Kinder entscheiden, wobei sie wie auch die erste Gruppe schlechte Erfahrungen in ihrer Kindheit gemacht haben. Als letzte Gruppe nennt er die Aufschieber\*innen, die sich nie für Kinder ausgesprochen haben. Negative Kindheitserinnerungen, unabhängig zu sein etc. spielen auch hier eine große Rolle. Kein Kinderwunsch und Kinderlosigkeit mit Kinderwunsch sind laut Carl zwei Extreme, zwischen denen sich unzählige Personen befinden, deren Entscheidungen und Wunsch nach (k)einem Kind sich ständig verändern (vgl. Carl 2002a, S. 89). Durch die Kategorienbildung wird die Vielfalt an Ursachen für die Kinderlosigkeit sichtbar.

Eine weitere Herausforderung stellt die Unterteilung der kinderlosen Frauen in die Gruppen gewollt und ungewollt kinderlos dar. In der Vergangenheit wurden jene Frauen unter die ungewollt Kinderlosen gezählt, die in keiner Ehe lebten. Heute sind es die Frauen, die aus biologischen Gründen keine Kinder bekommen können. Dies betrifft in Industrieländern 5 bis 10 % der Frauen. Mit dieser Unterscheidung ist jedoch kritisch umzugehen, da auch Frauen, die keinen Kinderwunsch hegen, biologisch unfruchtbar sein könnten (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 17f.).

Aufgrund der großen Vielfalt an Lebensentwürfen ist nur in den seltensten Fällen eine Unterscheidung möglich. Die Entscheidung zur Kinderlosigkeit ist meist nicht konstant, sondern geprägt von einem ständigen Abwägen und Veränderungen, wechselnder Intensität der Entscheidung etc. (vgl. Carl 2002a, S. 29). Dieser Meinung sind auch Kreyenfeld und Konietzka, die zum besseren Verständnis an dieser Stelle zitiert werden:

„Kinderlosigkeit [dürfte] in den meisten Fällen am angemessensten als Produkt einer Abfolge von biographischen Entscheidungen verstanden werden, welche von den gegebenen äußeren Rahmenbedingungen sowie den individuellen Ressourcen und subjektiven Lebenszielen beeinflusst werden. Die hier angesprochenen Lebenslaufentscheidungen werden typischerweise über einen längeren Zeitraum, der sich über zwei Jahrzehnte erstrecken kann, getroffen (...)“ (Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 18).

Aus diesem Grund ist es nötig zu definieren, was in dieser Arbeit unter der Gruppe der gewollt kinderlosen Frauen verstanden wird. Die Definition von gewollter bzw. bewusster Kinderlosigkeit orientiert sich an Houseknecht, die folgende Charakteristika nennt: die Frauen haben keine eigenen biologischen Kinder und es wird auch nicht damit gerechnet, dass sie in Zukunft welche bekommen; der Entschluss für die Kinderlosigkeit ist bewusst getroffen worden; es gibt keine körperlichen Ursachen, die eine Schwangerschaft verhindern; die Person lebt nicht mit anderen Kindern (adoptiert, in Pflege, Kinder der\*des Partnerin\*Partners); die Frauen sind sich sicher ihre Entscheidung gegen eigene Kinder nicht zu ändern (vgl. Houseknecht 1987, o.S. zit. in Carl 2002a, S. 29ff.).

Wichtig ist das Kriterium gewollt/ungewollt kinderlos für die vorliegende Arbeit deshalb, weil es zur Beantwortung der Forschungsfrage notwendig ist gewollt kinderlose Pädagoginnen zu interviewen, um herauszufinden, welche Überlegungen, Gründe bzw. Einflüsse es gibt, die relevant für ihren Entschluss gegen eigene Kinder waren (mit Blick auf einen möglichen Zusammenhang zwischen bewusster Kinderlosigkeit und der Profession der Interviewpartnerinnen).

### **Reproduktion, Generatives Verhalten**

Beim Sprechen über Geburtenraten, Pflegeverhalten etc. wird zwischen einigen Begriffen unterschieden. U. a. gibt es die Begriffe des „generativen Verhaltens“ (Dackweiler 2006, S. 81) und des generativen Handelns (vgl. Kahlert 2013, S. 370). Zweiter bezieht sich auf Dackweiler, die statt von Fertilitätsverhalten von „reproduktivem Handeln“ spricht (vgl. Dackweiler 2006, S. 81). Dackweiler wiederum lehnt sich dabei an den Reproduktionsbegriff an, der die Fortpflanzung und damit verbundene Folgearbeiten bezeichnet, wie z. B. das Erziehen der Kinder (vgl. Dackweiler 2006, S. 83).

In dieser Arbeit wird der Begriff der Reproduktion verwendet oder von generativem Handeln gesprochen. Dabei ist in erster Linie die Fortpflanzung – die Geburt eines Kindes – gemeint, wobei auf einer zweiten Ebene die den Frauen oft zugeschriebenen und mit der Mutterschaft verbundenen Haushalts- und Sorgearbeiten mitbedacht werden müssen.

### 3 Natürliche Bestimmung der Frau

In diesem, dem ersten Kapitel soll auf die vermeintliche Bestimmung der Frau – den angeblichen Sinn ihres Lebens, ihre Aufgabe – eingegangen werden. Zur Veranschaulichung ein Zitat aus dem Jahr 1980, dessen Inhalt an Aktualität nicht eingebüßt hat:

„Die Identität der Frau bezieht sich nicht aus dem, was sie selbst ist und leistet – sondern viel eher daraus, was sie für und durch die anderen ist. (..) Da ist der Name, übernommen von der Familie des Mannes, (...), Sozialstatus (...)“ (Beck-Gernsheim 1980, S. 103).

Was durch Beck-Gernsheims Aussage angedeutet wird, ist der vorgezeichnete Lebensweg durch das Geschlechterverhältnis. Frauen sind im Bereich Familie und Haushalt tätig. Sie bekommen die Kinder und übernehmen die Sorgearbeit, während Männer für die finanzielle Sicherung der Familie zuständig sind. Frauen sind quasi dazu verpflichtet Kinder zu bekommen und sich um diese zu kümmern. Auch der harmonische Umgang in der Familie und mit dem Partner<sup>1</sup> spielt in diesem Modell eine Rolle (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374).

Das Bild von der Frau hat sich dahingehend geändert, dass nun auch Frauen im Bereich Erwerbsarbeit tätig sind, wogegen der Aufgabenbereich der Männer sich nicht verändert hat. Er bleibt der unabhängige und aktive Ernährer, was für die Frauen eine Doppel- oder Dreifachbelastung (Haus- und Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeiten) bedeutet (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374).

Laut Geissler und Oechsle gibt es auf der einen Seite Frauen, die die Veränderungen in der Gesellschaft wahrnehmen und den Rollenwandel und die -erwartung dahingehend

---

<sup>1</sup> Hier wird absichtlich nicht gegendert, da erstens in der Originalliteratur auch nicht gegendert wurde, was darauf schließen lassen könnte, dass nur Männer gemeint sind und zweitens, da Hausarbeit früher und auch heute noch vorwiegend den Frauen zugesprochen wurden/werden (siehe z. B. Peuckert 2012, S. 242 und Kapitel 5.1 Mutterideal).



beobachten, dass Frauen die bisher Männern zugeschriebenen Aufgaben zusätzlich zu Haushalt und Familie erledigen sollen – sie „überall funktionieren“ müssen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 161).

Auf der anderen Seite gibt es Frauen, die an der Natürlichkeit der Aufgabenverteilung und dem unterschiedlichen Wesen von Frau und Mann festhalten und ihre Rolle perfekt ausführen wollen und dies auch von ihrem Partner<sup>2</sup> verlangen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 161). Mit dem Verlust des weiblichen Wirkungsbereichs (Haushalt und Familie) fürchten sie dessen Wertigkeit und ihre Weiblichkeit zu verlieren:

„Androgyner. Auf jeden Fall. Das ist auch nicht so mein Ideal, also ich, ich denke, irgendwo so, wenn die Frau irgendwo ihre Weiblichkeit verliert, dann geht auch 'n Stück der Natur kaputt. Aber es wird sich dahin entwickeln, weil es immer mehr Singles geben wird, immer weniger Frauen, die Mütter werden wollen“ (Geissler/Oechsle 1996, S. 161).

Die Trennung von Bereichen wird durch die Natur begründet. Dies geht auch aus dem vorangegangenen Zitat hervor. Die Theorie, nach der jedes Geschlecht seine Aufgaben hat, besagt, dass jedes Geschlecht bestimmte Anlagen besitzt (biologische Voraussetzungen). Dies rechtfertigt auch die Vorherrschaft der Männer. Die natürlichen Anlagen sollen geachtet und akzeptiert werden. Das in den Köpfen der Menschen bestehende Geschlechterverhältnis und die –hierarchie bestimmen die Tätigkeiten und Entscheidungen von Personen, wie die der Frauen, die sich für ein Leben entscheiden, in dessen Zentrum Familie und Haushalt stehen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 161).

Der Glaube an die Naturhaftigkeit zeigt sich z. B. in der Gegenüberstellung mit der Tier- und Pflanzenwelt. U. a. wurden das Stillen und Gebären als Ideal dargestellt (vgl.

---

<sup>2</sup> Die traditionelle Haushaltsführung ist fest in der Gesellschaft verankert (siehe Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374). Aus diesem Grund wird vermutet, dass die Autorin, wenn sie von Partnern (nicht gegendert) schreibt, Männer meint.

Badinter 1981, S. 150) und auch die Erde wurde für Metaphern bemüht: „Erleben die Pflanzen nicht ähnliche Komplikationen? Sie halten sich lange in dem Boden, in den sie auf natürliche Weise gelangt sind; dort überstehen sie leichter als anderswo die Unbilden der Witterung. Bringt man sie in einen Boden, der fremd ist, so haben ihre Wurzeln Mühe, sich zu behaupten ... Sie gedeihen nicht, und häufig verwelken sie“ (Raulin 1768, S. 171 zit. in Badinter 1981, S. 150). Hier wurde versucht das Stillen durch die Mutter zu legitimieren und zu fördern. Die Natur als Ideal und die Abweichung als Versagen (vgl. Badinter 1981, S. 151). Auch der Reproduktionsbereich wird als natürlich angesehen. Frauen fehle etwas, wenn sie nicht Mutter sein könnten. Sie würden quasi ihrer Bestimmung – einem Zwang – nicht nachkommen (vgl. Overall 2012, S. 3). Aarssen z. B. meint, dass Frauen ein biologisches Bedürfnis hätten, Kinder zu bekommen (vgl. Aarssen 2007, S. 1772).

Die Therapeutin Gerti Senger äußert sich gegen ein angebliches Muttergen. Sie ist der Meinung, dass das Ideal von der Mutter ziemlich neu ist (siehe Kapitel 5.1 Mutterideal). Wie auch die Idee der bedingungslosen, selbstverständlichen und natürlichen Liebe einer Mutter zu ihrem Kind, die der Neuzeit entspringt. Dafür spricht das Verhältnis zwischen Mütter aus dem Großbürger\*innentum oder Adel und ihren Kindern. Es bestand nahezu keine Beziehung, da sich Angestellte um diese kümmerten. Aber auch bei den Arbeiterinnen und Bäuerinnen fehlte die Zeit, sich intensiv mit den Kindern zu beschäftigen (vgl. Kofler 2006, S. 44). Zur Legitimation der Familie als anzustrebende Lebensform bezieht frau\*man sich oft auf die historische Großfamilie, wobei es die so nie gab. Oft starben die Frauen bei der Geburt ihrer Kinder, was der Grund für viele war, kinderlos zu bleiben (vgl. Kofler 2006, S. 103).

Auch Hrdy (1999) stellt sich gegen Muttergefühle, die den Frauen zugesprochen werden. Jedoch verneint sie diese im Gegensatz zu Senger nicht gänzlich, sondern lediglich so lange keine Kinder vorhanden sind. Laut der Anthropologin werden Muttergefühle durch Hormone bei der Geburt gebildet und durch Signale, die Kinder von sich geben, angeregt. Muttergefühle vor der Geburt der Kinder entsprächen nicht der Realität, sowie auch die Idee der biologischen Uhr ein Konstrukt der Gesellschaft ist (vgl. Hrdy 1999, o.S.). Auch Badinter (Soziologin und Philosophin) meint, dass sozialer Druck und nicht Mutterliebe der Grund dafür sind, dass Frauen glauben, in der Mutterschaft ihre Bestimmung zu finden (vgl. Badinter 1981, S. 288). Auch Diehl spricht über die Bedräng-

nis, in die Frauen durch die angebliche Mutterliebe und natürliche Bestimmung zur Mutterschaft geraten. Veranschaulicht wird dies durch ein Zitat von Mayr aus einem Artikel des Standards:

„Der Druck, den Frauen in sich selbst spüren und gegen den sie sich nicht wehren können, ist bemerkenswert. Es gibt ja eine gesamtgesellschaftliche Erzählung über Mutterschaft. Die sagt, dass man eine sinnstiftende Erfahrung im Leben verpasst, wenn man keine Kinder zur Welt bringt. Da wird viel psychologisiert. Man macht diese Frauen glauben, dass sie später einsam und verbittert sein werden. Das glauben die Frauen irgendwann, das arbeitet in ihnen. Und so trauen sie manchmal ihrem abwesenden Kinderwunsch nicht über den Weg“ (Mayr 2014, o.S.).

Den Einfluss durch die Umgebung bestätigt Overall. Sie schreibt, dass Menschen nicht nur von ihrer Innenwelt bestimmt werden. Erfahrungen, die gemacht werden, Menschen, die einer Person begegnen etc., beeinflussen Entscheidungen und Einstellungen. Sozialisation macht Personen zu den Menschen, die sie sind. Sie handeln, neben Reflexen, nicht nach reinen Instinkten, sondern das, was sie gelernt haben, beeinflusst sie (vgl. Overall 2012, S. 4).

Das Bild von der Mütterlichkeit wird demnach von der Gesellschaft tradiert. D. h. jedoch nicht, dass es natürlich ist bzw. schon immer bestanden hat. Über die Entwicklung und Anfänge der vermeintlich natürlichen Mütterlichkeit soll im Folgenden gesprochen werden.

- **Anfänge - Konstruktion der natürlichen Mütterlichkeit**

Grundsätzlich ist der Mensch bestrebt, sich von der Natur abzugrenzen, außer wenn es um die Liebe bzw. Beziehung zwischen Mutter und Kind geht. Hier kommt der Natur, dem Instinkt der Frau bzw. der natürlichen Verbindung zwischen den Generationen große Bedeutung zu. Die Abwertung der Frau wird durch eben diese Verknüpfung zur Natur (weg von Logik und Vernunft) sichtbar, von der sich der Mensch ansonsten abzuheben versucht (vgl. von Braun 2009, S. 173).

Tatsache ist, dass das Bild der natürlichen Verbindung zwischen Mutter und Kind und die damit verbundenen Gefühle gesellschaftlich konstruiert sind. Um 1780 fand ein französischer Polizist heraus, dass nur ca. 5 % der Frauen ihre Kinder stillten und viele Säuglinge zu Verwandten geschickt, von Ammen versorgt oder ins Heim gebracht wur-

den. Von 21.000 Neugeborenen blieben lediglich 1.000 bei ihren Müttern. Auch Badinter schreibt über Misshandlungen von Kindern und das Aufziehen der Kinder durch Ammen bereits im 17. Jh. (vgl. Carl 2002b, S. 27; Badinter 2010, S. 16f.). Dies zeigt, dass die Verbindung zwischen Mutter und Kind nicht immer bestand und nicht naturhaft ist (vgl. Badinter 1981, S. 9). Zu dieser Zeit, eben um das 18. Jahrhundert, in jenen Jahren, in denen viele Kinder starben, u. a. durch das Versenden auf das Land, verbreitete sich Rousseaus Theorie. Er schrieb über den „Naturtrieb“ (Rousseau 1995, S. 17ff.) der Mutter. Aufgrund dieses Triebes ist sie die Einzige, die sich um die Kinder kümmern kann. Er weist auf die Verbindung zum Kind und die Pflichten der Mutter hin, die im 18. Jh. idealisiert wurden. Da die Frauen nicht auf Familien- und Haushaltspflichten eingegrenzt werden wollten und Rousseaus Thesen mitunter deshalb wenig Anklang erfuhren, wurde in die Debatte der Geschlechterunterschied eingebracht. Allen voran der Pädagoge Pestalozzi, der die naturgewollte Aufgabe der Frau in der Mutterschaft sah und die Meinung verbreitete, dass sie angeborene Fähigkeiten wie Aufopferungsbereitschaft und Instinkt hat, die den Männern fehlen (vgl. Diehl 2015, S. 31f.). Um 1900 erreichten Rousseaus Ansichten alle Schichten – die Kleinfamilie als Indikator für ein ordentliches Leben. Mütter waren für das Wohl ihrer Kinder verantwortlich und Stillen war Pflicht. Verweigerten sie ihren Kindern Zuneigung, wurden sie als wider die Natur angesehen (vgl. von Braun 2009, S. 177). Das Zitat von Badinter zeigt die Meinung von der naturhaften Verbindung zwischen Frau und Mutterschaft deutlich:

„Woher mag dieser unbezwingbare und allgemeine Instinkt kommen? Von demjenigen, der alles geschaffen hat (...) Er hat allen Lebewesen eine gedankenlose Liebe zu ihrer Nachkommenschaft ins Herz gepflanzt. Die Frau ist diesem Instinkt ebenso unterworfen wie alle Tiere“ (Badinter 1981, S. 148).

Die Akzeptanz bzw. die Schnelligkeit der Umsetzung und Verbreitung des Mutterideals hing dabei von der finanziellen Situation und dem Status der Frau ab, wobei mit der Umsetzung des Ideals ein gesellschaftlicher Aufstieg verbunden war (vgl. Badinter 1981, S. 159ff.).

Mütterlichkeit wird zur Natur und die Abweichung von dieser ist widernatürlich. Doch die Mutterrolle muss erst gelernt werden. Die Idee des Unterrichtens von Mütterlichkeit zeigt sich z. B. bei Fröbel, der der Meinung war, dass Mütter der Anleitung bedürfen. Er entwickelte Spielzeug und Lieder für den Umgang mit Kindern und vermittelte sogar

die Gefühle, die angebracht waren. Für die Unterweisung wurden Pädagog\*innen geschult, die den Müttern zur Seite gestellt wurden und ihnen dort halfen, wo ihre Kompetenzen zu Ende gingen. Diese Erzieher\*innen waren laut Fröbel notwendig, um den Müttern dabei zu helfen, zu ihrem Wesenskern zu gelangen (vgl. Hoffmann 1964, S. 115f. zit. in von Braun 2009, S. 179).

Schulungen für Mütter gab es auch anderweitig. Im 19. Jahrhundert traten Frauen der Mittelschicht gemeinsam mit Ärzt\*innen, Unternehmer\*innen, der Kirche etc. auf, um gegen die Säuglingssterblichkeit anzukämpfen. Und zwar klärten sie die Arbeiterinnen über Gesundheit, Ernährung bis hin zum Stillen auf, was zur Folge hatte, dass mehr Kinder überlebten (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 68). Hier zeigt sich die eben erwähnte Beratung von Müttern, obwohl Mutterschaft als natürliche Bestimmung der Frau angesehen wird/wurde, die an und für sich keiner Anleitung Bedarf (Instinkt).

Heute wenden sich Mütter einer großen Anzahl an Materialien zu, um diesem naturhaften Ideal zu entsprechen (vgl. von Braun 2009, S. 178). Es gibt Ratgeber und Broschüren, die den Umgang mit dem Kind in verschiedenen Lebensphasen aufzeigen; Fachbücher der Entwicklungspsychologie, Leitfäden z. B. für die richtige Ernährung oder den Spracherwerb und Beratungsstellen und Therapien für die Familie (vgl. Burkart 2013, S. 394ff.). Hier zeigt sich der Widerspruch erneut. Eine Vielfalt an Fachliteratur, die der Mutter aufzeigt, was ihre Instinkte eigentlich wissen sollten. So z. B. beim Stillen. Das Stillen des eigenen Kindes kann als Veränderung des Verhaltens der Mutter, angestoßen durch ein Ideal, gesehen werden (vgl. Badinter 1981, S. 160). Von Angehörigen der neuen Berufsgruppe der Stillberater\*innen und in Ratgebern für Babys ist vermehrt der Rat nach dem Stillen der eigenen Kinder zu hören/lesen, um diesen weder Nährstoffe, noch Notwendiges zur psychischen Stabilität vorzuenthalten. Die damit einhergehende zeitliche Inflexibilität der Mütter, Schlafmangel, mögliche (jahrelange) Depressionen etc. werden dabei zum Wohle der Kinder in Kauf genommen (vgl. Kofler 2006, S. 19). Dies bedeutet für die Mütter und deren Berufsleben Einschränkungen, was z. B. ihre Flexibilität angeht, die Möglichkeit auf Entspannung und andere negative Konsequenzen u. a., was den Berufs(wieder)einstieg anbelangt (vgl. Kofler 2006, S. 18f.). Dies zeigt neben dem Einfluss auf die natürliche Mutter-Kind-Beziehung, die unhinterfragt bleibt, den Eingang von Ratschlägen in die verschiedensten Lebensbereiche. Und auch

der Stellenwert der Berufstätigkeit von Müttern wird sichtbar – nämlich ein sehr geringer.

Nach Fröbel (um das 20. Jahrhundert) kamen sowohl Meinungen auf, die glaubten, dass Mütter unterwiesen gehörten, als auch welche, die den Müttern rieten, sich auf ihren Instinkt zu verlassen und nicht auf Ratgeber\*innen zu hören. So z. B. Winnicott, der davon überzeugt war, dass sich Mütter aufgrund ihrer Instinkte um ihre Kinder kümmern können und dass die gelungene Entwicklung von Kindern von der Beziehung zu den Müttern abhängt. Somit wird ein Scheitern auf das Versagen der Mutter zurückgeführt, die für die sichere Bindung zum Kind verantwortlich ist. Dieses Versagen wird als unnatürlich eingestuft (vgl. Winnicott 1969, S. 13).

Dabei sind jene Theorien, die wenig Druck ausüben bzw. unterschwelliger sind wie die von Winnicott, mit viel mehr Zwang verbunden. Natürliche Mutterliebe wird vorausgesetzt und bei Müttern, die abweichen, wird von Liebesentzug gesprochen. Mit dem letztgenannten Begriff schwingt der Anspruch auf Mutterliebe bereits mit (vgl. von Braun 2009, S. 181).

Das folgende, abschließende Zitat von Winnicott zeigt noch einmal, welche Rolle der Frau im 20. Jahrhundert zugesprochen wurde. Jede Frau scheint für die Mutterschaft qualifiziert zu sein. Wenn sie sonst in der Gesellschaft keinen Beitrag leistet, erfüllt sie doch im Mutter-Sein ihre Bestimmung:

„Die ganz gewöhnlichen Dinge, die Sie tun, sind gleichzeitig sehr wichtige Dinge, und das Schöne dabei ist, daß Sie dafür gar nicht mal gescheit zu sein brauchen, und Sie brauchen nicht einmal dabei zu denken, wenn Sie es nicht wollen. (...) Oder Sie mögen wirklich gescheit sein. Aber das spielt hier keine Rolle, und es hat nichts damit zu tun, ob Sie eine gute Mutter sind oder nicht. Wenn ein Kind mit einer Puppe spielen kann, können Sie eine normale hingebende Mutter sein“ (Winnicott 1969, S. 12f.).

Durch die Darstellungen in diesem Kapitel wird die Konstruktion sichtbar: Theorien wie die von Rousseau machen den Anfang. Weitergeführt werden sie z. B. von Fröbel, unterstützt durch Ratgeber\*innen und Erzieher\*innen, und am Ende wird die Theorie inkorporiert – das verinnerlichte Wissen zum Instinkt (vgl. von Braun 2009, S. 180).

Das Bild der Frau (als Mutter), das eben gezeigt wurde, soll im nächsten Kapitel durch gegenläufige Entwicklungen ergänzt werden. Es werden Hintergründe, Anfänge und

Verläufe der Kinderlosigkeit besprochen. Dadurch soll die Veränderung von Werten und Bedingungen, die ihre Akzeptanz und Entwicklung bestimmen, sichtbar werden.

## 4 Kinderlosigkeit

Wie passt Kinderlosigkeit zum eben besprochenen Bild der Frau. Inwiefern ist die Überlegung, die bewusste Entscheidung gegen ein eigenes Kind in einer Gesellschaft zulässig, in der Mutterschaft idealisiert wird – die Frau an Herd und Kind verweist?

Burkart schreibt von der Kultur der Kinderlosigkeit in der Kinderlosigkeit nicht nur eine Option – die Abweichung vom traditionellen Lebensplan, in dem Frauen für Haushalt und Familie verantwortlich sind – sondern akzeptiertes und sogar erwünschtes Lebensmodell ist (vgl. Burkart 2013, S. 379f.). Dieser Meinung ist auch Peuckert:

„Kinderlosigkeit hat eine erhebliche Attraktivität erlangt. Sie wird nicht mehr nur noch als Defizit von Individuen oder Paaren gesehen, sondern als kultureller Wert an sich“ (Peuckert 2012, S. 264).

Bereits im 20. Jh. gab es Vertreter\*innen dieser Ansicht. Geissler und Oechsle schreiben, dass die Überlegung für bzw. gegen eigene Kinder eine individuelle ist, sich am eigenen Leben orientiert und an den Bedingungen der Umgebung ausrichtet – in der Absprache mit der\*dem Partner\*in. Es ist notwendig sich zu überlegen, wieso die Entscheidung für bzw. gegen Kinderlosigkeit getroffen wird (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 254).

Voraussetzung für die Entscheidung sind u. a. Vorbilder. Es ist wichtig alternative Konzepte zu kennen. Diese bringen Personen zum Nachdenken. Gäbe es nur eine Lebensweise, wäre die unreflektierte Übernahme dieser sehr wahrscheinlich (vgl. Diehl 2015, S. 70).

Zu bedenken ist in diesem Zusammenhang auch die Akzeptanz von Lebensentwürfen, die mitentscheidend für die Übernahme von Modellen ist. Mutterschaft und Familie werden im Gegensatz zu Kinderlosigkeit noch immer positiv bewertet. Und das in einem Land, in dem die Vereinbarkeit von Familie und Beruf äußerst schwierig ist (vgl. Burkart 2013, S. 379f.). Auch Peuckert schreibt, dass Familien laut der Männerstudie

2008 und der Familienstudie 2010 neben der Paarbeziehung den größten Wert in einem Leben hat (vgl. Peuckert 2012, S. 213f.).

Es gibt jedoch Veränderungen. „Immer mehr breitet sich das *Ideal der freiwilligen Kinderlosigkeit* aus (...)“ (Dorbritz et al. 2005, S. 359ff.). Bei den Jahrgängen 1991 bis 1993 ziehen die Befragten der pairfam-Studie den Beruf der Familie vor, wobei die Befragung 2008/09 durchgeführt wurde und die Gruppe zu diesem Zeitpunkt 15 bis 17 Jahre alt war (vgl. Peuckert 2012, S. 213f.). Und auch die Zahl der kinderlosen Paare steigt, die Geburtenstatistik ist rückläufig und immer weniger in Partner\*innenschaft lebende Personen wünschen sich Kinder (vgl. Rost 2005, 9f.). Es zeigt sich, dass in einer glücklichen Partner\*innenschaft zu leben, einen guten Job zu haben oder sich selbst verwirklichen zu können, ebenso wichtig ist wie der Wunsch nach einem Kind und damit eine Alternative zum traditionellen Familienbild bildet (vgl. Burkart 2013, S. 380f.). Die Vorstellung, dass ein Kind zum Glück gehört, hängt dabei stark vom Geburtsjahrgang ab. Bei jüngeren Generationen sagt ca. ein Drittel, dass es keine Kinder braucht. Im Gegensatz dazu sind es bei älteren Personen ca. 64 %, die sich nicht vorstellen können, ohne Kinder ein glückliches Leben führen zu können. Wobei Familie in beiden Fällen einen hohen Stellenwert haben kann, der keinen Gegensatz zur bewussten Kinderlosigkeit darstellt (vgl. Peuckert 2012, S. 214).

Kinderlosigkeit ist ein Teil der Gesellschaft (auch unserer), in der Reflexion stattfindet, in der Themen angesprochen werden und in der ein Kind zu bekommen bzw. Mutter/Vater zu werden mit Bedenken verbunden ist. Gegen Kinderlosigkeit stellt sich die Politik, die Sanktionen für Kinderlose fordert. Dies ist mit Beunruhigung zu erklären und nicht mit fehlendem Verständnis für Kinderlose durch die Bevölkerung. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass Kinderlosigkeit sich etabliert hat bzw. nicht mehr negativ konnotiert ist (vgl. Burkart 2013, S. 380f.), wobei das Mutterideal noch immer besteht, wenn auch nicht bei der großen Mehrheit, und Frauen ohne Kinder als unvollständig angesehen werden (vgl. Mika 2011, S. 141). Dies zeigt sich auch in der Sprache. Es wird von kinder“los“ gesprochen – als fehle etwas. Eine Entwicklung, neben der zunehmenden Entscheidung gegen eigene Kinder, ist sensible Sprache bezogen auf Kinder“los“igkeit. Im angloamerikanischen Raum gibt es die Begriffe „childfree“ und „childless“. Der erste unterstellt kein Fehlen, keinen Verzicht oder Verlust. In seinem Verständnis wird Kinderlosigkeit nicht bewertet, sondern zur Option (vgl. Diehl 2015,



S. 20). Es ist ein Irrglaube, dass grundsätzlich ein Kinderwunsch besteht und Kinderlosigkeit mit Geld- oder strukturellen Problemen zusammenhängt (vgl. Burkart 2013, S. 380f.).

Um ein besseres Verständnis davon zu bekommen, wie aus dem Streben nach Mutterschaft die Reflexion des Kinderwunsches hervorgehen konnte, wird unter dem folgenden Punkt ein geschichtlicher Einblick gegeben.

- **Geschichte der Kinderlosigkeit**

Der Kinderwunsch als Diskussionsgegenstand existiert erst seit den 1970ern. Der Widerspruch zwischen Mutter-Sein und Selbstverwirklichung wurde davor auch in der damaligen Frauenbewegung nicht besprochen (Beck-Gernsheim 1988, S. 50). Wenn, dann kurz angeschnitten, um den Gedanken der Kinderlosigkeit als legitime Option gleich wieder zu verwerfen:

„Wie die ‚Befreiung‘ von den Kindern auf das weibliche Geschlecht selber wirken würde (...) Die Mütter würden entweder immer darunter leiden, ihre Kinder verlassen zu müssen. Oder sie würden sich im Lauf der Jahrhunderte daran gewöhnen. (...) Wie die Mutterbrust verkümmert, wenn Generationen hindurch nicht gestillt wird, so könnte es auch im Seelischen sein; (...) so könnte das Eigenste im Weibe, die Mütterlichkeit, geringer und geringer werden, bis die Frau schließlich ein Wesen wäre, das durch die physische Mutterschaft gehemmt und geschwächt ist, aber nicht mehr die Größe hat, die ihr das Seelische der Mutterschaft gegeben hatte“ (Wilbrandt 1902, S. 2; ebd., S. 389).

Um 1970 bekamen Frauen weniger Kinder (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 116f.). Worum viel geschrieben und diskutiert wurde. Der zeitliche Zusammenhang des Diskussionsbeginns um Kinderlosigkeit und den stark fallenden Geburtenraten scheint kein Zufall zu sein. Obwohl die fallenden Geburtenraten zu einem großen Teil durch weniger Kinder pro Familie verursacht wurden und nicht von kinderlosen Personen (vgl. Kofler 2006, S. 27). Die (potentiellen) Eltern sehen sich mit Bedenken konfrontiert, was die Geburt eigener Kinder betrifft. Die Nachfrage nach fehlenden Informationen wird vom Markt durch Massen an Ratgebern gedeckt, die teilweise von Frauenbewegungen stammen. Zu dieser Zeit wird auch für Politik und Wissenschaft sichtbar, dass der Kinderwunsch hinterfragt wird – seine Selbstverständlichkeit verloren hat (vgl. Beck Gernsheim 1988, S. 107).

Auch wenn die Diskussion um das Thema Kinderlosigkeit erst um 1970 begann, sind die Ursprünge schon früher zu finden. Dies bestätigt Hager:

„Auch in der Geschichte kommt das Thema der Kinderlosigkeit vor. So gab es Institutionen und Vorgaben, die das Kinderkriegen einschränkten. So zum Beispiel beim Eintritt in bestimmte Orden oder bei Besitzlosen. Neben diesen kollektiven Entscheidungen gibt es jene Entscheidung gegen [eigene] Kinder als individuelles Anliegen. Dieses wird der Neuzeit zugesprochen“ (Hager 2006, S. 17).

Mit der Industrialisierung, der Expansion der Städte, der Möglichkeit sich von einem Ort zum anderen zu bewegen, veränderte sich das Leben der Bevölkerung – deren Vorstellungen, ihr Verhalten und die Anforderungen und Annahmen, die sie an ihr Leben stellten. Der Mensch wuchs aus bekannten Strukturen, wie der Religion, Familienverbänden etc. heraus. Dies führte zum „Anspruch und Zwang zum ‚eigenen Leben‘“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 11). Durch den Verlust der traditionellen Strukturen sehnen sich die Menschen nach neuem Rückhaltgebendem. Dieses-auf-sich-gestellt-Sein, ohne Rückgriff auf vertraute Strukturen, führt zu Konkurrenz und der Gefahr abzustürzen. Es ergeben sich neue Verhaltensmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten – die Möglichkeit das Leben zu gestalten (wobei der Markt allgegenwärtig präsent ist und mitgedacht werden muss, um das eigene Überleben zu sichern). Die Gestaltung des Lebens, beeinflusst von der Marktgesellschaft, hat zur Folge, dass sich der Mensch selbst zu verwirklichen versucht. Hier stellt sich die Frage nach dem Platz, der dabei für andere Personen bleibt, mit deren individuellen Vorstellungen vom Leben (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 11ff.). Diese Frage stellt sich u. a. Beck-Gernsheim im Zusammenhang mit Mutterschaft:

„Wieviel Raum bleibt insbesondere für Frauen und ihre Bindung ans Kind, die so unmittelbar und umfassend ist wie sonst keine mehr in unserer Gesellschaft? Wird das Kind hier zum ‚Fremdkörper‘ im eigenen Leben, zur dauernden Barriere und Bremse? Oder wird es zum Zielpunkt neuer Sehnsüchte, Hoffnungen, Wünsche?“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 14).

Mutterschaft ist neben dem Aspekt der Selbstverwirklichung auch eine wirtschaftliche Frage. Durch das Mutter-Sein konnte die Frau über die Ehe ihre Existenz sichern. Mitunter aus diesem Grund erkannte die Frauenbewegung neben der Berufstätigkeit auch Mutterschaft als erstrebenswertes Ziel für Frauen an. Durch das Mutter-Sein erfuhren

die Frauen Bestätigung und durch Erwerbsarbeit eroberten sie Bereiche außerhalb des Haushalts und der Familie. In weiterer Folge verloren alte Bezugssysteme wie Familie und Religion durch Industrialisierung etc. zunehmend ihren Stellenwert und Selbstverwirklichung trat an deren Position. Dies führte dazu, dass die Einschränkung durch die Mutterschaft allmählich ins Bewusstsein der Frauen geriet (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 51ff.). Die Arbeiterinnen kamen mit den Denkmustern des Marktes in Berührung. Die erlangte Freiheit durch die Arbeit gab ihnen ein Gefühl ihres Ichs, was für Shorter das Interesse an Geburtenkontrolle erklärt. Das Wissen um diese erlangte die Frau aus der Unterschicht jedoch erst Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Shorter 1973, S. 612ff.). Die Frauen der Mittelschicht hingegen wurden vorrangig von neuen Werten wie Bildung geleitet, die mit dem Mutter-Sein im Konflikt standen. Die Auswirkung der Unvereinbarkeit dieser Bereiche war, dass die Abtreibungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts anstiegen (vgl. Degler 1980, S. 63ff.). Dies kann als Indikator für das Streben der Frau nach Selbstbestimmung gesehen werden bzw. zeigt sich dadurch der Wert, den Frauen einem Leben nach eigenen Maßstäben für sich beimaßen. Hauptsächlich waren es höher gebildete Frauen, die sich um die Reproduktionskontrolle kümmerten (vgl. Degler 1980, S. 247). In den 1960ern stellten immer mehr Frauen Anforderungen an ein eigenes Leben. Erfahrungen, die sie u. a. außerhalb der Familie gemacht hatten, dienten als Richtwerte und steigerten ihre Erwartungen. Dazu zählte auch die Möglichkeit fernab des traditionellen Familienmodells (Ehemann und Kind) ein Leben zu führen (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 109).

Exkurs zur Reproduktionskontrolle bzw. –medizin: Die Entscheidung für oder gegen ein eigenes Kind wurde zur Freiheit und gleichzeitig zur Bürde, denn sie kann nicht nur getroffen werden, sondern ist zu treffen. Ein Grund für die Freiheit die Entscheidung zu treffen ist die erwähnte Reproduktionskontrolle, die sich weiterentwickelt hat. Hier als Beispiel die Anti-Baby-Pille, welche die Entscheidung des Zeitpunkts für ein Kind und die Frage nach dem Ob ermöglicht (vgl. Kahlert 2013, S. 371). Wobei die Pille nur eines von mehreren Hilfsmitteln zur Zielerreichung ist und es vor ihr bereits Möglichkeiten der Familienplanung wie Enthaltbarkeit, Schwangerschaftsabbruch etc. gab (vgl. Höhn 1994, S. 96ff.). Des Weiteren ermöglicht die Reproduktionsmedizin Eltern, die auf natürlichem Wege keine Kinder bekommen können, sich den Wunsch nach eigenen Kindern zu erfüllen (vgl. Kahlert 2013, S. 371). Außerdem bietet sie Frauen die Mög-

lichkeit, einen möglichen Kinderwunsch oder die Entscheidung für ein eigenes Kind nach hinten zu schieben (vgl. Diehl 2015, S. 74). Diese Entwicklungen und Fortschritte, nämlich sowohl in der Reproduktionskontrolle, als auch in der Reproduktionsmedizin, können zum einen zu Zwängen führen, die momentan noch nicht einzuschätzen sind. Wie z. B. dem Druck trotz nicht vorhandenen Kinderwunsches und z. B. Unfruchtbarkeit durch Reproduktionsmedizin ein Kind zu bekommen. Zum anderen ermöglichen sie jedoch die Selbstbestimmung über den eigenen Körper – über das Bekommen von Kindern (vgl. Kahlert 2013, S. 371). Neben der Selbstbestimmung, die durch diese Entwicklungen möglich wurde, hat sich auch das Verhältnis zu Sexualität geändert. Und zwar durch die Auflösung der Verbindung zur Mutter- bzw. Schwangerschaft. Dies hat laut Giddens Auswirkungen auf die Beziehung der Geschlechter und auf die Gleichberechtigung, die zwar noch nicht erreicht ist, jedoch nähern sich die Geschlechter gegenseitig an bzw. erlebt die Debatte um Gleichberechtigung einen Aufschwung durch die Veränderungen bzw. Möglichkeiten der Reproduktionskontrolle und -medizin und deren Effekte auf Sexualität (vgl. Giddens 1993, S. 16). Durch neue Entwicklungen wird auch das Bewusstsein bzw. Denken von Personen angestoßen (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 112). Die Lösung der Sexualität von Fortpflanzung hat neue Ansätze und Möglichkeiten zur Selbstbestimmung aufgetan bzw. hat sie bereits bestehende Modelle zugelassen. Zum Beispiel kann Heterosexualität nicht mehr als einzig akzeptierte Form gelten, wenn aus dem Geschlechtsakt nicht zwangsweise Kinder hervorgehen (vgl. Giddens 1993, S. 45).

Kinder zu bekommen wird zur Option. Die Entscheidung für bzw. gegen ein eigenes Kind hängt (wenn sie bewusst getroffen wird) mit einigen Überlegungen zusammen. Darüber schreibt auch Kahlert:

„Es hat seine Fraglosigkeit verloren, ist nicht mehr länger Bestandteil von Tradition und individuellem Routinehandeln im Lebenslauf. Was aber entscheidbar und also verhandelbar ist, erfordert Bewusstheit bzw. bewusstes Handeln, rationales Abwägen mit Pro- und Kontraargumenten und damit die Konstruktion von optimalen institutionellen wie individuellen Bedingungen, Zeitpunkten und Situationen, um eine Entscheidung zu realisieren bzw. realisieren zu können“ (Kahlert 2013, S. 372).

Demnach sind es verschiedene Aspekte wie Zeit, Situation und Rahmenbedingungen, die beachtet werden, wenn über eigene Kinder nachgedacht wird. In die Überlegung

sollten des Weiteren die drei folgenden Ebenen miteinbezogen werden: Die Strukturebene (die Geschlechterhierarchie), die Institutionenebene (das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis und die konkreten Auswirkungen auf Aufgaben und Arbeitsteilung) und die Handlungsebene (die Kinderfrage als Ergebnis bzw. Antwort auf herrschende Verhältnisse und Handlungsweisen, die teils bewusst, teils unbewusst vonstattengehen) (vgl. Kahlert 2013, S. 375).

Zum Abschluss dieses Kapitels und zur Veranschaulichung der historischen Entwicklung der Kinderlosigkeit folgen einige Zahlen:

Ein Anteil von 20 % Kinderlosen ist in Deutschland und anderen westlichen Ländern nichts Neues. Um 1900 heirateten Frauen und Männer in Nord- und Westeuropa sehr spät und waren in Relation häufig ledig und kinderlos. In Amerika bekamen 25 % der Frauen, die Ende 19., Anfang 20. Jahrhundert auf die Welt kamen, keine Kinder. Und auch in Deutschland lag der Anteil über 20 bis hin zu über 30 %. Wirtschaftlich schlechte Verhältnisse und Kriege zeichneten ihren Lebensweg. 1930 sank der Anteil an Kinderlosen, und um 1950/1960 heirateten viele Leute sehr früh und bekamen Kinder (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 16). Dies ist als Auswirkung des Endes des Zweiten Weltkriegs (vgl. Peuckert 2012, S. 165), einer wirtschaftlich guten Lage und des Bildes der Familie zu sehen. Am wenigsten kinderlose Frauen gab es bei jenen, die um 1950 geboren wurden, was nie ausreichend begründet wurde (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 16). Gestiegen ist die Kinderlosigkeit bei Frauen von 1933 bis 1986 um 10 %: Bei den Jahrgängen zwischen 1933 bis 1938 waren 11 % kinderlos, wogegen 1964 bis 1986 schon 21 % keine Kinder bekamen (vgl. Peuckert 2012, S. 251). Heute (2008) liegt die Kinderlosenrate bei Frauen, die um 1974 geboren sind, bei 35 % und beim Geburtsjahrgang 1954 bei 20 % (vgl. Peuckert 2012, S. 251). Dabei ändern sich die Ursachen, die gegen eigene Kinder sprechen. Damals beeinflussten Wirtschaftskrisen (z. B. die Weltwirtschaftskrise 1932) und Auswirkungen der zwei Weltkriege den Anteil der Kinderlosen, wogegen heute Selbstverwirklichung, Veränderungen in der Kultur und wirtschaftliche Schwankungen als grundlegend für das Denken um Kinder sind. Auch Krisen in einem Land können mitbestimmend sein, wobei in einigen dieser Fälle, wie bei Krisen und Kriegsfolgen, nicht von bewusster Kinderlosigkeit gesprochen wird (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 16f.). Auch Peuckert ist der Meinung, dass der Unterschied zwischen Kinderlosigkeit früher und heute der ist, dass

sie in der Vergangenheit eher auf politische Umstände wie Krisen zurückzuführen war und sich heute an individuellen Einstellungen und Lebensformen orientiert (vgl. Peuckert 2012, S. 249).<sup>3</sup>

## 5 Gesellschaftliche „Normalität“

Nachdem Kinderlosigkeit und die natürliche Bestimmung der Frau besprochen wurden, geht es in diesem Kapitel um Ideale. Thematisch schließt es an die beiden Kapitel 3 und 4 an. Mitunter da die Anforderungen an Frauen, Pädagoginnen mit dem gesellschaftlichen und dem im pädagogischen Diskurs gezeichneten Bild zusammenhängen.

Immer mehr Personen wägen bei der Entscheidung für/gegen eigene Kinder ab. Die Selbstverständlichkeit der Mutterschaft wird in Frage gestellt. Die Akzeptanz von kinderlosen Frauen hängt dabei in hohem Maße vom Ideal ab, das in der Gesellschaft vorherrscht. Dieses wird immer komplexer und schwerer zu erreichen, wobei genau das der Anspruch ist – dem Ideal möglichst nahe zu kommen. Das Ideal der Frau, der Mutter, der Pädagogin – diesen soll sich dieses Kapitel widmen.

Einleitend werden konträr zum Ideal Fakten aufgezählt:

Im deutschsprachigen Raum Europas haben je nach Quelle 17 bis 33 % der Frauen keine Kinder, wobei dies nur zu einem Fünftel an medizinischen Gründen liegt (vgl. Kofler 2006, S. 25). In Österreich liegt die Fertilitätsrate (d. h. wie viele Kinder eine Frau bekommt) unter 1,5 (Statistik Austria 2014). Wir liegen demnach 0,6 unter der Reproduk-

---

<sup>3</sup> Weitere Literatur zur Geschichte der Kinderlosigkeit: Ziebell et al. 1992, 30ff. | Beck-Gernsheim 1988, S. 25ff. | Carl 2002a, S. 11ff.

tionsrate (2,1). Dies ist die Rate, die für ein Wachstum der Bevölkerung ohne Zuwanderung nötig wäre (vgl. Kofler 2006, S. 16).

Die Kinderlosenquote der 40- bis 44-Jährigen liegt laut Statistik Austria bei 16,1 % und bei den 70- bis 74-Jährigen bei 15,5 %. Die über 85-Jährigen haben einen Prozentsatz von 21,1. Bei den 30- bis 39-jährigen Frauen in Österreich wünschen sich 9,8 % keine und 13,2 % wahrscheinlich keine Kinder. Bei den 20- bis 29-jährigen sind es 3,6 %, die sich keine und 6,4 %, die sich wahrscheinlich keine Kinder wünschen (vgl. Statistik Austria 2008/2009, o.S.). Der Zusammenhang von Alter und Kinderlosigkeit spielt bei Statistiken deshalb eine große Rolle, da bei jüngeren Frauen ein Familienstatuswechsel wahrscheinlicher ist (vgl. Kofler 2006, S. 26f.).

Die vorangegangenen Daten und der Blick auf die Entwicklung der Kinderlosigkeit im vorigen Kapitel zeigen, dass viele Frauen abwägen – ihre Entscheidung für ein Kind bedenken. Trotz zunehmender Skepsis gegenüber eigenen Kindern steht die Entscheidung für die Kinderlosigkeit mangelnder Akzeptanz gegenüber – das Idealbild der Frau und die tatsächliche Situation unterscheiden sich. Aus diesem Grund werden im Folgenden die Ideale der Mutter, der Frau und deren Auswirkungen genauer betrachtet, wie z. B. die auf Kompetenzzuschreibungen von Frauen in verschiedenen Lebenslagen.

## 5.1 Mutterideal

Das Bild der Mutter als aufopferungsvolle Frau, die ihre Bedürfnisse hinter die ihrer Kinder stellt, existiert seit dem 19. Jahrhundert. Ist im 20. Jahrhundert z. B. bei Winnicott von normal hingebenden Müttern die Rede, so ist diese Aufopferung gemeint. Keine Wünsche bezogen auf sich selbst, nur auf das Wohl der Kinder bedacht – keine Identität, sondern Natur (vgl. von Braun 2009, S. 181). Von diesen erhöhten Anforderungen schreiben auch Hager und Beck-Gernsheim:

„Vorbei sind die Zeiten, als Kinderkriegen das „Normalste“ auf der Welt war. Dementsprechend wird die Entscheidung für Kinder heute mit so hohen Ansprüchen wie noch nie überfrachtet“ (Hager 2006, S. 25). „Seit den 50er und 60er Jahren (...) heißt die Forderung, das ‚Kind als Person‘ zu verstehen, zu respektieren, zu fördern“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 106).

Äußerte eine Mutter selbstbezogene Wünsche, so konnte dies nur unnatürlich sein (vgl. von Braun 2009, S. 181). Und auch heute sollen die Kinder geliebt, beachtet und geför-

dert werden (vgl. Hettlage 1998, S. 16). Die Aufgabe, mit der sich Frauen konfrontiert sehen, ist die Unterstützung und Förderung des Kindes vom ersten Tag seines Lebens an (vgl. Peuckert 2012, S. 229). Für die Entwicklung des Kindes zum Erwachsenen wird die Erziehung der Mutter verantwortlich gemacht – ebenfalls für dessen spätere Karriere, Zufriedenheit, Charakterzüge, Vorlieben etc. Die Verantwortung und die Anforderungen die mit der Elternschaft verbunden sind, sind heute am höchsten (vgl. Mundlos 2012, S. 15). Viele Eltern stellen sich die Frage, ob sie die Fähigkeiten besitzen, die für die Kindererziehung notwendig sind (vgl. Apple 2006, o.S. zit. in Peuckert 2012, S. 229). Sie haben Angst, den Ansprüchen nicht gerecht werden zu können – davor, dass die Aufgabe der Kindererziehung nicht zu bewältigen ist (vgl. Hettlage 1998, S. 16). Sie beziehen Ratgeber, die sie unterstützen sollten, aber eher Ängste schüren. Oder sie wollen ihr Leben nicht in den Dienst der Mutterschaft stellen. Beides führt dazu, dass sich mehr Frauen für die Kinderlosigkeit entscheiden (vgl. von Braun 2009, S. 193). Demnach sind die Anforderungen, die an Mütter gestellt werden, verbunden mit sinkenden Geburtenraten (vgl. von Braun 2009, S. 193).

Die Natürlichkeit der intensiven Beziehung zwischen Mutter und Kind, die heute vorausgesetzt wird, hat ihren Ursprung in der Industrialisierung. Die vermeintliche Tradition dieser Verbindung kann widerlegt werden: Mit der Arbeitsteilung und dem Loslösen der Arbeit vom eigenen Heim wurden Bereiche zunehmend geschlechtsspezifisch. Zuvor lief die Kindererziehung neben der Arbeit mit. Da die Arbeit nun außerhalb stattfand, mussten neue Strukturen geschaffen werden (vgl. Schenk 1992, S. 20).

In diesem Zusammenhang wird im Folgenden kurz der Aspekt der Berufstätigkeit angeschnitten. Therapeutin und Autorin Dr. Gerti Senger: „In Wahrheit ist heute die gnadenlose Forderung an die Frauen, beides gut hinzukriegen, Mutterschaft und Beruf. Und das überfordert viele“ (Kofler 2006, S. 43). Ein gutes Leben wird weitgehend vom Staat, der Gesellschaft definiert. Wie ein Leben mit Kind auszusehen hat, ist vorgegeben und geht oft auf Kosten der Selbstverwirklichung der Mütter (vgl. Diehl 2015, S. 135). Ihnen kommt die Aufgabe zu, ihre Kinder zufrieden zu stellen und gleichzeitig individuelle, der Persönlichkeit entsprechende Pläne, eigene Wünsche zu realisieren (vgl. Hager 2006, S. 25). Dahingehend ist es nicht förderlich, dass viele Personen glauben, dass es den Kindern vor Eintritt in die Schule schadet, wenn die Mutter nicht zu Hause bleibt, und auch die Betreuung der Kinder außerhalb des Hauses wird als kritisch



angesehen (vgl. Peuckert 2012, S. 229). „[S]tändige Abrufbarkeit, ständige Ansprechbarkeit, ständiges Sich-Einfühlen, Dasein – mit einem Wort – für den neuen Menschen, das Kind, eingeschränkte Verfügbarkeit mithin für jene götzengleiche Instanz der Moderne, die Arbeitsmarkt heißt“ (Sichtermann 1994, S. 86). Sichtermann spricht hier die hohen Ansprüche der Erziehung an, die sich auf die Beteiligung am Arbeitsmarkt auswirkt. Die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie ist für potentielle Mütter ein Grund sich gegen eigene Kinder zu entscheiden (vgl. Peuckert 2012, S. 229). Das Ideal Mutterschaft stellt demnach einen Gegensatz zur Selbstverwirklichung dar. Zum einen leben wir in einer Gesellschaft, in der Individualität zunehmend an Wert gewinnt – die Verwirklichung des Selbst, der eigenen Interessen etc. Zum anderen bestehen erhöhte Ansprüche an die Mutterschaft, wie z. B. die damit verbundene Aufopferung und der Lebensmittelpunkt, den das Kind darstellt. Neben der Angst, den Anforderungen der Mutterschaft nicht gerecht zu werden, stellt sich die Frage, wie Mutterschaft mit der Verwirklichung des Selbst vereinbar ist.

Ausschlaggebend für weniger Geburten ist das Mutterideal dann, wenn es mit einem bestimmten Bild verbunden ist. So z. B. mit dem der bürgerlichen Kleinfamilie, in der die Frau nicht berufstätig ist. Diese Familienform stand 1900 für sozialen Erfolg und war somit erstrebenswertes Modell. Am Höhepunkt der Industrialisierung, wo auch Frauen harte Arbeit abverlangt wurde, gab es hingegen mehr Kinder. In Zeiten, in denen Arbeit und Familie kein Widerspruch für das ideale Frauenbild darstellen, gibt es auch keine rückläufigen Geburtenraten (vgl. von Braun 2009, S. 187). Dies zeigt auch das Beispiel UdSSR im 20. Jh., wo Frauen trotz Arbeit und legalem Schwangerschaftsabbruch viele Kinder bekamen. Im Gegensatz dazu Frankreich, wo ungeachtet der Familienpolitik und dem Versuch Frauen zurück in den Haushalt zu drängen, die Geburtenraten stagnierten (vgl. Zilboorg 1979, S. 201 zit. in von Braun 2009, S. 188). Ebenfalls beispielhaft sind die Zeiten der faschistischen Regime in Deutschland und Italien, in denen versucht wurde durch Verbot des Schwangerschaftsabbruchs, Arbeitsverbot für Mütter, niedrigere Löhne, um Frauen aus dem Erwerbsleben zu verbannen, Steuervorteile etc. „die Erneuerung der Frau zum Kind“ (Jurczyk 1978, S. 63) zu erwirken. Es wurde die Ansicht zu vermitteln versucht, dass die Frau in der Mutterschaft aufgeht und sie in der Arbeit keine Erfüllung findet. Ein Zitat, das die damalige Propaganda aufzeigen soll: „Die berufstätige Frau von heute ist ein gequältes und unterdrücktes Geschöpf (...) Die

Frau ist zur Arbeitsmaschine geworden. Der Nationalsozialismus will jedoch die Frau ihrem wahren Beruf wieder zuführen“ (Koonz 1994, S. 97). Jedoch kam es in keinem dieser Länder zu mehr Geburten (vgl. von Braun 2009, S. 188). Auch materielle Unterstützungsangebote führten in Frankreich, im Vergleich zu französischen Gebieten, in denen keine Hilfsangebote gemacht wurden, zu keiner überdurchschnittlichen Geburtensteigerung (vgl. von Braun 2009, S. 188). Politische Maßnahmen hatten in keinem dieser Beispiele positive Auswirkungen auf die Geburtenraten, sondern eher im Gegenteil. Was ausschlaggebend ist, ist das Bild, das die Frauen von sich selbst haben. Desto ungewisser die eigenen Grenzen, desto unwahrscheinlicher ein Kinderwunsch. Auch Frauenberufe zerstören das Selbstbild der Frauen (siehe Kapitel 6.3 Frauenberufe) (vgl. von Braun 2009, S. 188f.). Die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung z. B. im Beruf ist ebenfalls wichtig und spielt eine große Rolle bei der Entscheidung für bzw. gegen eigene Kinder. Was die Wahrscheinlichkeit erhöht, sich für ein eigenes Kind zu entscheiden, sind Geburten unter den Geschwistern der Frau. Hier sehen potentielle Eltern reale Anforderungen fernab der idealisierten Mutterrolle, die sie erfüllen müssen, was die Wahrscheinlichkeit für ein erstes Kind erhöht (vgl. Peuckert 2012, S. 229).

Im nächsten Kapitel geht es ebenfalls um die Rolle der Frau. Behandelt wird das Bild, das die Fachliteratur von Pädagoginnen zeichnet. Gezeigt werden soll, welche Kompetenzen gefordert werden und welche Rolle Mütterlichkeit und Mutterschaft spielen.

## **5.2 Anforderungen an Pädagoginnen**

In Anlehnung an das Kapitel „Natürliche Bestimmung der Frau“ wird im Folgenden auf die Kompetenzen und die Anforderungen eingegangen, die in der Fachliteratur an Pädagog\*innen gestellt werden. Damit soll gezeigt werden, welches Bild von Pädagog\*innen die Profession selbst erzeugt und welche Rolle die Frau in der Profession einnimmt. Damit soll die Frage beantwortet werden, wie sich die Fachliteratur am Diskurs um die natürliche Mütterlichkeit beteiligt.

Der erste Punkt betrifft den Geschlechteranteil. Berufe im Erziehungsbereich sind Frauenberufe (siehe Kapitel 6.3 Frauenberuf). Angestrebt wird, dass mehr Männer in der Branche arbeiten, aber Gehalt und Prestige des Berufs sowie die Orientierung bei der Entwicklung des Berufs an der „geistigen Mütterlichkeit“ (Ebert 2006, S. 64) festigen die Zuschreibung zum Weiblichen, was zur Folge hat, dass lediglich 5 % der Männer in

der Kindererziehung arbeiten (vgl. Buschmeyer 2013, S. 225). Laut Bundesministerin Schröder ist es für das Aufwachsen von Kindern wichtig, Vorbilder zu haben. Sie schreibt, dass Männer in pädagogischen Berufen besonders wichtig als wirklichkeitsnahe Rollenvorbilder für die Buben sind. Besonders für jene, die ohne Vater heranwachsen. Wobei sie nicht darauf eingeht, welche Eigenschaften die Erzieher für diese Funktion haben sollten oder ob die Zugehörigkeit zum männliche Geschlecht als Voraussetzung ausreicht (vgl. BMFSFJ 2010b, o.S.). Auch für den Schulerfolg der Burschen spielt das Geschlecht der Lehrenden laut einiger Autor\*innen eine wichtige Rolle. Meist werden die Schüler von Frauen unterrichtet, die ihnen aufgrund ihres Geschlechts nicht als Handlungsvorbilder dienen und sie somit nicht motivieren, wobei dies wissenschaftlich nicht bewiesen ist (vgl. Buschmeyer 2013, S. 228f.).

Aus der Literatur geht demzufolge hervor, dass es wichtig wäre Männer zu integrieren, da diese den Burschen als Muster dienen und sie ihr Handeln an ihnen orientieren. Dabei ist wichtig, dass die Männer sich ihrer Rolle bewusst sind und Klischees nicht übertragen, wenn sie z. B. allein für technische Aufgaben verantwortlich sind. Es ist jedoch auch an den Frauen, Rollenstereotype nicht zu tradieren und auch Aufgaben zu übernehmen, die männlich konnotiert sind, um den Kindern zu zeigen, dass Kompetenzen nicht mit dem Geschlecht zusammenhängen.

Als wesentlich gilt in der Literatur neben der Vorbildfunktion auch die Beziehung zwischen Personen, die mit Kindern arbeiten und ihren Schützlingen, da diese die Grundlage für eine gelingende Entwicklung der Kinder ist. Bartnitzky macht deutlich, wieso ein gutes Verhältnis zwischen Pädagog\*innen und Kindern so wichtig ist:

„[D]as Grundbedürfnis von Kindern nach Geborgenheit und Ermutigung“ ist der „Nährboden, auf dem sich Leistungen von Kindern überhaupt erst entwickeln können“ (Bartnitzky 2003, S. 270).

Aus der Studie von Gappa (2008) geht hervor, dass Frauen eher Beziehungen zu Mädchen haben. Was im Zusammenhang mit der Bindung als Grundlage für die Entwicklung des Kindes eine große Rolle spielt. Haben Frauen jedoch als Mütter selbst Erfahrungen mit Jungs gemacht, dann scheint der Beziehungsaufbau einfacher (vgl. Leu/von Behr 2013, S. 116). Daraus lässt sich schließen, dass Vertreter\*innen beider Geschlechter unter dem pädagogischen Fachpersonal wichtig für eine stabile, enge Beziehung sind

und ,wie auch Müller meint, dass die eigenen Erfahrungen zentral für die pädagogische Arbeit sind und diese in hohem Maße beeinflussen (vgl. Müller 2014, S. 37). Diese Erfahrungen werden außerhalb des Berufes u. a. in der Mutterschaft gemacht, was interessant für die Beurteilung der Kompetenz von Pädagoginnen ist, da Mutterschaft (die Erkenntnisse, die im Umgang mit eigenen Kindern gemacht werden) als Faktor für Kompetenz gesehen werden könnte. Auch das Kultusministerium wertet Praxiserfahrungen als besonders wichtig im Umgang mit neuen Situationen. Erfüllt wird diese Forderung durch die Verbindung der Ausbildung mit Praxiseinrichtungen (vgl. Kultusministerium 2010, S. 10).

Der nächste Punkt betrifft die Charakteristika einer Person. Neben dem Fachwissen und der Kenntnis darüber, dass die Beziehung zu einem Kind besonders wichtig ist, spielt auch die Persönlichkeit eine große Rolle, die Handlungen oft bestimmt (vgl. Müller 2014, S. 38). Wichtig sind deshalb die ständige Reflexion des eigenen Handelns und das Hinterfragen von Gründen für das eigene Tun und Denken.

Die Fähigkeiten, die von Pädagog\*innen, die mit Kindern arbeiten, erwartet werden, werden im Folgenden aufgezählt. Durch die Kompetenzen soll u. a. eine durch gegenseitiges Vertrauen ausgezeichnete Beziehung zu den Kindern aufgebaut werden können, da diese die Basis für gelingende Förderung ist. Dafür ist ein sensibler Umgang mit den Kindern wichtig (vgl. Müller 2014, S. 36ff.). Auch die Arbeit mit den Eltern auf Augenhöhe und das Einstellen auf neue Anforderungen wie Inklusion und Vielfalt sind wichtige Aufgaben der Pädagog\*innen, für die Fähigkeiten vorhanden sein bzw. erlernt werden müssen (vgl. Kultusministerium 2010, S. 5). Es sind sowohl fachliche, als auch personale Kompetenzen, die sich gegenseitig beeinflussen und die die Pädagog\*innen (die Kinder von 0-10 Jahren begleiten) beherrschen sollten:

- Fachliche Kompetenzen: Pädagogisches Fachwissen, ethisches Fachwissen, entwicklungspsychologische und bindungstheoretische Kenntnisse sind wichtig, um die Kinder in verschiedenen Bereichen fördern zu können (vgl. Müller 2014, S. 36ff.). Des Weiteren wird Wissen in den Bereichen Erziehungspsychologie und Sozialwissenschaft, Unterstützungs- und Förderungsangebote, Rahmenbedingungen (wie die gesetzliche Lage, Organisationsrichtlinien), dynamische Prozesse von

Gruppen, Kommunikation etc. von Pädagog\*innen gefordert (vgl. Kultusministerkonferenz 2010, S. 7).

- Personale Kompetenzen: Die Persönlichkeit der Erziehenden – ihre „Vorerfahrungen, Normen und Werte“ (Müller 2014, S. 40) – hat Einfluss auf ihre Handlungen. Wie mit Situationen umgegangen wird und welche Entwicklungen vorangetrieben werden, hängt neben dem Fachwissen vom Charakter der\*des Erzieherin\*Erziehers ab. Wichtige personale Kompetenzen sind Selbstbewusstsein und Gelassenheit: Diese sind nötig, um auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen zu können, diese über die eigenen zu stellen und die Mädchen und Burschen bei ihrer Entwicklung nicht zu bedrängen. „Ruhe und Selbstvertrauen“ (Kultusministerkonferenz 2010, S. 8) sind die Basis dafür, die Kinder zum Forschen und Entdecken anzuregen.

Die Pädagog\*innen sollen gerne mit Kindern agieren und Körperkontakt zulassen und mögen, da die Kinder ihren Selbstwert durch die Reaktion ihres Umfeldes erlangen (vgl. Müller 2014, S. 36ff.). Das-sich-Anfassen, im Sinne von körperliche Nähe zulassen, wird vor allem Frauen zugeschrieben (vgl. Buschmeyer 2013, S. 237). Solche geschlechtstypischen Vorurteile und Zuschreibungen sind mitunter für die Vorstellung verantwortlich, dass vor allem Frauen für den pädagogischen Beruf geeignet sind.

Das Kultusministerium ergänzt Müllers Liste der personalen/sozialen Kompetenzen der „[p]ädagogische[n] Fachkräfte in den Kindertageseinrichtungen (Krippen, Kindergärten) und auch in Angeboten für Schulkinder in Horten oder in Ganztagsgrundschulen“ (Kultusministerkonferenz 2010, S. 8) um die pädagogische Grundhaltung, die durch Einfühlungsvermögen, Echtheit und Respekt gekennzeichnet ist. Außerdem sind Selbstreflexion, Kommunikationsfähigkeit und der Wille zur ständigen Weiterbildung (wie im Bereich Elternarbeit, Bildungsprozesse, Teamarbeit oder Kommunikation) weitere wichtige Komponenten (vgl. Kultusministerkonferenz 2010, S. 8).

Die Persönlichkeit ist ein wichtiges Kriterium im Umgang mit Kindern. Aus diesem Grund erlangt die Reflexion durch die pädagogischen Fachkräfte große Bedeutung. Sie ist Voraussetzung dafür, das eigene Selbst – Handlungen und Gedanken(schlüsse) – zu hinterfragen. Z. B. wenn ein Kind von einer\*einem Pädagog\*in nicht gemocht wird, soll dies von dieser\*diesem reflektiert und Lösungen gesucht werden. Eigene Erfahrungen

gen spielen ebenfalls eine wichtige Rolle in der pädagogischen Arbeit, weshalb (wie bei Müller angedeutet) der eigenen Elternschaft und pädagogischen Praxis besondere Bedeutung zukommt.

Im Zusammenhang mit Berührungen von Kindern ist die Debatte um Kindermisbrauch von Interesse. 40 % der Eltern bringen Pädagoginnen mehr Vertrauen entgegen als Pädagogen (vgl. BMFSJ 2010a, o.S.). Das hängt sowohl mit dem fehlenden Status des Berufs zusammen als auch mit der Angst vor dem Missbrauch der eigenen Kinder durch Pädagogen. Die Eltern fragen sich, welches Motiv hinter der Berufswahl von Pädagogen steckt. Frauen in der Branche und ihre Liebe zu Kindern werden jedoch unhinterfragt angenommen. Wobei es für die erhöhte Angst vor männlichen Übergriffen zwei Ursachen geben kann. Nämlich dass mehr Fälle mit männlichen Tätern zur Anzeige gebracht und veröffentlicht werden und da vermutet wird, dass Frauen zu solchen Taten nicht fähig sind, wobei sowohl Männer als auch Frauen pädophile Übergriffe verüben (vgl. BMFSJ 2010a, o.S.; Baumgarten 2014, o.S.). Das bestätigt z. B. Baumgarten in einem ihrer Artikel:

„Pädophile Frauen sind keine seltenen Einzelphänomene. Bis zu zehn Prozent der missbrauchten Kinder sind angeblich Opfer von Frauen (...). (...) [G]erade im Bereich sexuelle Übergriffe von Frauen an Kindern gibt es eine extrem hohe Dunkelziffer.“ (Baumgarten 2014, o.S.).

Die ungleiche Behandlung im Beruf, die aus diesem Vorurteil resultiert, wie z. B. Vorsichtsmaßnahmen, die sich ausschließlich auf das Wickeln der Kleinkinder von Pädagogen beziehen, führen dazu, dass der pädagogische Arbeitsbereich Männer abschreckt und ihn zu einem weiblichen macht – im Sinne von „Frauen sind die besseren Pädagoginnen, da sie sich von Natur aus nicht an Kindern vergehen“. Wobei dies nicht der Realität entspricht.

Die Antwort auf die Frage nach dem Bild von Pädagog\*innen, das durch Fachliteratur erzeugt wird, würde auf Basis der Recherche für dieses Kapitel folgendermaßen lauten: Männer in der Erziehungsbranche spielen eine zunehmend größer werdende Rolle. Sie sind Vorbilder, dienen der Motivation der Schüler etc. Jedoch wird der Beruf durch Gehalt, Prestige und die Zuordnung zum Weiblichen von Frauen dominiert. Unreflektierte Vorurteile und Zuschreibungen zu Geschlechtern stabilisieren die Meinung, dass Frauen

für den Beruf geeigneter sind als Männer. Die Relevanz der Mutterschaft wird kurz von Müller angesprochen, wenn es um Erfahrungen geht, die im Berufsalltag nützlich sein können. Der Zusammenhang zwischen dem Beruf und der Qualifikation durch Mutterschaft ist interessant für die Forschungsfrage, wobei die Erkenntnisse durch die Elternschaft auch durch Praxiserfahrung in Institutionen gesammelt werden können. D. h. Elternschaft ist nur eine Möglichkeit, um an Kenntnisse zu gelangen. Für den Beruf spielen fachliche Kompetenzen eine große und wichtige Rolle. Diese sind wesentlich für die Förderung der Kinder und müssen angeeignet werden (zB pädagogisches Fachwissen, Wissen um die Entwicklungspsychologie). Die Persönlichkeit ist für den Umgang mit den Kindern ebenfalls sehr wichtig. Frauen werden in der Beschreibung der personalen Kompetenzen von Pädagog\*innen eher gesehen als Männer, da Eigenschaften wie Kinderliebe weiblich gefärbt sind (vgl. Buschmeyer 2013, S. 230).

Dies bestätigt Buschmeyer:

„Viele Handlungen, die Erzieher/-innen täglich durchführen, sind weiblich konnotiert. Wickeln, Trösten, Pflegen usw. sowie der extrem hohe Frauenanteil machen den Beruf nach wie vor zu einem sogenannten Frauenberuf“ (Buchmeyer 2013, S. 240).

Sensibilität wäre eine Charaktereigenschaft, die Frauen zugeschrieben wird, jedoch keine, die ausschließlich Frauen haben oder die Müttern eher als Frauen zugeschrieben werden. D. h. das gesellschaftliche Bild der Frau (die Eigenschaften die in der Gesellschaft den Frauen zugeschrieben werden) führt dazu, dass Beschreibungen der pädagogischen Kompetenzen weiblich klingen, jedoch ist es die Charaktereigenschaft an sich nicht. Aus der Fachliteratur selbst geht nicht hervor, dass Frauen oder Mütter im Beruf bevorzugt oder für geeigneter gehalten werden, sondern dass sowohl Pädagoginnen als auch Pädagogen gleichermaßen geschätzt und notwendig für den Bereich sind.

Nachdem das Bild der Mutter und Frau sowohl in der Gesellschaft, als auch in der Fachliteratur versucht wurde abzubilden, wird im Folgenden der Blick auf die Wirkungen dieser Bilder geworfen. Welche Konsequenzen haben sie für die Kompetenzzuschreibung? Wessen Meinung wird im Erziehungsdiskurs anerkannt?

### 5.3 Wer schreibt Ratgeber?

In diesem Unterkapitel wird der Frage nachgegangen, wer Erziehungsratgeber schreibt. Wer demnach kompetent ist, sich über dieses Thema zu äußern und Ratschläge zu geben. Interessant ist, welche Qualifikationen für das Schreiben der Erziehungshelfer nötig sind, ob Elternschaft oder die Zugehörigkeit zu einer Profession eine Voraussetzung ist. Besonders im Zusammenhang mit Kinderlosigkeit von Pädagoginnen, deren Kompetenzen und den durch die Kinderlosigkeit entstehenden Konsequenzen sind diese Fragen wichtig.

Die Rolle von Ratgebern ist nicht zu unterschätzen und deshalb auch nicht die der Autor\*innen. Sie informieren, bilden Meinungen, überzeugen etc. Im 20. Jh. waren sie die Antwort auf die Forderung der Frauenbewegung. Diese war es, Kindererziehung zur allgemeinen Zuständigkeit der breiten Öffentlichkeit zu machen, damit sie nicht persönliches Problem der Frau bleibt (vgl. Ehrenreich/English 1979, S. 292). Ein Kind sollte nicht den Verzicht der Frau auf Lebenschancen bedeuten. Dieser Anspruch ist noch immer aktuell, da ein Kind Einschnitte mit sich bringt, die durch gesellschaftliche, wirtschaftliche Hilfe eingeschränkt werden könnten. Durch Ratgeber wird versucht Probleme in einem öffentlichen Diskurs zu lösen bzw. einer breiten Öffentlichkeit näher zu bringen. Außerdem werden Individuen mit den Problemen nicht alleine gelassen, sondern es werden allgemeingültige Lösungen gesucht, die auf Einzelfälle angewandt werden.

Auch heute haben Ratgeber großen Einfluss. Z. B. in der Diskussion um Kinderlosigkeit, da die Entscheidung für bzw. gegen ein eigenes Kind nicht nur auf vorhandenem Wissen basiert. Es wird bei der Überlegung vielfach Literatur herangezogen, die einen Bedarf stillt, der dadurch entstanden ist, dass Mutterschaft ihre Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit verloren hat. Die Orientierung an älteren Generationen stellt keine zufriedenstellende Lösung dar, da deren Leben anderen (wirtschaftlichen, gesellschaftlichen etc.) Bedingungen unterworfen war und somit nicht vergleichbar mit dem eigenen Leben ist. Was früher Glaube und Usus geleistet haben, nämlich die Unterstützung bei der Entscheidung, übernehmen heute Expert\*innen. Die eigene, individuelle, intime Entscheidung wird durch Psycholog\*innen und Ratgeber, Broschüren etc. ersetzt



– die Entscheidung für/gegen ein Kind zur Recherche (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 164).

Im 20. Jahrhundert schrieb Beck-Gernsheim, dass die Expert\*innen aus verschiedensten Fachrichtungen und Ausbildungsniveaus stammen. Es waren Pädagog\*innen, Psycholog\*innen oder Personen der Frauenbewegungen, die Ratschläge gaben. Wobei diese in Form von Tagebüchern über Zeitungsartikel veröffentlicht wurden (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 165). Auch heute sind es u. a. Bücher und Broschüren, die Unterstützung bei der Erziehung geben. Wird der Blick auf die Liste der aktuellen Erziehungsratgeber geworfen, scheint u. a. Rogges Buch „Der große Erziehungsberater“ auf. Hier werden humorvoll Erziehungsratschläge vom Doktor der Verhaltens- und Sozialwissenschaften und Germanisten gegeben. Weitere Bücher wie „Das Geheimnis glücklicher Kinder“ und „Weitere Geheimnisse glücklicher Kinder“ wurden vom Psychologen Steve Biddulph geschrieben. Auch Familientherapeuten verfassen Ratgeber. Wie Jesper Juul, der in seinem Buch „Nein aus Liebe“ über das Nein in der Erziehung spricht. In der Landschaft der Erziehungsratgeber sind Therapeut\*innen und Familienpädagog\*innen, Philosoph\*innen, Eltern, Ärzte und Ärztinnen, Frühförder\*innen, (Sprach-)pädagog\*innen, Anthropolog\*innen, Psycholog\*innen, Journalist\*innen usw. zu finden – eine breite Palette an Professionen. Die Autor\*innen qualifizieren sich durch ihre Berufserfahrung, Recherche oder auch durch Erfahrungen im privaten Bereich wie z. B. die Elternschaft, die sie als Autor\*innen befähigt über Erziehung zu schreiben. Die Ratschläge von Personen ohne Kinder werden im Gegensatz dazu oft belächelt, da die Meinung vorherrscht, dass Personen ohne eigene Kinder nicht kompetent sind, um über das Thema Erziehung zu sprechen. Jedoch können Erfahrungen auch außerhalb der eigenen Familie gemacht werden, wie z. B. im Beruf, durch Beobachtung, eigene Erlebnisse, im Umgang mit Kindern von Bekannten, Freund\*innen etc., Erinnerungen an die eigene Kindheit, durch die Beschäftigung mit der Materie durch Literaturrecherche etc. und hängen nicht allein vom Familienstatus ab (siehe Kapitel 8.3 Abschluss). Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, wieso die Mutterschaft allein als Qualifikation gesehen wird, obwohl sie nichts über die Qualität der Beziehung der\*des Autorin\*Autors zum eigenen Kind oder die Güte der Erziehung aussagt.

Das Kapitel zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Autor\*innen aus den verschiedensten Professionen stammen. Besonders Entwicklungs-, Psycholog\*innen und

(Kinder)ärzte\*innen sind vertreten. Auch Pädagog\*innen scheinen in der Ratgeberautor\*innenlandschaft auf. Die Autor\*innen qualifizieren sich vor allem durch ihre Profession und ihre Erfahrungen, wobei auch die Mutterschaft zu diesen gezählt wird. Wogegen in der Gesellschaft kinderlose Personen oft für nicht qualifiziert gehalten werden, um über das Thema Erziehung zu sprechen (siehe Kapitel 8.3 Ausschluss).

Kritisch ist neben der Eignung der Autor\*innen der Einfluss der Ratgeber zu sehen. Beck-Gernsheim schreibt, dass die Ratgeber vor allem bestehende Meinungen der Gesellschaft widerspiegeln – sich in ihrem Inhalt kaum voneinander unterscheiden – und deshalb eine gewisse Einförmigkeit im Denken und Handeln der Leser\*innen aus der Bücherrecherche resultiert. Ihre Einstellung wird besonders im folgenden Zitat deutlich:

„Sie [die Entscheidung] wird dann zunehmend: eine private Version des Expert[\*innen]diskurses“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 165).

## 6 Selbstbild

Der eben erwähnten gesellschaftlichen „Normalität“ wird in diesem Kapitel das Individuum mit seinen eigenen Entscheidungen und den Einflüssen, denen diese unterliegen, vorgestellt. Für die Selbstverwirklichung, die eigene Identität, ist es oft nötig, sich aktiv für eigene Lebenswege zu entscheiden, sich von geschlechtsspezifischen Bereichen zu verabschieden. Die Grundlage für die Überlegung für bzw. gegen ein Kind wird beleuchtet. Welche Form des Denkens, welche Voraussetzungen, welche Schritte sind nötig, um eine individuelle Entscheidung treffen zu können? Gehört Mutterschaft zur eigenen Identität?

### 6.1 Individualisierung

Vom Kapitel des geschlechtsspezifischen, vorgezeichneten Lebensweges zu jenem, das sich der bewussten Entscheidung widmet – der Notwendigkeit der Reflexion der eigenen Person und den Voraussetzungen, die für Hinterfragungen erfüllt sein müssen. Dies ist erforderlich, damit das eigene Leben in der Auseinandersetzung mit der Umwelt aktiv gestaltet werden kann.

Burkart schreibt in einem seiner Artikel von der Kultur des Individualismus. Dabei spricht er von Selbstthematization und Selbstreflexion – die eigene Person sehen und

akzeptieren als Zentrum der Individualisierung, über eigene Entscheidungen nachzudenken und darüber zu sprechen, ehrlich mit sich zu sein. Kurz: sich als selbstwirksam zu erfahren. Für diese Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst gibt es verschiedene Plattformen, wie z. B. Gesprächsgruppen oder Tagebücher.

Nach Burkart gibt es drei Dimensionen des Individualismus:

- „Unabhängigkeit, Handlungsautonomie und Selbstbestimmung durch Freisetzungprozesse
- (...) Besonderheit (Individualität im Sinne von Einzigartigkeit) durch Distinktionsprozesse und
- (...) Selbstreflexion durch Institutionen der Selbstthematisierung“ (Burkart 2013, S. 383)

Der erste Punkt hängt mit dem Herauslösen aus Gruppen und dem Lösen von allgemeinen Werten zusammen. Es geht dabei um die Abgrenzung von anderen. Damit gehen Selbstbestimmung und -definition einher, jedoch sind damit auch Selbstständigkeit und Eigenverantwortung verbunden.

Besonderheit bedeutet feinere Unterschiede zwischen Personen durch die Auflösung von groben Strukturen/Klassen. Hierbei geht es um Individualität, um Lebensstile, Gruppen in Kulturen, die sich voneinander unterscheiden. Ein weiterer Punkt ist die Bewertung, die Begründung dieser Unterschiede und Einteilung. Hierfür sind komplexere Raster nötig.

In der dritten Ebene beobachten sich die Individuen, nachdem sie die Prozesse der ersten und zweiten Ebene durchlaufen haben, selbst. Hier steht die Frage nach dem eigenen Wesen im Mittelpunkt: Wieso treffe ich welche Entscheidung? Die eigene Biographie wird in den Blick genommen, Gelungenes und Misslungenes, Gefühle etc. – was geschieht, wird sich selbst zugeschrieben (vgl. Burkart 2013, S. 383f.). Immer mehr Personen beginnen ihr eigenes Leben zu reflektieren und darüber zu reden (vgl. Burkart 2006, S. 112).

Simmel, der den Grundgedanken der ersten zwei Ebenen legte, schrieb vom qualitativen Individualismus oder auch Individualismus der Einzelheit/Einzigkeit. Unterschieden wird zwischen zwei Formen. Nämlich zwischen liberalem bzw. aufgeklärtem (Moral)

und romantischem Individualismus. Beim moralischen geht es um Freiheit und Gleichheit, während der zweite Individualität, Anderssein und Unterschiede meint. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt der romantische Individualismus vermehrt vor und zwar in Form von sich selbst finden, erfinden und verwirklichen. In diesem Zusammenhang wird auch von „Bastelbiographie“ bzw. „-existenz“ (Eberlein 2000, o.S.) gesprochen (vgl. Burkart 2013, S. 384).

Möglichkeiten und Formen, das Ich in einer Kultur zum Thema zu machen, sind wesentlich für den Prozess der Selbstreflexion verantwortlich. Sie ermöglichen es, dass sich Individuen beschreiben und erfinden. Laut Foucault begünstigen die wissenschaftlichen Disziplinen Rechtswissenschaft, Pädagogik, Psychologie und Psychiatrie die Einzigartigkeit und Selbstständigkeit und ermöglichen das Sprechen über Individualität (vgl. Burkart 2013, S. 384f.). Auch für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit spielt die Selbstreflexion eine große Rolle. Um über sich selbst nachdenken zu können, ist eine Umgebung entscheidend, die dieses Denken und Hinterfragen hervorbringt – die es, wie Burkart schreibt, ermöglicht, über sich selbst zu reflektieren. D. h. die Beschaffenheit der Kultur ist Voraussetzung dafür, dass Reflexion stattfinden kann. Der Entschluss gegen eigene Kinder ist eingebettet in die Kultur der Reflexion – des Nachdenkens – und ohne diese nicht möglich. Damit kann die folgende These widerlegt werden:

„Kinderlosigkeit wird (...) in den Alltagsdiskursen als Handlung und Entscheidung der Individuen betrachtet und kaum als Strukturmuster der Kultur“ (Burkart 2013, S. 385).

Genau das Gegenteil ist der Fall. Nur wenn es in der Kultur möglich ist über sich selbst zu sprechen und nachzudenken – es eine Kultur der Selbstreflexion gibt – ist auch die Entscheidung für die Kinderlosigkeit möglich.

Selbstreflexion und –thematisierung werden immer wichtiger. Diese Veränderung geht mit einigen Prozessen einher, die im Folgenden beschrieben werden. Burkart liefert eine Auflistung, die diese Entwicklungen gut veranschaulicht, indem er auf nachvollziehbare Veränderungen eingeht:

1. Die psychologischen Angebote nehmen zu und auch die Inanspruchnahme steigt. In diesen Sitzungen (zB Beratung, Therapie) ist das Selbst Thema (vgl. Illouz 2009, o.S. zit. in Burkart 2013, S. 385f.).

2. Das Interview, das als qualitative Methode vor allem in den Sozialwissenschaften eine hohe Bedeutung hat, versucht Menschen dazu zu bringen, über sich, über ihr Leben nachzudenken. D. h. es werden reflexive Prozesse angestoßen und viele unterschiedliche Lebenserzählungen generiert (vgl. Burkart 2013, S. 385f.).
3. Die Selbstdarstellung im Fernsehen ist ebenfalls eine Entwicklung, die mit Selbstthematization und –reflexion zu tun hat. Personen äußern sich und geben dabei sich, ihr Leben, ihre Werte preis (vgl. Burkart 2013, S. 385f.).
4. Auch im beruflichen Kontext wird Persönlichkeit gefordert und benötigt. Z. B. in kreativen Branchen, wie Webdesigner\*innen oder im Beratungsgewerbe, in dem Persönlichkeit ein wichtiger Punkt für die Arbeit ist. Sich selbst vor- bzw. darzustellen benötigt die Reflexion des eigenen Selbst (vgl. Burkart 2013, S. 385f.).
5. In einer Kultur, in der das Selbst ein wichtiges Thema ist, spielt das Selbst auch für Partner\*innenschaften und Kinderwunsch eine wichtige Rolle. Es geht darum sich selbst zu finden und verwirklichen, weshalb es wichtig ist über sich selbst und die eigenen Entscheidung nachzudenken – sich selbst zu reflektieren. Auch die Unterstützung durch Ratgeber\*innen und Literatur zu verschiedenen Themen wie kinderlose Partner\*innenschaften spielen bei der Selbstreflexion eine Rolle (vgl. Burkart 2013, S. 385f.).

Wichtig, um zu verstehen, wie es zu diesen Prozessen gekommen ist, ist die Kenntnis um die Entwicklungen, die zu diesen geführt haben. Burkart beschreibt wesentliche Bedingungen aus verschiedenen Bereichen, die zwangsläufig zu Veränderung hin zum Hinterfragen des eigenen Selbst führen:

- u. a. die Bildungsexpansion in den 1960ern, durch die die Bildungsphase verlängert wurde und den Lernenden Raum gegeben wurde, sich mit sich auseinanderzusetzen (Selbstthematization) (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).
- Auch Frauenbewegungen und der Versuch Geschlechterrollen aufzulösen bzw. zu erweitern, indem die eigene Geschichte, die eigene Person analysiert wurde, haben einen wesentlichen Beitrag geleistet. Die Identität der Geschlechter, der Männer und Frauen, wurde thematisiert und z. B. den Männern zugestanden bzw. von ihnen verlangt ihre Gefühle mitzuteilen (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).

- Des Weiteren haben sich die Sozialisationsbedingungen (wie z. B. auch Bildungsexpansion, Geschlechterrollenwandel) geändert. U. a. gibt es neue, vielfältige Erziehungsstile, die dem Kind mehr Freiraum zugestehen, in dem es sich finden kann. Dies ist ebenfalls wichtig für die eigene Reflexion (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).
- Medien dienen als Vermittler, die dafür verantwortlich sind, dass Entwicklungen schneller vonstattengehen. Sie sind jedoch nicht Auslöser für oben genannte Prozesse. Unterschieden werden bei der Selbstinszenierung in den Medien authentische (Ehrlichkeit, Offenheit in privaten Beziehungen) und öffentliche Formen (bei denen es eher um Selbstinszenierung und nicht Authentizität geht, wobei auch hier Wissen über die eigene Person nötig ist) (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).
- Auch die Berufswelt mit ihren Anforderungen an Flexibilität und Reflexivität zählt zu den Entwicklungen, die zu Reflexion führen. Es geht darum, sich zugunsten der Firma z. B. im Coaching kennenzulernen und sich positiv für das Unternehmen zu präsentieren. Hier zeigt sich, dass sich selbst zu verwirklichen auch ein Vorteil für die Wirtschaft ist und als solcher erkannt wurde (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).
- Der letzte Punkt ist, dass die Option bzw. der Gedanke, sich selbst zu verwirklichen, in der Gesellschaft angekommen ist und nicht fremd scheint (vgl. Burkart 2013, S. 386ff.).

Welchen Einfluss haben die Individualisierungsprozesse nun auf den Kinderwunsch bzw. die Kinderplanung? Oft wird Individualisierung als Mitverursacher gesehen, der dafür verantwortlich ist, dass immer weniger Kinder auf die Welt kommen. Dies zeigt sich u. a. im Bildungsstatus der Frau, der mit deren Geburten zusammenhängt. Sind Frauen höher gebildet, bekommen sie eher weniger bzw. keine Kinder.

Bei der Frage inwieweit Selbstreflexion und -thematisierung für die Geburtenraten verantwortlich sind und inwiefern sie Kinderlosigkeit zu etwas Erstrebenswertem machen unterscheidet Burkart zwischen zwei Ebenen. Nämlich zwischen Kinderlosigkeit als Option, als Wert der Individualität und als Element der Kultur des Zweifels. Beim Wertesystem geht es um Selbstverwirklichung – Kinderlosigkeit als ebenbürtiger Wert zur Familie. Dies ist eine Ursache für steigende Kinderlosigkeitsraten. Die zweite Ebene

betrifft die Kultur des Zweifels, die aus Selbstreflexion und -thematisierung hervorgeht. Sich selbst verwirklichen zu wollen, fordert Selbstreflexion und -thematisierung. Die Folge muss nicht unbedingt Kinderlosigkeit sein. Zweifel, Überlegungen in Bezug auf Elternschaft, die eigene Rolle, die eigenen Aufgaben und die Stabilität der Partner\*innenschaft werden angestellt. Werte wie „Authentizität und Aufrichtigkeit, Offenheit und kommunikative Kompetenz“ (Burkart 2013, S. 389) spielen in einer Beziehung eine wichtige Rolle. Was Berater\*innen empfehlen, ist ehrlich und offen miteinander umzugehen, was von den Partner\*innen mitunter ein hohes Maß an Selbstreflexivität verlangt. Außerdem spielen die Auswirkungen der Kinder auf die Beziehung auch eine Rolle. Z. B. ist bekannt, dass sich die Geburt auf die Arbeitsteilung im Haushalt auswirken kann. Die Länge der Partner\*innenschaft und, dass diese eventuell kein Leben lang hält, ist ebenfalls wichtig für die Überlegungen für bzw. gegen eigene Kinder. Nimmt frau es auf sich ein Kind zu bekommen, auf die Karriere zu verzichten und gegebenenfalls, wenn die Partner\*innenschaft in die Brüche geht, Alleinerziehende zu werden? Auch wenn eine stabile Partner\*innenschaft gegeben ist, Beruf und Familie unter einen Hut gebracht werden können bzw. dafür eine Lösung gefunden wurde, bedeutet dies nicht, dass die logische Konsequenz ein Kind ist, denn die höher werdenden Erziehungsansprüche stellen ebenfalls eine Hürde dar (vgl. Burkart 2013, S. 389ff.). Auf der einen Seite gibt es immer weniger Geburten und immer mehr kinderlose Frauen, auf der anderen Seite werden Frauen, die sich für ein Kind entschließen, mit komplexen Erziehungsidealien und hohen Ansprüchen konfrontiert (vgl. Sclafani 2004, o.S. zit. in Burkart 2013, S. 391).

Auch das Bild der Mutterschaft – von Frau-Sein – hat sich in der Kultur der Reflexion geändert. „Viele Frauen, die heute zwischen 30 und 35 sind, also im kritischen Alter für die Entscheidungsfrage, wurden in den späten 1970er und den 1980er Jahren von Müttern (und Vätern) aufgezogen, die stark von „Achtundsechzig“ [soziale Bewegungen und Veränderungen] und der neuen Frauenbewegung beeinflusst waren“ (Burkart 2013, S. 391). Diese Frauen wurden mit einem neuen Bild von Frau konfrontiert, in der ihr Sein nicht auf Haushalt und Familie beschränkt ist und die ihnen als Kind Freiräume gaben. Diese Erfahrungen wirken auf die Überlegungen für eigene Kinder. Sie sehen sich als Mütter mit Kindern konfrontiert, die sowohl Freiheit fordern, als auch Ansprüche auf Führung stellen könnten. Die Frauen haben aufgrund ihrer Erfahrungen Ansprü-

che an ihre Erziehung. Auch mögliche Veränderungen des Bild der Mutter betreffend und zusätzliche Anforderungen, die mit dem Verlust bzw. der Einschränkung der eigenen Selbstverwirklichung einhergehen, sind Teil der Überlegungen. Sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen, veranlasst Personen, die Entscheidung in die Zukunft zu verschieben. Dies hat zur Folge, dass es immer mehr kinderlose Frauen gibt, da sich die Zweifel auch später nicht zerstreuen (vgl. Burkart 2013, S. 391f.).

Die Selbstthematisierung steht im Verdacht neben den erwähnten, allgemeinen auch für spezielle Entwicklungen verantwortlich zu sein, die mit erhöhter Präferenz für Kinderlosigkeit in Verbindung stehen. Und zwar nennt Burkart Hedonismus, Narzissmus und Depressivität (vgl. Burkart 2013, S. 392).

Die Kritik, dass Frauen Spaß und Kaufkraft den Familienpflichten vorziehen, steht im Hedonismus dem Anspruch gegenüber, als Frau selbstbewusst und nicht gebunden zu sein – Freude und Spontaneität im Zwiespalt mit der Vollzeitaufgabe Mutterschaft. Der Feminismus war daran interessiert, die Gleichsetzung von Frau-Sein und Mutterschaft aufzulösen, wobei beim Versuch das Vereinbarkeitsproblem zu lösen heute von den Frauenbewegungen eher Ansätze verfolgt werden, die Mutterschaft nicht ablehnen (vgl. Burkart 2013, S. 392).

Als weitere Ursache für die erhöhte Kinderlosigkeit und den Rückgang der Familie nennt er Narzissmus. Er wird öfter mit Hedonismus oder Egoismus verwechselt und bezeichnet eigentlich eine Beziehungsstörung. Dazu zählen z. B. Borderline-Syndrom oder Depressivität (vgl. Burkart 2013, S. 393). Für die heutige Zeit ist Depression typisch und ersetzt die Neurose. Diese Entwicklung steht im Zusammenhang mit Individualisierung (vgl. Ehrenberg 2004, o.S. zit. in Burkart 2013, S. 393). Individualisierung hat mit der Zuschreibung von Geschehnissen etc. auf die eigene Person zu tun. Es geht hier um Verantwortungsübernahme und Selbstzuschreibung. Viele Individuen können dem Druck der Selbstverantwortung und der -organisation nicht mehr standhalten und bekommen eine Depression, die als Burn-out allgemein bekannt ist (vgl. Burkart 2013, S. 393). Es geht darum, sich selbst in einem Prozess der Reflexion zu finden. D. h. dass sich das individuell gestaltete Leben ständig verändert. Das betrifft z. B. Beziehungen, Wohnverhältnisse oder Jobs. Hier wird der Kinderwunsch aufgrund der ständigen Ver-



änderbarkeit zurückgestellt. „Überforderung, Unsicherheit und Zweifel sind keine guten Voraussetzungen für Elternschaft“ (Burkart 2013, S. 393).

Der Einfluss der Selbstthematization ist jedoch nur Teil eines komplexen Systems. Besonders im Hinblick auf unterschiedliche Geburtenraten in verschiedenen Ländern, die nicht durch Selbstthematization oder eine etwa stärkere Ausprägung des Kinderwunsches erklärt werden können, zeigt sich, dass „die Infrastruktur für Kinderbetreuung, die Arbeitszeitmodelle für Frauen und Männer, die staatliche Unterstützung von Elternschaft, die gesamte Familien- und Sozialpolitik“ (Burkart 2013, S. 393) ebenfalls wichtig für die Kinderentscheidung sind. Die Kultur des Zweifels ist demnach nicht alleine verantwortlich für Kinderlosigkeit, sondern entscheidend sind auch historische Entwicklungen. Die Kultur des Zweifels ist ein Rahmenkonzept, welches aktiviert wird, wenn z. B. die Infrastruktur oder Familienpolitik mangelhaft ist, es Krisen gibt etc. Dies wird genauer im folgenden Zitat beschrieben:

„Wenn sich eine Kultur der Kinderlosigkeit (...) in der Tiefenstruktur der Kultur einlagern würde, wäre sie mit politischen Maßnahmen kaum noch zu beeinflussen. Dagegen hängen die Auswirkungen der Kultur des Zweifels stärker von den sozialen und politischen Rahmenbedingungen ab. Problematisierung und Selbstreflexion sind an sich noch keine Prädiktoren für eine Abkehr von der Familiengründung. Wenn aber große strukturelle Unsicherheit herrscht, kann die Problematisierung in Zweifeln, Zögern und Vermeiden umschlagen“ (Burkart 2013, S. 394).

Burkarts Argumentation (zB Hedonismus oder fehlende Infrastruktur betreffend) lässt darauf schließen, dass Individualismus, Selbstthematization und -reflexion mit sinkenden Geburtenraten in Verbindung stehen. Individualisierung ist jedoch nicht automatisch mit Kinderlosigkeit gleichzusetzen. Die Strukturen, in denen die Kultur des Zweifels besteht (die erwähnten Rahmenbedingungen), sind wesentlich dafür, ob sich Frauen für bzw. gegen eigene Kinder entscheiden (vgl. Burkart 2013, S. 397ff.). Individualisierung könnte auch steigende Geburtenraten zur Folge haben, wenn sie z. B. in der Elternschaft gesehen wird und deren Anliegen es wäre selbstständige Individuen hervorzu- bringen. Hier zeigt sich eine andere Form des Hedonismus. Nämlich eine zukunfts- und moralorientierte, die mit bestimmten Anforderungen an das eigene Leben verbunden ist, die Mutterschaft bedeuten könnte (vgl. Burkart 2013, S. 397ff.).

Positiv auswirken auf die Geburtenraten könnten sich des Weiteren die Erfahrung aus der Kindheit. Die Bildungsexpansion und die Jahre der Veränderung des Feminismus könnten die Rahmenbedingungen sein, in denen das Individuum mit seinen Zweifeln aufgewachsen ist, was zu Kinderlosigkeit geführt haben könnte. Die heutigen Generationen wachsen jedoch in einem anderen Umfeld auf. Dieser Umstand könnte mehr Geburten zum Resultat haben (vgl. Burkart 2013, S. 397ff.).

Eine dritte Möglichkeit könnte sein, dass die kinderlose Generation im Alter merkt, dass sie einsam ist, und wenn sich dies durch Medien verbreitet und thematisiert wird, könnte die Angst, die dadurch bei jüngeren Generationen ausgelöst würde, dazu führen, dass sich mehr Frauen für eigene Kinder entscheiden (vgl. Burkart 2013, S. 397ff.). Wobei diese These zu relativieren ist, da es Studien gibt, die aufzeigen, dass öfter soziale Netzwerke wie z. B. Freund\*innenschaften an die Stelle der Familie rücken (zB Studie „Generation Woman“, durchgeführt vom Marktforschungsinstitut rheingold). Außerdem würde die erzeugte Skepsis gegenüber einem individuell gestaltetem Leben, fernab vorgegebener Lebensentwürfe, für Kinderlose mehr Druck bedeuten und Selbstverwirklichung zunehmend erschweren.

Es sind demnach die Strukturen der Gesellschaft, u. a. die Rollenzuschreibungen, die Reflexion anregen. In diesem Kapitel ging es hauptsächlich darum, dass die Voraussetzungen für Reflexion in der Kultur zu finden sind. Sie können ein Hinterfragen der eigenen Person in Auseinandersetzung mit der Umwelt, den Rollen in der Gesellschaft etc. ermöglichen. Dabei können Individualisierungsprozesse sowohl zu steigenden als auch sinkenden Geburtenraten führen. Sind die Rahmenbedingungen in der Gesellschaft für eigene Kinder optimal, wird weniger über Kinder reflektiert. Ist das Aufziehen der Kinder problematisch bzw. leidet die eigene Identität darunter, kommt es zur Kultur der Selbstreflexion.

## 6.2 Lebensplanung

In einer Gesellschaft, die Reflexion ermöglicht, stellt sich die Frage, für welche Lebensverläufe sich Individuen entscheiden sollen – wie sie ihr Leben gestalten wollen. Kinder zu bekommen wird zur bewussten Entscheidung. Sie gehören nicht mehr zwangsläufig zum Leben bzw. sind nicht mehr zwingend für die eigene Identität notwendig. Dies führt dazu, dass Frauen Kinder zwar meist in ihre Überlegungen mitein-

beziehen, sie jedoch nicht mehr dieselbe große Rolle spielen wie früher (vgl. Kahlert 2013, S. 373).

Es gibt verschiedene Möglichkeiten der Lebensplanung für Frauen. Geissler und Oechsle (1996) unterscheiden zwischen vier Modellen:

- doppelte Lebensplanung: ein Lebensmodell ohne Vorlage; es wird versucht verschiedene Bereiche (Beruf, Familie, Haushalt) zu vereinen, wobei keine Orientierung an traditionellen Lebensplänen stattfindet, sondern ein Wandel im Verhältnis der Geschlechter betont wird
- die familienzentrierte Lebensplanung: geschlechtstypische Aufgabenteilung; das Leben der Frau spielt sich hauptsächlich im Bereich Familie ab; sie setzt sich für ein möglichst harmonisches Zusammenleben ein
- die berufsorientierte Lebensplanung: Berufstätigkeit und die damit einhergehende Unabhängigkeit stehen hier im Mittelpunkt; Geschlechtergleichheit im Beruf als Anliegen
- die individualisierte Lebensplanung: orientiert sich nicht an einem Modell; verschiedene Lebensbereiche mit verschiedener Wertigkeit und Präsenz; Verantwortung für Entscheidungen wird übernommen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 80).

Auch für Bertram, Rösler und Ehlert gibt es verschiedene Typen der Lebensplanung – die ähnlich eingeteilt wurden wie bei Geissler und Oechsle. Nämlich die berufsorientierten Frauen, die familien- und haushaltsorientierten Frauen und adaptive Frauen, die ein Gleichgewicht zwischen Familie und ihrem Beruf suchen (vgl. Bertram/Rösler et al. 2005, S. 27ff.). In ihrer Arbeit und Verschiedenheit werden die unterschiedlichen Werte und Standpunkte der Frauen sichtbar. Sich für Mutterschaft zu entscheiden, heißt ein

neues Leben, eine neue Identität zu übernehmen. Mit dieser Entscheidung sind neue Pflichten verbunden. Nachdem Kinder auf die Welt kommen, müssen auch Regelungen in Partner\*innenschaften überdacht und neu ausgehandelt werden. Frauen übernehmen dabei nicht bereitwillig, die mit wenig Anerkennung und keiner Entlohnung verbundene Reproduktionsarbeit, d. h. den Bereich Haushalt und Familie. Auch der Staat und die Partner<sup>4</sup> wollen diesen Bereich nicht übernehmen, sondern schreiben ihn den Frauen zu und tradieren somit ein bestimmtes Rollenbild der Frau. Dass Frauen nicht auf den Reproduktionsbereich reduziert werden wollen, äußert sich in weniger Geburten, weniger Ehen und mehr Alleinerziehenden. Kahlert sieht diese Entwicklung als mögliche Auswirkung des halbierten Wandels. D. h. dass sich der Reproduktionsbereich, der den Frauen zugeschrieben wurde, um die Erwerbsarbeit vergrößert hat. Wogegen der Bereich der Männer, die Lohnarbeit, unverändert geblieben ist (vgl. Kahlert 2013, S. 374). Der Zusammenhang zwischen den geschlechtstypischen Aufgaben, der eigenen Identität und der Kinderlosigkeit zeigt sich in folgendem Zitat:

„Die gesellschaftlich problematisch gewordene Kinderfrage erscheint aus dieser Perspektive betrachtet als Produkt von veränderten Identitätsentwürfen, die durch den Modernisierungsprozess ermöglicht werden. In diesen veränderten Identitätsentwürfen zeigt sich die individuelle Bewusstheit bezüglich der Gleichzeitigkeit der weitgehenden Stabilität in der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Privaten und des Wandels in den Ansprüchen an die Umgestaltung und Veränderung derselben“ (Kahlert 2013, S. 375).

Laut dem letzten Kapitel ist die reflexionsfähige Gesellschaft eine Voraussetzung für die Überlegung für oder gegen eigene Kinder. Schwierige Strukturen, wie die Doppelbelastung, die eben angesprochen wurde, fördern das Nachdenken über eigene Kinder –

---

<sup>4</sup> Wie schon früher in der Arbeit wird auch hier vermutet, dass Kahlert absichtlich die männliche Form verwendet, da die traditionelle Haushaltsführung fest in der Gesellschaft verankert ist (siehe Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374).

sie machen Mutterschaft zur Option. Die tatsächliche Gestaltungsfreiheit des Lebens resultiert jedoch u. a. daraus, dass Frauen wirtschaftlich nicht mehr von Männern abhängig sind, was ihrer Bildung und dem Einstieg ins Berufsleben zu verdanken ist. Aufgrund dessen stehen ihnen mannigfaltige Wege offen ihr Leben zu formen. Die Wahlmöglichkeit des Lebensentwurfs und die Herauslösung der Familie als Zentrum sind wiederum mit dem Verlust wichtiger Bezugs- bzw. Rückzugs- und wertgebender Systeme verbunden. Immer mehr Bereiche im Lebenslauf werden wählbar und sind nicht mehr vorgegeben. Demnach bieten die Entscheidungsmöglichkeiten zum einen die Gelegenheit, das eigene Leben zu gestalten, und zum anderen sind sie eine Last (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 149f.).

Neben der wirtschaftlichen Unabhängigkeit ist auch die Möglichkeit der Verhütung wichtig, um entscheiden zu können, wie die Frau ihr Leben gestalten will, wann und ob sie Kinder bekommen möchte. Kinder sind zu einer Option im Lebensverlauf geworden. Dadurch haben Frauen die Chance bewusst Eventualitäten abzuwägen und sich nach reiflicher Überlegung zu entscheiden, wie sie leben möchten (vgl. Hager 2006, S. 15). Dies macht folgendes Zitat von Hager deutlich:

„Heute haben Frauen alle Möglichkeiten, sie können Kinder jetzt oder später bekommen, erst die Ausbildung machen, berufstätig sein, jahrelang nach [der\*]dem richtigen Partner[\*in] suchen, die Mutterschaft auf ein späteres Jahrzehnt verschieben oder sich ganz gegen eigene Kinder entscheiden“ (Hager 2006, S. 25).

Diese Freiheit, Entscheidungen für das eigene Leben souverän zu treffen, ist mit Verantwortung verbunden. Sie bedeutet neben einem Kann auch ein Muss, da sich diese nicht nach Vorgaben richten, sondern nach eigenen Maßstäben. Der Lebenslauf orientiert sich nicht an Forderungen der Gesellschaft, sondern mehr an individuellen Entschlüssen als in früheren Jahren (vgl. Hager 2006, S. 31). Frauen müssen Überlegungen für ein Leben mit Kind selbst anstellen und sind für die Konsequenzen dieser verantwortlich.

Die Gründe für eigene Kinder sind dabei vielfältig und reichen von Erfahrungen, die gemacht werden wollen, oder dem Bedürfnis gebraucht zu werden, bis hin zur Pflicht gegenüber der Gesellschaft. Und auch gegen eigene Kinder sprechen mannigfaltige Ur-

sachen, wie dem Bedürfnis nach Freiheit, Zeit, Karriere, finanzielle Gründe, Angst vor den Herausforderungen usw. (Kofler 2006, S. 136).

Dennoch gibt es die Auffassung, dass Frauen grundsätzlich den Wunsch haben Kinder zu bekommen und die Umsetzung lediglich aufgrund der vorherrschenden, gesellschaftlichen Situation nicht möglich ist. Würden Beruf und Familie besser miteinander vereinbar, würden mehr Frauen Kinder bekommen. Diese Annahme geht von der Gleichheit der Lebensentwürfe aus, welche nicht existiert. In der Realität zeigt sich, dass oft jene Frauen kinderlos sind, die eine gute Ausbildung genossen und ein gutes Einkommen haben. Also jene, die in der Lage wären, sich die Betreuung ihrer Kinder zu leisten (vgl. Kofler 2006, S. 114).

### **6.3 Frauenberuf**

Neben der Rolle der Frau, der Art der Lebensgestaltung usw. ist auch der Beruf wichtig für das Selbstbild, jedoch war der Zugang zur Erwerbsarbeit für sie nicht immer möglich.

Im 19. Jh. war es verpönt, dass Frauen arbeiten gingen. Sie verbrachten ihre Zeit mit Beschäftigungen wie beispielsweise Sticken, was sie geistig nicht forderte. Ein Ausweg aus dem Müßiggang war freiwilliges, ehrenamtliches Engagement (vgl. Brehmer 1990, S. 4). Im 20. Jh. wurden bereits Anstrengungen unternommen, um den Frauen öffentliche Bereiche zugänglich zu machen. Da sie jedoch durch ihre Ausbildung mit Männern nicht konkurrieren konnten, wurde versucht ihnen eigene Bereiche zuzuweisen, die mit den Unterschieden zwischen den Geschlechtern begründet wurden (vgl. Stoehr 1983, o.S. zit. in Beck-Gernsheim 1988, S. 50).

Die weiblichen, mütterlichen Eigenschaften wurden inszeniert, um den Frauen Macht im öffentlichen Raum zu geben. Dies betraf die Bereiche Soziales, Erziehung und Pflege (vgl. Stoehr 1983, o.S. zit. in Beck-Gernsheim 1988, S. 50). Gemeint sind mit Frauenberufen Tätigkeiten, die der vermeintlichen Natur der Frau entsprechen, die in der Mutterschaft volle Entfaltung findet. Zu den „mütterlichen Berufen“ gehört die Arbeit im Kindergarten, in der Schule oder in sozialen Bereichen, wie als Krankenpflegerin und Sozialarbeiterin, aber auch Tätigkeiten im Verkauf und Sekretariat zählen zu diesen (vgl. von Braun 2009, S. 190).

Den Vorteil der Theorie um die geistige Mütterlichkeit für die Erwerbsarbeit sieht auch Brehmer. Sie schreibt: „(...) das Konzept der ‚geistigen Mütterlichkeit‘ [bietet] auch eine Möglichkeit für die bürgerlichen Frauen, ihre Forderungen nach Erwerbstätigkeit zu legitimieren“ (Brehmer 1983, S. 88ff. zit. in Brehmer 1990, S. 3).

Jedoch bringt die Verbindung mit Tätigkeiten, die sich durch die Mütterlichkeit legitimieren, auch Nachteile. Z. B. ist das Tätigkeitsfeld der Frauen beschränkt. Außerdem können sie in schwierigen Zeiten auf ihre natürliche Rolle als Mutter verwiesen und aus dem öffentlichen Bereich ausgeschlossen werden. Ein weiterer, negativer Effekt ist, dass die Verantwortung für Sorgearbeiten den Frauen überlassen wird, da Pflegearbeiten etc. weiblich konnotiert sind. Dies ist die Legitimation für Männer sich aus der Verantwortung zu ziehen (vgl. Brehmer 1990, S. 3).

Gesprochen wurde von Frauenberufen schon im 19. Jh. von der Frauenbewegung. So schreibt z. B. der Frauenrechtler von Hippel, dass Erziehungs- und Lehrberufe von Frauen ausgeübt werden sollten, da dies ihrer Natur entspräche (vgl. von Hippel 1987, S. 137). Auch Schopenhauer, ein Gegner der Frauenbewegung, war dieser Meinung. Er schrieb, dass Erziehungs- und Pflgetätigkeiten von Frauen ausgeführt werden sollen, jedoch aus einem anderen Grund als von Hippel. Er hielt die Frauen für kindisch (vgl. Schopenhauer 1986, S. 64). Bebel, ein weiterer Frauenrechtler, vertrat die Ansicht, dass Mütter durch Frauen unterstützt werden sollen, wie eben „Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende weibliche Jugend (...)“ (Bebel 1891, S. 341). Wobei ihm die Beteiligung der Männer an Betreuungsaufgaben nicht in den Sinn kam. Auch die Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts war der Ansicht, dass unverheiratete Frauen ihre Erwerbsarbeit mit „seelische[r] Mütterlichkeit“ füllen sollten, wogegen verheiratete sich im eigenen Haushalt, mit eigener Familie, verwirklichen sollten (vgl. Schenk 1980, o.S. zit. in Beck-Gernsheim 1988, S. 49). (Hier blitzt der Aspekt der Ersatzmutterschaft auf, auf den gleich genauer eingegangen wird). Weiters Gordon: „Aber auch wenn man Mutterschaft stets als die heiligste Aufgabe betrachten soll, zu der die Frau fähig ist, so soll in Anerkennung dieser Tatsache doch nicht übersehen werden, daß es daneben verschiedene andere Bereiche gibt, wo die Frau ihre Fähigkeit nutzbringend einbringen kann“ (Gordon 1977, S. 112f.).

Der Begriff Frauenberuf vermittelt den Eindruck, dass es Erwerbsarbeit gab, zu denen Frauen leichten Zugang hatten. Jedoch trifft dies nicht zu. Vor allem für Mütter war es nicht leicht, neben der Familienarbeit einer Beschäftigung nachzugehen und auch der Einstieg stellte sich z. B. aufgrund eines möglichen Kinderwunsches als nicht einfach dar (vgl. von Braun 2009, S. 190). Frauenberufe wie z. B. der der Lehrerin waren teilweise mit Kinderlosigkeit verbunden, da nur ledige Frauen arbeiten durften (Lehrerinnenzölibat). Es gibt auch heute Berufe, in denen von Frauen Kinderlosigkeit vorausgesetzt wird, wie z. B. Pastorin, und auch der Aufstieg in höhere Positionen in der Politik ist für kinderlose Frauen leichter (vgl. von Braun 2009, S. 190).

Die Unvereinbarkeit des Frauenberufs und der Mutterschaft ist paradox. Es wurde bei Frauen zugeschriebenen Berufen zwar vor allem an das Wesen der Frau, ihre mütterlichen Eigenschaften, appelliert, jedoch wird die Ausübung der Erwerbstätigkeit durch Mutterschaft eingeschränkt bzw. unmöglich. Des Weiteren bietet der weiblich konnotierte Beruf der Frau die Möglichkeit, ihre scheinbar natürlichen, mütterlichen Bedürfnisse (siehe Kapitel 3 natürliche Bestimmung der Frau) fernab der Familie im sozialen Beruf zu erfüllen. Und zwar durch die sogenannte „Ersatzmutterschaft“.

- **Ersatzmutterschaft**

Mit dem Begriff Ersatzmutterschaft ist die vermeintlich natürliche Bestimmung der Frau – die natürliche Mütterlichkeit – gemeint, die nicht in der Mutterschaft selbst, sondern im sozialen Beruf ihre Erfüllung findet. Die Frauenbewegung versuchte durch Berufung auf die Ersatzmutterschaft, die Frauen ohne Kinder und die, die nicht verheiratet waren, zu unterstützen. Sie sprachen von der geistigen Mutterschaft – von Frauen, die einen wichtigen Beitrag als Erzieherinnen, Krankenpflegerinnen, in der Betreuung von Armen etc. leisten. Die Bewegung wollte, dass die Frauen Ansehen abseits der Mutterrolle gewinnen und damit einen Schritt in Richtung Gleichberechtigung gehen (vgl. Diehl 2015, S. 39).

Ein Beispiel für Frauen, die ihre angeblich natürlichen Bedürfnisse nach Mütterlichkeit im Beruf erfüllten, ist Fröbels Nichte (Schrader-Breymann). Sie war der Ansicht, dass sie durch mütterliche Arbeit ihre Pflichten erfüllen und evtl. sogar eine weibliche Sehnsucht nach Mütterlichkeit befrieden kann. Ihr ermöglichte ihre Tätigkeit als Kindergärtnerin, ohne Heirat und Familie glücklich zu sein, da sie im Kindergarten Haushaltsar-



beit und Familie hatte (vgl. Simmel 1985, S. 119). Ein aktuelles Beispiel aus der Literatur ist die Kindergärtnerin Ulrike. Sie schätzt die Kinder und den Austausch mit ihnen und freut sich jeden Morgen auf die Begegnung, aber auch auf die Zeit nach dem Kindergarten. Sie braucht den Freiraum für sich und Freund\*innen. Eine solch intensive Beziehung mit einem eigenen Kind 24 Stunden lang pro Tag kann sich die 31-Jährige nicht vorstellen. Sie erlebt diesen Umstand auch bei pädagogischen Kolleginnen, die sich von der Arbeit abzugrenzen versuchen bzw. Bereiche suchen, in denen sie keine pädagogischen Tätigkeiten ausüben müssen und Zeit für sich haben (vgl. von Braun 2009, S. 191).

Neben dem Zugänglich-Machen von öffentlichen Bereichen oder dem Stillen eines subjektiven Bedarfes haben Frauenberufe weitere Auswirkungen: Grundsätzlich ist es für Frauen einfacher Berufe zu ergreifen, die sich auf die Mütterlichkeit beziehen. Dies sind neben den sozialen Berufen auch jene, in denen der Verdienst gering ist. Früher wurde dieser Umstand darauf zurückgeführt, dass Frauen nicht fähig, verlässlich oder aufnahmefähig seien. Diese Argumente halten sich jedoch heute nicht mehr. An ihre Stelle ist die Ansicht gerückt, dass Frauen die Arbeit aus Hingabe oder Liebe täten. Die mütterlichen Tätigkeiten, die voller Eifer ausgeführt wurden, wandelten sich zu Arbeiten am Band. Frauenberufe verlieren durch geringe Bezahlung an Wert, womit auch die Abwertung des Selbstbildes der Frau einhergeht, welche zur Folge haben kann, dass die Entscheidung auf ein Leben ohne eigenes Kind fällt. Denn wie bereits erwähnt, hängen das Selbstbild der Frau und die Geburtenraten zusammen (vgl. von Braun 2009, S. 191).

## **7 Gründe für die Kinderlosigkeit**

Welchen Einfluss haben die Individualisierungsprozesse, das Selbstbild etc. nun auf den Kinderwunsch bzw. die Kinderplanung? Oft wird Individualisierung als Mitverursacher für sinkende Geburtenraten gesehen. Die Bildung der Frau, die Umstände unter denen sie aufgewachsen ist – dies sind u. a. Bereiche des individuellen Lebens, die für (k)einen Kinderwunsch mitverantwortlich sind.

Dabei ist anzumerken, dass die Entscheidung gegen ein Kind eigentlich keine Entscheidung ist, sondern ein ständiger Prozess der Überarbeitung und des Immer-wieder-darüber-klar-Werdens (vgl. Pelz 1988, S. 233ff.). Die Argumente für bzw. gegen eigene

Kinder widersprechen sich und ändern sich im Lauf der Zeit mit der Lebenssituation, Partner\*innenschaft, Ausbildung, Berufs-, Wohnsituation etc. (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 159f.) Laut Pelz ist der Entscheidungsprozess dann beendet, wenn aus biologischen Gründen keine Kinder mehr bekommen werden können (vgl. Pelz 1988, S. 233ff.). Abhängig ist diese Entscheidung nicht von Erwartungen der Gesellschaft an die eigene Person, sondern von individuellen Überlegungen (vgl. Peuckert 2012, S. 221). Wobei diese Ergebnis der eigenen Sozialisation sind und damit nicht unabhängig von gesellschaftlichen Normen etc. Die Überlegungen, auf deren Basis Entscheidungen getroffen werden, befinden sich auf verschiedenen Ebenen. Und zwar auf „der Wirtschafts- und Sozialordnung, der Arbeitswelt und den Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sodann auf der mittleren Ebene der Familie und ihrer Einbindung und schließlich auf der Ebene des Individuums, dessen Lebensplänen ein immer stärkeres Gewicht bei der Ausprägung des generativen Verhaltens zukommt“ (Schmid 1984, o.S. zit. in Ziebell et al. 1992, S. 75).

Ursachen für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit werden in der Veränderung der Werte, der Familie und der damit verbundenen Rolle gesehen, in den vielfältigen Möglichkeiten der Familienzusammensetzung (es gibt nicht nur die klassische Kleinfamilie), in der größer werdenden Individualität und Freiheit, in der sich ändernden Rolle der Frau (zB sind Frauen besser ausgebildet, gehen arbeiten und müssen den Anforderungen der Arbeits- und Wirtschaftswelt gerecht werden), in der bewusster werdenden Entscheidungen für den Lebensverlauf und in den höher werdenden Anforderungen an das Leben und dessen Güte. Ausschlaggebend sind auch sich mehrende Probleme im Bereich Wohnung und Erziehung und die negative Sicht auf das was kommt (vgl. Ziebell et al. 1992, S. 15). Eine weitere Ursache könnte sein, dass Personen sich durch die Verhütungs- und Abbruchmöglichkeiten nicht mehr gegen, sondern bewusst für Kinder entscheiden müssen (vgl. Peuckert 2012, S. 221).

Das Market-Institut in Österreich beschäftigte sich 2005 und erneut 2013 mit der Frage nach den Gründen für Kinderlosigkeit, wobei versucht wurde, die öffentliche Meinung abzubilden, und nicht explizit kinderlose Personen befragt wurden (vgl. Market Institut o.J., o.S.). Die Ergebnisse der Untersuchung waren:

- 84 % (2005) | 58 % (2013) entschieden sich aufgrund unsicherer Arbeitsplatzsituationen gegen eigene Kinder
- 85 % | 78 % aus karrieretechnischen Gründen der Frauen
- 78 % | 68 % da sie auf Materielles nicht verzichten wollten
- 60 % | 64 % weil sie nicht genügend Gehälter/Lohn bezogen
- 49 % | 46 % aufgrund geringer Betreuungsplätze
- 54 % | 46 % weil kein Wunsch nach Kindern bestand
- 45 % | 40 % fürchteten die anspruchsvolle Erziehung (vgl. Market Institut o.J., o.S.).

Die individuellen Gründe für Frauen, somit auch Pädagoginnen, für die Kinderlosigkeit sollten immer auch in ihrem Kontext, unter den im Anschluss angeführten Bedingungen, gesehen werden. Nachfolgende Liste wurde von Peuckert erstellt und zeigt Veränderungen, Lebenssituationen und Bedingungen auf, die Einfluss auf die Entscheidung für eigene Kinder haben:

„Als bedeutsame, das Geburtenverhalten steuernde *strukturelle und kulturelle Rahmenbedingungen* haben sich laut Peuckert folgende erwiesen:

1. die strukturelle Erweiterung der Optionen [mit der Entscheidung für ein Kind fallen eine Vielzahl an Möglichkeiten, z. B. Einkauf, Mobilität, Bildung oder Arbeit betreffend, weg],
2. die kulturelle Erweiterung der Optionen (Liberalisierung von Ehe und Familie, [Verhütung, Akzeptanz von Kinderlosigkeit]),
3. die Erwerbstätigkeit von Mann und Frau [wobei die Teilnahme am Beruf an der Entscheidung für bzw. gegen ein Kind ausgerichtet ist und nicht umgekehrt; außerdem spielt laut Peuckert das Beschäftigungsausmaß eine Rolle und auch jenes der\*des Partnerin\*Partners. Sind beide Vollzeit angestellt, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für Kinderlosigkeit (vgl. Peuckert 2012, S. 226)],
4. gesicherte berufliche Verhältnisse von Mann und Frau,
5. die strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber Familien [finanzielle Nachteile durch Kinder; Nachteile durch Arbeitsausfall aufgrund der Elternschaft],
6. die gestiegenen Ansprüche an die Elternrolle sowie

7. eine stabile und zufriedenstellende Partner[\*innen]schaft“ (Peuckert 2012, S. 224).

Demnach sind die Ursachen vielfältig und Ergebnis verschiedenster Lebensbedingungen und Veränderungen. Gründe für die Kinderlosigkeit sollen im folgenden Kapitel aufgezählt und beschrieben werden. Da Frauen wie alle Gesellschaftsteilnehmer\*innen, unabhängig von ihrer Profession, von der Gesellschaft, ihren Strukturen, den Rollen und Konstruktionen beeinflusst werden, beschränken sich die Entscheidungsgrundlagen nicht auf Pädagoginnen. Ein weiterer Grund war, dass Literatur zur Kinderlosigkeit von Pädagoginnen nicht vorhanden ist. Es wurden auch Gruppen wie kinderlose Akademikerinnen miteinbezogen, da Pädagoginnen neben berufsbildenden Schulen und Kollegs auch auf der Universität ausgebildet werden.

Da es keine Hierarchie zwischen den folgenden Punkten gibt, sondern diese mehr oder minder stark zusammenhängen, wurden die Punkte soweit wie möglich thematisch aneinandergereiht. Jeder Punkt steht für sich und ist als Entscheidungsgrundlage gleich relevant, kann jedoch mit verschiedenen, anderen Faktoren verknüpft sein/werden.

## **7.1 Bildung und Beruf**

„Spezifische Verschränkungen zwischen Bildung, Arbeitsmarkt und Beschäftigungssituation [bringen] ein unterschiedliches Fertilitätsverhalten [hervor] und beide [werden] durch Familien- und Geschlechterpolitik beeinflusst“ (Hoem/Neyer et al. 2013, S. 125).

Die Faktoren Bildung und Beruf wirken demnach auf das Reproduktionsverhalten und umgekehrt. Wobei auch politische Rahmenbedingungen Auswirkungen auf diese Bereiche haben. Die eben genannten Einflüsse sollen in den folgenden Kapiteln behandelt werden, wobei in diesem im Besonderen auf die Bildung eingegangen wird.

### **7.1.1 Bildungsniveau**

Wird die durchschnittliche Zahl der Kinder pro Frau ab dem 40. Lebensjahr dahingehend analysiert, welchen höchsten Bildungsgrad sie erreicht hat, zeigt sich, dass je höher die Frau gebildet ist, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie Mutter wird (vgl. Guger 2003, S. 34). Gleich ob beruflich oder allgemein gebildet - je höher das Niveau, desto mehr kinderlose Frauen (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 29). Während im Jahr 2013 20.726 Frauen mit Lehrabschluss in Österreich Kinder bekamen, waren es bei den Absolventinnen der Fachhochschulen und Universitäten nur 12.075 (vgl. Statis-

tik Austria 2014, o.S.). In Prozenten drückt sich dies folgendermaßen aus: Keine Kinder haben in Österreich 12 % der Frauen über 40 mit Pflichtschulabschluss, 21 % mit Matura und 23 % der Akademikerinnen (vgl. Kofler 2006, S. 53f.).

Im sozialen Bereich sieht die Situation so aus, dass die Kinderlosigkeit bei Sozialarbeiterinnen bei abgeschlossener Lehre bei 10 % liegt, bei ca. 16 % bei einem Abschluss an einer BMS und bei 25 % bei einem Abschluss an einer BHS oder an einer FH (vgl. Hoem/Neyer et al. 2006a, o.S. zit. in Neyer/Hoem et al. 2013, S. 121). Bei den Studentinnen der Bereiche Erziehung und Gesundheit sind es in Österreich 25 %, die keine Kinder haben. Dieser Anteil ist bei den Akademikerinnen um mindestens 10 % je Bildungsniveau höher als bei Frauen, die im selben Bereich arbeiten, jedoch einen niedrigeren Bildungsabschluss haben. Somit stimmen die Zahlen der Sozialarbeiterinnen mit Hochschulabschluss und die der Studentinnen der Erziehungs- und Gesundheitsbereiche überein und liegen mit 25 % kinderlosen Akademikerinnen knapp über dem österreichischen Durchschnitt von 23 % (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 120).

Auch beim Kinderwunsch zeigt sich ein Zusammenhang mit dem Bildungsniveau. Frauen (20-39 Jahre) mit Pflichtschulabschluss wünschen sich durchschnittlich 2,1 Kinder und jene mit akademischem Abschluss 1,8 (vgl. Aichinger 2005, o.S. zit. in Hager 2006, S. 19). Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass der Bildungsgrad zwar Auswirkungen auf die Geburtenrate von Frauen hat, nicht aber auf ihren Kinderwunsch, der bei ca. 1,9 Kindern liegt (vgl. Kofler 2006, S. 53f.). Was darauf schließen lässt, dass Frauen die möglichen Wirkungen der Mutterschaft nicht hinnehmen wollen und sich stattdessen für ein autonomes Leben entscheiden.

Nicht außer Acht sollte gerade beim Aspekt Bildung der Ländervergleich gelassen werden, um aufzuzeigen, welchen Einfluss Rahmenbedingungen haben. Aus diesem Grund wurden im Folgenden Grafiken abgebildet, die neben der österreichischen auch die Situation in Schweden zeigen. Ein Land, in dem die Politik eingreift, um Frauen mit Kindern Zugang zu Bildung und Arbeit zu ermöglichen (siehe Kapitel 7.2 Beruf).

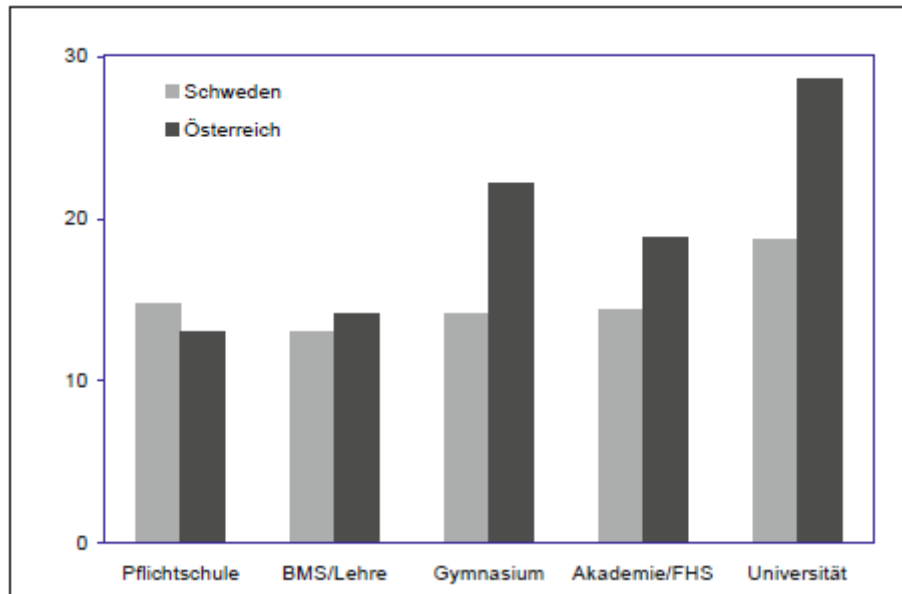


Abbildung 1: "Kinderlosigkeit nach Bildungsniveau in Schweden und in Österreich" (Neyer/Hoem et al. 2013, S. 120)

In Schweden hat die Ausbildung einen geringeren Einfluss auf die Geburten. Die Kinderlosenraten sind in denselben Ausbildungsgegenständen niedriger als die in Österreich (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 120). Dies liegt u. a. daran, dass das schwedische Bildungssystem flexibler ist und Raum für individuelle Lebensgestaltung bleibt. In Schweden bekommen ca. 33 % der Frauen das erste Kind, bevor sie ihre Ausbildung abschließen, was in Österreich schwierig ist, da die meisten Ausbildungen nicht auf die Vereinbarung von Bildung und Familie ausgerichtet sind und daher z. B. schwangere Lehrlinge ihren Bildungsweg eher abbrechen (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 124f.).

Den Vorwurf der fehlenden Unterstützung greifen Neyer, Hoem und Andersson auf. Sie sind der Meinung, dass die Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen als Kritik am politischen System gesehen werden kann, welches Mütter nur wenig in ihrer Erwerbsarbeit unterstützt. Familienpolitik allein wirkt sich kaum auf die Geburten aus. Es ist vielmehr die (nicht vorhandene) Gleichberechtigung von Frauen und Männern im Beruf und in der Ausbildung (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 131).

Für die zukünftige demographische Forschung bedeutet dies, verstärkt die Zusammenhänge von Politik, gesellschaftlichen und beruflichen Strukturen und Fertilität zu untersuchen, um die Gründe für die unterschiedlichen Fertilitätsentwicklungen in Europa und innerhalb einzelner Länder besser zu verstehen (Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 131).

### 7.1.2 Berufstätigkeit

Ein Grund für den Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau und der Kinderlosigkeit könnte sein, dass junge Frauen mit hohem Bildungsniveau das Rollenbild der Hausfrau und Mutter nicht anspricht (vgl. Hager 2006, S. 15):

„Bessere Ausbildung, eigene Berufstätigkeit, ökonomische Selbstständigkeit, Recht auf Teilhabe an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, eigene Entwicklungschancen – all dies sind wichtige Leitvorstellungen von Frauen geworden. Berufstätigkeit wird in den Lebenswünschen und Plänen hoch qualifizierter Frauen immer bedeutungsvoller als Quelle für Selbstbestätigung und Identität. ‚Kinderhaben‘ als Wunsch scheint nicht mehr so hoch besetzt zu sein“ (Hager 2006, S. 15).

Frauen mit höheren Abschlüssen sind nicht bereit ihre Selbstverwirklichung und die Partizipation an der Gesellschaft aufzugeben, was durch die eigene Mutterschaft zu befürchten ist.

Ein weiterer Grund könnte der selbstverständliche Wunsch sein, das Gelernte anzuwenden. In Österreich sind mehr als die Hälfte der Studierenden Frauen, die ihr Studium mit großem Aufwand (lange Ausbildungszeiten, Energie-, Zeit- und finanzielle Ressourcen) beenden. Nach dem Abschluss möchten die Akademikerinnen in dem Beruf tätig sein, für den sie so hart gearbeitet haben (vgl. Hager 2006, S. 63; Kofler 2006, S. 169). Des Weiteren wollen sie die durch Mutterschaft drohenden Verluste von Einnahmen durch den (vorübergehenden) Ausstieg nicht in Kauf nehmen. Diese fallen bei höher Ausgebildeten höher aus (vgl. Peuckert 2012, S. 256). Die finanzielle Unabhängigkeit und damit verbundene Freiheit in der Partner\*innenwahl sind Gründe dafür, dass hohe Ausbildung und ein guter Job eigenen Kindern vorgezogen werden. Was ebenfalls eine Rolle spielt, ist, dass die Erwerbsarbeit für die Identität maßgebend ist (vgl. Hager 2006, S. 36). Auch Koller sieht in der Kinderlosigkeit von höher gebildeten Frauen die Erfüllung des Wunsches nach Unabhängigkeit und Sinn im Beruf (vgl. Kofler 2006, S. 53f.).

### 7.1.3 Ausbildungsdauer

Die Länge der Ausbildung wirkt sich auch auf das Reproduktionsverhalten aus. Berufe werden erst später ergriffen und die Abhängigkeit vom Elternhaus ist stärker. Peuckert erklärt die Verbindung zur Kinderlosigkeit folgendermaßen:

„Internationale Forschungsergebnisse belegen, dass das lange Zusammenleben junger Menschen mit ihren Eltern und ihre lange ökonomische Abhängigkeit die Entwicklung von eigenständigen Partner[\*innen]schaften und damit die Gründung einer eigenen Familie hinauszögert oder sogar ganz verhindert“ (Peuckert 2012, S. 236).

Nachdem die Ausbildung abgeschlossen ist, treten die meisten Frauen wie Männer ins Berufsleben ein, noch bevor sie ein Kind bekommen (vgl. Peuckert 2012, S. 231). Ausbildung und Beruf können hier als Gegenspieler\*innen von Beziehung, Kind und Betreuungszeit für die Kinder betrachtet werden (vgl. Bertram 2006, S. 230f.). Der Grund dafür ist, dass gerade in der Zeit über Kinder nachgedacht wird, in der meist auch die Berufseingliederung stattfindet. Das ideale Alter beim ersten Kind wird dabei zwischen 30 und 34 angegeben (vgl. PAIRFAM mini-Panel). Berufstätigkeit – die finanzielle Absicherung von zumindest einem künftigen Elternteil – wird für die Befragten der Repräsentativstudie von Allensbach (2005) als Voraussetzung für ein Kind gesehen. Vor allem für Personen mit hohem Bildungsabschluss spielt dies eine Rolle, da Elternschaft als Belastung und Hinderung am Berufserfolg gesehen wird. Es zeigt sich, dass Berufs- und Kinderplanung häufig in eine bestimmte Lebensphase fallen. Durch die Kürzung der Ausbildung, die Ausrichtung der Zeiten am Individuum und die Verlängerung des Zeitraums in dem Paare Kinder bekommen (durch Geburten zu einem späteren Zeitpunkt oder durch die Möglichkeit der Reproduktionsmedizin), könnte die Geburtenrate möglicherweise steigen (vgl. Peuckert 2012, S. 234ff.).

Der Zusammenhang zwischen der Entscheidung gegen eigene Kinder und dem Bildungsniveau der Frau sowie den politischen Rahmenbedingungen wird sichtbar. Gebildete Frauen entscheiden sich für die Kinderlosigkeit, um ihrem Beruf in der Form nachgehen zu können, die sie für angemessen oder wünschenswert halten. Jedoch führt die zunehmende Bildung der Frauen nicht automatisch zu guten Jobaussichten, da vermehrt versucht wird, die Frauen dazu zu bringen, sich um ihre Kinder zu kümmern (vgl. Becker-Schmitt et al. 1982, o.S. zit. in Hager 2006, S. 39). Der Verbindung zwischen Kinderlosigkeit und Ausbildung sollten die Zahlen aus anderen Ländern wie Schweden, Dänemark oder Finnland entgegengestellt werden. In diesen Ländern wirkt sich der Bildungsgrad (Schulpflicht oder Hochschulbildung) nicht auf die Entscheidung für die Kinderlosigkeit aus (vgl. Andersson et al. 2009, o.S.). Was in Schweden gleich wie in Österreich eine Rolle für die Kinderlosigkeit spielt, ist die Fachrichtung, in der Frauen



ausgebildet sind. So sind Frauen, die im Bereich Unterricht oder Gesundheit ausgebildet sind, häufiger Mütter als Frauen in anderen Disziplinen (vgl. van Bavel 2010, 439ff.) (siehe Kapitel 7.1.4 Bildungs-, Arbeitsbereich).

Zu beachten ist, dass die höhere Ausbildung und Kinderlosigkeit deshalb zusammenhängen könnten, da Frauen ohne Kinderwunsch eher dazu geneigt sind, längere Ausbildungen anzutreten, da sie keine eigenen Kinder wollen. Des Weiteren könnten den Kinderwunsch beeinflussende Ursachen die Umstände im Beruf und die Umgebung in der Ausbildung (u. a. Kolleg\*innen) sein: Dass in bestimmten Bereichen die Kinderlosenrate niedriger ist als in anderen, könnte darauf zurückzuführen sein, dass jene Berufe gewählt werden, die mit einem Kinderwunsch – mit Kindern – vereinbar sind. Und dahingehend wird auch die Ausbildung im Hinblick auf eine Beschäftigung in eben diesen Arbeitsbereichen bevorzugt. Dies lässt vermuten, dass in der Ausbildung Frauen zusammentreffen, die dasselbe Ziel haben und sich deshalb in einer Umgebung befinden, die sich für Familie ausspricht. Das würde auch den Zusammenhang zwischen dem Unterrichts- und Gesundheitswesen und der geringen Kinderlosigkeit erklären. Für diese These spricht auch, dass Frauen ihren Beruf nach der Geburt ihres Kindes in diesen Bereichen nicht wechseln, wie es Frauen anderer Disziplinen tun (vgl. Jonsson 1999, o.S. zit. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 130).

#### **7.1.4 Bildungs-, Arbeitsbereich**

Dieser Einflussfaktor kommt dem Aspekt der Forschungsfrage sehr nahe, der sich der Verbindung zwischen dem Tätigkeits- und Bildungsbereich und der Entscheidung für bzw. gegen Kinderlosigkeit widmet.

Basierend auf Daten aus dem Jahr 2001 (Volkszählung) wurde nach einem solchen Zusammenhang gesucht. Dazu wurden die Ausbildungsfachrichtungen mit den Kinderzahlen verglichen. Herauskam, dass Frauen, die im Feld der Erziehung und Gesundheit tätig sind, mehr Kinder als Frauen anderer Fachrichtungen bekommen. Lediglich Frauen im Bereich Landwirtschaft haben eine niedrigere Kinderlosigkeitsquote. Dass Frauen der Bildungsrichtungen Erziehung und Gesundheit seltener kinderlos sind, trifft nicht nur auf Bildungsabschlüsse auf gleicher Ebene zu. Obwohl wie in 7.1.1 beschrieben, mit dem Bildungsniveau die Kinderlosenrate normalerweise steigt, ist die Quote der Kinderlosigkeit bei Hochschulabsolventinnen in diesem Feld geringer als jene bei Lehr-

lingen anderer Bereiche. Z. B. bekommen mehr Hochschulabsolventinnen des Volks- oder Hauptschullehrerinnenstudiums (16 %) Kinder als Lehrlinge im Kosmetikbereich (18 %) oder als Versicherungskauffrauen (19 %) (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 29). Es gibt anteilmäßig in den Bereichen Erziehung und Gesundheit auch mehr Mütter als in medizinischen Berufen, im Textilbereich, im Bereich IT etc. (vgl. Hoem/Neyer/Andersson 2013, S. 113).

Abbildung 2 zeigt das eben besprochene Bild: In den Bereichen Erziehung, Unterricht und Gesundheit ist die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen kinderlos sind, geringer als in anderen Bereichen. Wobei das Ausbildungsniveau auch innerhalb dieses Feldes eine Rolle spielt (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 129).

	Österreich	Schweden
<b>Bildung</b>		
Vorschullehrerin/		
Kindergärtnerin	13,5	11,0
Grundschullehrerin	16,5	10,3
Gymnasiallehrerin	29,1	17,3
<b>Gesundheit</b>		
Hebamme	10,6	6,4
Krankenschwester	14,5	13,0
Ärztin	25,4	15,9
<b>Berufe ohne Matura</b>		
Kosmetikerin, Friseurin	12,7	9,6
Textilfachfrau	10,6	13,9
Lehre	9,3	
berufsbildende Schule	15,2	
Hotel-/Gastgewerbe	12,7	22,4
Lehre	11,7	
berufsbildende Schule	17,9	
Haushalt/Wirtschafterin	11,4	21,6
Landwirtschaft	7,4	15,5
<b>Universität</b>		
Sozialwissenschaftlerin	37,3	32,9
Theologin	33,9	30,9
Geisteswissenschaftlerin	33,1	30,4
Psychologin	32,5	32,7
<b>Technikerin/Naturwissenschaftlerin</b>		
Ingenieurin/Technikerin	14,6	19,0
Naturwissenschaftlerin	26,2	22,0

Abbildung 2: "Kinderlosigkeit von Frauen nach Bildungsrichtung und Bildungsniveau in Österreich und in Schweden (Frauen der Geburtenjahrgänge 1955-59)" (Neyer/Hoem et al. 2013, S. 123)

Grundsätzlich bekommen Frauen in männerdominierten Bereichen oft weniger Kinder als in Feldern, in denen mehr Frauen arbeiten, da sie häufiger Diffamierungen ausgesetzt sind (vgl. Hoem/Neyer et al. 2013, S. 113; Neyer/Hoem et al. 2013, S. 128). Dies trifft auch auf Gebiete zu, in denen der Anteil der Geschlechter im Beruf annähernd gleich hoch ist. Jedoch gibt es nicht nur in frauenarmen Bereichen, sondern auch in jenen mit feministischem Hintergrund, wie den Sozialwissenschaften, weniger Kinder. Dies könnte mit dem feministischen Diskurs in den Sozial- und Geisteswissenschaften, der um die 1970er begann und sich eher gegen Mutterschaft richtete, zusammenhängen (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 128).

Neben den Bereichen Erziehung und Gesundheit sticht in Abbildung 2 jener der Techniker\*innen/Naturwissenschaftler\*innen hervor. Dies widerspricht der vorangegangenen These, dass Frauen in männerdominierten Bereichen häufiger kinderlos bleiben. Die niedrige Kinderlosigkeitsrate in diesem Bereich könnte daraus resultieren, dass Frauen häufiger aus dem technischen Bereich aussteigen, als dies Frauen tun, die in anderen Bereichen ausgebildet werden. Wobei der Frauenanteil in diesem Feld ohnehin sehr gering ist. Außerdem kommen Frauen, die in diesem tätig sind, häufiger aus Akademiker\*innenfamilien, was zur Folge haben kann, dass sie besser darin sind Familie und Beruf zu vereinbaren, da ihnen die vorige Generation (Eltern etc.) als Vorbild dient (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 129).

Die geringe Kinderlosenrate der Frauen aus den Erziehungs-, Unterrichts- und Gesundheitsbranchen könnte damit zusammenhängen, dass Frauen bei der Berufswahl ihre Familienplanung mitbedenken – die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist ein wesentlicher Punkt für die Wahl eines Berufsfeldes (vgl. Hoem/Neyer et al. 2013, S. 113). Das bedeutet, dass Frauen mit Kinderwunsch eher Berufe anstreben, in denen sich die beiden Bereiche vereinbaren lassen. Sind Frauen in Feldern tätig, in denen die Gehaltschancen und Arbeitsbedingungen nicht mit Kindern zu vereinbaren sind, lassen sich viele Frauen umschulen, nachdem sie Kinder bekommen haben (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 128).

Auch ob Frauen eine Ausbildung speziell für einen Beruf/eine Berufsgruppe abgeschlossen haben, ist entscheidend, da sich diese beim Berufseinstieg leichter tun. Bei Frauen, auf die dies nicht zutrifft, ist die Kinderlosigkeitswahrscheinlichkeit höher (vgl.

Korpi, de Graaf, Hendrickx und Layte 2003, o.S. zit. in Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 127).

Bei den neuen Berufsgruppen ist ebenfalls eine hohe Kinderlosenrate zu verzeichnen. Erklärt wird dies u. a. dadurch, dass der Berufseinstieg in wissenschaftliche Berufe, z. B. in die Medienbranche, mit großer wirtschaftlicher Unsicherheit verbunden ist und damit, dass die Aufgaben häufig gewechselt werden. Dies trifft laut Peuckert auch auf viele soziale Berufe zu (vgl. Peuckert 2012, S. 258).

### 7.1.5 Geltung des Berufs

Neben der Fachrichtung hängt die Kinderlosigkeit auch vom Status des Berufs ab (siehe Kapitel 6.3 Frauenberuf). Frauen, die in Bereichen ohne vorformulierte Arbeitsverhältnisse tätig sind, wie Friseurinnen, Personen im Gastgewerbe etc., bekommen eher Kinder als jene in Berufen mit größerem Ansehen. Mit höherem Status sind besseres Einkommen und bessere Rahmenbedingungen verbunden. Bei Frauen, die in Berufen tätig sind, die hohes Ansehen genießen, ist die Kinderlosenrate höher (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 127). Dies bestätigt auch der Mikrozensus<sup>5</sup> 2008, der den Zusammenhang zwischen der Höhe des Einkommens und der Kinderlosigkeit beleuchtet. Das Ergebnis: Einkommen ist ein Indikator für Kinderlosigkeit. Ab einem Gehalt von € 1.500 pro Monat gibt es mehr kinderlose Frauen. Am höchsten ist die Kinderlosenrate (47 %), wenn beide Partner\*innen Vollzeit arbeiten. Ist der Mann arbeitslos und die Frau Vollzeit tätig, liegt die Kinderlosenrate bei etwa 30 %. Bezieht die Frau kein Einkommen, ist im Haushalt tätig, und der Mann Vollzeit angestellt, ist die Kinderlosenrate mit 5 bis 6 % am geringsten (vgl. Peuckert 2012, S. 258).

---

<sup>5</sup> Der Mikrozensus ist eine repräsentative, statistische Erhebung, bei der die Auswahl der befragten Haushalte nach zufälligen Kriterien stattfindet. In Österreich werden die Daten von Statistik Austria erhoben.

Auch die Beschäftigungssituation spielt neben Ausbildungs- und Arbeitsbereich, sowie dem Status des Berufs eine Rolle. Personen, die im öffentlichen Bereich angestellt werden, haben ein geringeres Risiko entlassen zu werden. Sie beziehen ihr Gehalt und auch die Vereinbarungen in Bezug auf Elternzeit sind jenen im privaten Bereich vorzuziehen. Dies betrifft v.a. das Unterrichtswesen und den Gesundheits- und Rechtssektor. In der Studie von Neyer, Hoem und Andersson zeigt sich jedoch überraschenderweise, dass die Kinderlosenrate bei Akademikerinnen mit Ausbildung, die zur Anstellung im öffentlichen Bereich führen, relativ hoch ist. Dies könnte u. a. daran liegen, dass die Anstellung an der Bedingung hing, dass sie ohne Unterbrechung arbeiten und dies meist Vollzeit (Beamt\*innenstatus). Durch die kaum vorhandenen Einrichtungen für Kinder gestaltete sich dies jedoch als schwierig. Die Auswirkungen zeigen sich auch im Geschlechterverhältnis: 80 % der öffentlich angestellten Männer hatten Beamt\*innenstatus und nur 40 % der Frauen (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 126).

Es hat sich gezeigt, dass der Faktor Bildung ein weitläufiger und sehr komplexer ist. Es gibt viele Einflüsse, die für die Kinderlosigkeit verantwortlich sind, wie der Status, der durch den Beruf beeinflusst wird, Selbstverwirklichung, die u. a. erst durch finanzielle Unabhängigkeit möglich ist, die Erfüllung der Voraussetzungen für eigene Kinder, die durch die Ausbildungsdauer nach hinten geschoben wird, und vieles mehr.

## 7.2 Beruf

### 7.2.1 Unvereinbarkeit Mutterschaft und Karriere

Zwei Teile eines Lebens, die sich zu widersprechen scheinen. Kreyenfeld und Konietzka über die Lösung des Unvereinbarkeitsproblems der beiden Lebensbereiche Karriere und Mutterschaft:

„Unter den Voraussetzungen einer strukturellen *und* kulturellen Unvereinbarkeit löst die Mehrheit der Frauen in Westdeutschland den Konflikt zwischen Familie und Beruf zugunsten von Familie, während eine Minderheit zugunsten des Berufs auf Kinder verzichtet. Wir wissen eher wenig darüber, wie der damit verbundene Entscheidungsprozess abläuft, durch welche Erfahrungen und äußeren Faktoren er beeinflusst wird und welche Rolle der Partner darin spielt“ (Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 19).

Arbeiten zu gehen gehört heute zum Bild der emanzipierten Frau. Früher wurde von den Müttern folgendes Ideal angestrebt: Eine Mutter sollte zurückhaltend und hingebungsvoll sein. Sexuelle Autonomie und Berufstätigkeit standen diesem Bild entgegen. Heute wird von Müttern jedoch beides verlangt. Sowohl die perfekte Mutter zu sein, als auch erwerbstätig (vgl. Diehl 2015, S. 52). Die Meinung, dass die Mutter bei ihrem Kind zu Hause bleiben sollte, damit eine stabile Beziehung zwischen den beiden aufgebaut werden kann, verschwindet zunehmend. Das zeigt u. a. das IFES-Frauenbarometer 2006. Die meisten der befragten Wienerinnen (86 %) gaben an, dass für die Beziehung zwischen Mutter und Kind die Berufstätigkeit keine Rolle spielt. Es jedoch zu schaffen, sowohl Familie als auch Beruf zu managen, scheint eine riesige, schwer zu bewältigende Aufgabe – besonders im Hinblick auf die Anforderungen des Arbeitsmarktes wie Flexibilität. 40 % der 2006 Befragten gaben an, beide Bereiche gut vereinbaren zu können, wobei viele Mütter nicht oder Teilzeit arbeiten gehen, um der Rolle als Mutter und den damit verbundenen Aufgaben gerecht zu werden. Laut IFES-Frauenbarometer 2005 arbeiten 25 % der Wiener Mütter, solange ihr Kind das dritte Lebensjahr nicht erreicht hat. 3/10 der Frauen mit Kind arbeiten Vollzeit. In Deutschland waren mehr als die Hälfte der Eltern mit Kindern erwerbstätig. Einem Drittel der Mütter war jedoch unklar, wie sie Familie und Beruf vereinbaren sollten. War das Kind unter drei Jahren, wusste die Hälfte der Eltern nicht, wie sie Beruf und Kind unter einen Hut bringen können (vgl. Statistisches Bundesamt 2011). Viele Mütter sind dermaßen im Bereich Haushalt und Familie eingebunden und verpflichtet, dass sie sich im Arbeitsalltag einschränken müssen (vgl. Hofäcker 2009, o.S. zit. in Peuckert 2012, S. 451). In einer Umfrage des österreichischen Market Instituts haben 40 % der Befragten angegeben, dass sie sich für die Karriere und zugunsten dieser gegen eigene Kinder entschieden haben. Die Meinung darüber, ob es in Ordnung ist, dass verheiratete Frauen ihren Beruf vor Kinder reihen und lieber ihrer Karriere nachgehen, als Kinder zu bekommen, ist positiv – 78 % der Befragten sind dieser Meinung. Grund für die positive Stimmung könnte sein, dass Frauen ohne Kinder unter 45 häufiger leitende Funktionen innehaben als Männer. Nach der Geburt eines Kindes befindet sich nur mehr 1/10 der Mütter in einer Führungsposition, während es bei den Vätern 1/4 ist (Mikrozensus 2004). Dies soll jedoch nicht bedeuten, dass frau\*man zwangsläufig auf Kinder verzichten muss, um einen Beruf ausüben zu können. Jedoch scheinen die Rollen als Mutter und Karrierefrau teilweise schwer

vereinbar. Beide Bereiche sind komplex und mit hohen Anforderungen verbunden. Die Entscheidung für einen Bereich würde mehr Erfolgchancen im Beruf (ohne Kind) oder in der Mutterschaft (ohne den Einfluss der Berufstätigkeit) bedeuten, wobei in der Realität eher versucht wird, einen Konsens zwischen ihnen zu finden (vgl. Peuckert 2012, S. 262ff.).

Die Veränderung des Ideals, der Anspruch, sowohl Mutterschaft als auch Erwerbsarbeit unter einen Hut zu bekommen, ist zu einem neuen „Gefängnis in der Leistungsgesellschaft“ (Diehl 2015, S. 52) geworden, das von Frauen verlangt, die perfekte Mutter, erfolgreiche Erwerbsfrau und anziehende Partnerin zu sein (vgl. Diehl 2015, S. 52).

Wobei festzuhalten ist, dass der Zugang zum Beruf und die Vereinbarkeit des Familien- und Arbeitslebens keineswegs selbstverständlich sind. Genau dieser Unstimmigkeit – zwischen den erhöhten Anforderungen und der begrenzten Möglichkeit zur Umsetzung – widmet sich anschließender Punkt.

### **7.2.2 Fehlende Gleichberechtigung**

Im Sinne der Gleichberechtigung werden für alle Teilnehmer\*innen am Arbeitsmarkt gleiche Chancen gefordert. Dabei spielen dieselben Qualifikationen der Arbeitnehmer\*innen eine große Rolle. Flexibilität und Mobilität sind wichtige Schlagwörter (vgl. Hager 2006, S. 34f.). Die Forderung nach diesen besteht auch, wenn ein\*e Partner\*in oder ein Kind vorhanden ist, was die Berufstätigkeit vor allem für Frauen erschwert, da sie meist im Reproduktionsbereich – im Haushalt und für die Familie – tätig sind (vgl. Kahlert 2013, S. 365).

Österreich als Wohlfahrtsstaat greift in hohem Maße in das Leben der Bürger\*innen ein. Im Gegensatz zu anderen Ländern, wie z. B. Schweden, jedoch wenig in die Bereiche soziale Gleichheit und Gleichheit zwischen den Geschlechtern. Dies zeigt sich u. a. in der Förderung von männlichen Karrieren im öffentlichen Bereich oder in der fehlenden Unterstützung von Mitarbeiterinnen im technischen Beruf (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 131). Österreich stabilisiert Ungerechtigkeiten, statt zu versuchen, sie aufzulösen (Gehalt, Aufstiegsmöglichkeiten im Beruf etc.). Das staatliche Interesse scheint darin zu bestehen, Mütter bei der Kinderversorgung und ihrem Ausstieg aus der Arbeitswelt zu unterstützen, und nicht darin, sie in diese zu (re)integrieren. Wogegen Schweden bestrebt ist, allen Personen gleichberechtigten Zugang zum Arbeitsmarkt zu

ermöglichen (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 104ff.). Ein Beispiel dafür sind die fehlenden flexiblen Betreuungsangebote für Kinder, die die Beteiligung an der Arbeitswelt erschweren. Die Vereinbarkeit dieser beiden Bereiche beeinflusst die Entscheidung gegen bzw. für ein Kind. Können Beruf und Familie nicht vereinbart werden, kann der Forderung des Arbeitsmarktes nach Flexibilität nicht nachgegangen werden, oder ist der weitere Karriereverlauf ungewiss, entscheiden sich Frauen oft für den Beruf und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 33). Bei den Versuchen der Politik, die Frauen aufgrund des Interesses an der Expansion der Wirtschaft bei der Koordination beider Bereiche zu unterstützen, wird in der Regel danach gefragt, was die Mütter und nicht Gesellschaft, eingeschlossen die Männer, zum Gelingen beitragen können – was ein „modernisierte[s] Ernährermodell stützt“ (Kahlert 2013, S. 363).

Mutterschaft erschwert die Berufssituation erheblich, da den Ansprüchen der Wirtschaft Genüge getan werden muss und umgekehrt: Aufgrund der Ansprüche an die Elternschaft ist es als Mutter nicht einfach berufstätig zu sein. Mitunter aufgrund der nicht vorhandenen, flexiblen Betreuungsplätze und der Meinung, dass Mütter in den ersten Jahren bei ihren Kindern bleiben müssen (vgl. Peuckert 2012, S. 469), ist es schwer, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Die Frauen werden in die Mutterrolle gedrängt. Es scheint, dass gleichberechtigte Teilnahme an der Gesellschaft und Mutterschaft (zumindest in Österreich) nicht vereinbar sind.

Anstatt sich in ausreichendem Maße familien- und wirtschaftspolitische Maßnahmen zu überlegen, versucht die Politik, die Geburtenraten dadurch zu erhöhen, dass sie die Mutterschaft aufwertet: Diehl fasst die Bemühungen der Politik folgendermaßen zusammen:

„Die hiesige Familienpolitik scheint auf Folgendes zu bauen: Wenn Frauen Mutterschaft wieder als besonderen Wert einer naturverbundenen Weiblichkeit und als essentielle Lebenserfahrung begreifen und ihre Ansprüche an ein selbstbestimmtes Leben fallen lassen würden, dann würden die Geburtenzahlen quasi wie von selbst nach oben gehen. Wie verquer und unrealistisch solche Sichtweisen sind, zeigt allein ein Blick über die Grenzen: Frankreich hat im europäischen Vergleich die höchsten Geburtenraten, und es ist gleichzeitig das Land, in dem die meisten Mütter bereits kurz nach der Geburt wieder Vollzeit arbeiten“ (Diehl 2015, S. 50).



Der Vergleich mit anderen Ländern wie Frankreich zeigt, welche Wirkungen (politische) Schritte haben können. Deshalb wird im Folgenden beim Blick auf die Situation der Betreuungsplätze, die entscheidend für die Teilhabe am Beruf und die Selbstverwirklichung von Frauen sind, auch kurz auf die Situation in anderen Ländern eingegangen.

### 7.2.3 **Betreuungsplätze**

Was eine Hilfestellung bei der Vereinbarkeit zwischen den Lebensbereichen Familie und Beruf sein kann, sind ausreichend Betreuungsplätze:

Nachdem Frauen Kinder bekommen haben und sich entschließen, ihren Beruf wieder aufzunehmen, sind es oft fehlende Betreuungseinrichtungen und die dadurch entstehende Ratlosigkeit, die Hindernisse für den (Wieder-)Einstieg darstellen (vgl. Hager 2006, S. 42). In anderen Ländern, wie z. B. Schweden, gibt es ein weites Netz an Betreuungsplätzen für Kinder (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 105). In Österreich bietet der Staat Kindergeld in der Hoffnung, dass es dadurch zu mehr Geburten kommt. Jedoch zeigt z. B. das skandinavische Modell, dass es um die Selbstverwirklichung im Beruf geht und nicht um finanzielle Hilfe. Kinderbetreuungseinrichtungen müssen nicht kostenlos sein, aber vorhanden, um den Müttern die Berufstätigkeit zu ermöglichen. Dies ist ein wichtiger Punkt bei der Entscheidung für/gegen eigene Kinder (vgl. Hager 2006, S. 42). Dafür sprechen u. a. die Aussagen des CAE (Conseil d' Analyse Economique), nach welchem in Frankreich die hohen Geburtenraten (durchschnittlich 1,9 Kinder pro Familie, wobei es in Österreich ca. 1,3 sind) dadurch zustande kommen, dass es wenig Arbeitslose und mehr Frauen gibt, die einer Erwerbsarbeit nachgehen und sich somit neben der Mutterschaft im Beruf verwirklichen können. Auch in Deutschland wurde darüber diskutiert, wie Frauen der Berufswiedereinstieg erleichtert bzw. ermöglicht werden kann (vgl. Bernardi/Keim 2013, S. 173). Dort soll jedes Kind (laut Kinderförderungsgesetz) ab einem Jahr einen Betreuungsplatz bekommen (dies gilt nicht für Österreich) (vgl. Peuckert 2012, S. 464). Damit werden Eltern Anreize geboten, trotz des Wunsches nach Berufstätigkeit, Kinder zu bekommen.

Der Vergleich der europäischen Staaten macht sichtbar, dass das Vorhandensein von Betreuungseinrichtungen mit der Geburtenrate eines Landes zusammenhängt (vgl. Hager 2006, S. 46). In Schweden gibt es kaum Unterschiede zwischen Frauen mit ver-

schieden hohen Bildungsabschlüssen und der Kinderlosigkeit, wobei in Österreich der Anteil der Kinderlosigkeit mit dem Bildungsgrad der Frauen steigt, was mit dem Vorhandensein von Kinderbetreuungsplätzen zusammenhängen könnte (vgl. Neyer/Hoem/Andersson 2013, S. 118). Der Theorie, wonach mehr Betreuungsplätze die Kinderlosenrate senken, widerspricht Kofler. Sie sagt, dass Betreuungsplätze nicht zwangsweise zur Folge haben, dass mehr Kinder auf die Welt kommen, da der Kinderwunsch und dessen Erfüllung nicht mit den vorhandenen Betreuungsplätzen korrelieren. Auch die Sozialarbeiterin und Psychologin Veronika Holzknecht stellt sich gegen diese Behauptung. Sie sagt, dass dies eine Vereinfachung auf die Vorstellung von der Frau als Gebälerin ist – von einem natürlichen Kinderwunsch ausgegangen wird. Jedoch besteht Einigkeit, wenn es um die Notwendigkeit von Betreuungsplätzen geht, um Müttern und jenen Frauen, die es werden wollen, die Vereinbarung von Familie und Beruf zu erleichtern (vgl. Kofler 2006, S. 116). Laut Peuckert sind es neben öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen, die leistbar, örtlich gut platziert und mit den Arbeitszeiten vereinbar sind, die optimalen Aufwuchsbedingungen von Kindern, die in den Köpfen der Eltern aktualisiert werden sollten, wie z. B. der Glaube daran, dass berufstätige Mütter Rabenmütter sind. Dies würde den Frauen die Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche zusätzlich vereinfachen (vgl. Peuckert 2012, S. 469).

Zum Abschluss dieses Unterkapitels ein zusammenfassendes Zitat von Neyer, das dieses Unterkapitel gut zusammenfasst. Die Demografin sagt in einer TV-Dokumentation zur Kinderlosigkeit, die auf 3SAT ausgestrahlt wurde, dass „[es ein] Zusammenspiel [gibt] zwischen wirtschaftlichen Einflüssen, kulturellen Bedingungen, aber auch institutionellen und politischen Bedingungen, die immer mehr eine Rolle spielen. Wenn man sich die Verläufe der Geburtenraten in den europäischen Ländern anschau[t], haben heute jene Länder die höchsten Geburtenraten, die in Frauenerwerbstätigkeit, Kinderbetreuung und Geschlechtergleichheit investiert haben“ (Kreuz & Quer 2014, 12:35 Min.). Daraus kann geschlossen werden, dass die fehlende Möglichkeit der Selbstverwirklichung im Beruf, das Gedrängt-Werden in die Rolle der Mutter und Hausfrau und die befürchteten Einschränkungen, wie die Aufopferung als Mutter, mit den sinkenden Geburtenraten und steigender Kinderlosigkeit zusammenhängen.

### 7.3 Finanzielle Belastung

Neben den besprochenen Gründen, wie Beruf und Bildung, widmet sich dieses Kapitel der finanziellen Belastung. Es soll ein genauerer Blick darauf geworfen werden, ob finanzielle Hürden bei der Überlegung für/gegen eigene Kinder ein ausschlaggebendes Kriterium sind oder in die Entscheidung nicht miteinbezogen werden.

Die finanziellen Aufwendungen, die auf künftige Eltern zukommen, können in zwei Gruppen eingeteilt werden. Grundsätzlich wird zwischen direkten und indirekten Kosten unterschieden. Direkte Kosten beziehen sich auf das Wohnen, Nahrung, Betreuung, Bekleidung usw. Obwohl die öffentliche Hand den Familien finanziell unter die Arme greift, reicht dieses Geld längst nicht aus, diese Kosten zu decken, welche ungefähr 20 Jahre lang auf die Familien zukommen und sich am Alter des Kindes und dessen Lebenssituation orientieren. Ca. 480 („Zweierwachsenenhaushalte“) bis 520 Euro („Einerwachsenenhaushalte“) betragen die direkten Kosten pro Monat, wobei die Unterstützung durch den Staat bei ungefähr 200 bis 300 Euro pro Kind liegt. Die indirekten Kosten umfassen u. a. das Gehalt, das den Eltern durch das Kind weniger ausbezahlt wird, den Verdienst, der durch die Karenz oder die Aufgabe des Berufes entgeht, oder die Schmälerung der Pension. Obwohl einige Jahre der Kinderbetreuung (maximal 48 Monate) für die Pension angerechnet werden, verringert sie sich (vgl. Hager 2006, S. 49f.).

Die unzureichende staatliche, finanzielle Unterstützung ist laut Brammen ein Grund für potentielle Eltern, sich gegen eigene Kinder zu entscheiden. Um ihren erarbeiteten Status und Lebensstil halten zu können, ist es nötig, dass beide Elternteile arbeiten gehen. Dies wiederum führt dazu, dass für die Betreuung des Kindes (finanziell) gesorgt werden muss (vgl. Brammen 2000, S. 38). Auch Strohmeier und Schultz sind der Meinung, dass die finanzielle Hilfe des Staates Auswirkungen auf die Geburtenraten hat (vgl. Strohmeier und Schultz 2005, o.S. zit. in Peuckert 2012, S. 237). Hager hingegen kommt in ihrer Studie zu einem gegenteiligen Ergebnis. Laut ihr hat der finanzielle Aspekt keine übergeordnete Rolle: Die finanzielle Unterstützung durch den Staat und die Kosten, die auf Familien durch Kinder zukommen, sind mehr ein Aspekt, der mitbedacht wird, als ein ausschlaggebender Grund für die Entscheidung gegen/für eigene Kinder (vgl. Hager 2006, S. 50). Die Finanzen werden erst nach anderen Bedenken beachtet oder werden überhaupt nicht in die Überlegungen miteinbezogen (vgl. Beck-

Gernsheim 1988, S. 118). Dies zeigt sich u. a. beim Ländervergleich. Der österreichische, deutsche und luxemburgische Staat gibt jeweils mehr Geld aus als Großbritannien oder Irland, in denen die Geburtenraten jedoch höher sind (vgl. Bertram 2006, S. 215).

Was sich im Gegensatz zu fehlender finanzieller Unterstützung definitiv negativ auf den Kinderwunsch auswirkt, sind die Folgen der Globalisierung auf junge Erwachsene, wie unsichere Beschäftigungsverhältnisse und unstabile Arbeitssituationen. Stabile Erwerbsarbeit ist eine Voraussetzung bei der Erfüllung eines Kinderwunsches (vgl. Peuckert 2012, S. 237). Die Vorhersagbarkeit künftiger Entwicklungen wird jedoch zunehmend schwieriger. Der Verbleib in einem Job, die Arbeitszeiten etc. sind starken Schwankungen unterworfen, die es schwer machen, stabile, andauernde Verhältnisse zu schaffen (vgl. Cornelißen 2006, S. 140).

## 7.4 Partner\*in

Die\*Der Partner\*in spielt bei der Entscheidung für und auch gegen ein Kind eine große Rolle. Das Kind kann dabei der Versuch sein, eine Partner\*innenschaft zu retten, zu vervollkommen, oder es wird auf Kinder verzichtet, aus Angst, sie würden die Intensität der Beziehung zerstören oder da frau\*man sich nicht sicher ist, die\*den richtige\*n Partner\*in gefunden zu haben (vgl. Kofler 2006, S. 163). In der Literatur wird das Kind als Last für die Beziehung dargestellt, was sich u. a. in der Qualität der Partner\*innenschaft ausdrückt (vgl. Peuckert 2012, S. 246). Die emotionale Belastung der Beziehung durch ein Kind wird, wenn auch nur von einem sehr geringen Teil (ca. 10 %), als Schwierigkeit wahrgenommen (vgl. Peuckert 2012, S. 230). Studien zeigen, dass in Beziehungen, in denen es Kinder gibt, öfter Streit herrscht und sich Zuneigung seltener gezeigt wird. Die Arizona State University führte eine Studie mit 7000 Personen, in der die Zufriedenheit von Paaren überprüft wurde. Das Ergebnis war, dass diese nach der Geburt eines Kindes sinkt. Partner\*innen ohne Kinder sind so glücklich, wie es Eltern vor der Geburt ihrer Kinder sind. Bei Eltern sinkt der Zufriedenheitswert, während kinderlose Paare auf diesem Level bleiben (vgl. Kofler 2006, S. 163).

Neben der Belastung bzw. der Zufriedenheit der Partner\*innen spielt auch die Festigkeit der Beziehung eine wichtige Rolle. Sie ist Grundlage für die Realisierung des Kinderwunsches. Dieser Meinung sind über 80 % der Befragten in der Studie von Allensbach (2004). Heute wird die eigene Partner\*innenschaft eher hinterfragt. Lediglich 52 %

glauben, dass die eigene Beziehung ein Leben lang hält (vgl. Peuckert 2012, S. 230), was sich dementsprechend auf den Kinderwunsch auswirkt.

Grundlegend ist auch die Bereitschaft beider Partner\*innen zur Entscheidung für/gegen ein Kind. Ob ein Kinderwunsch realisiert wird, hängt von beiden Partner\*innen ab. Ist eine\*r der Partner\*innen gegen ein Kind, wird die Elternschaft verschoben oder verworfen (vgl. Schmitt 2005, S. 18ff.).

Der Mikrozensus 2008 zeigt, dass auch das Bildungsniveau des Partners<sup>6</sup> Einfluss auf die Kinderlosigkeit in Deutschland hat. Ist dieser Hochschulabsolvent, ist die Wahrscheinlichkeit der Kinderlosigkeit größer als bei Partnern ohne Berufsabschluss. Bauer und Jacob sind der Meinung, dass der Bildungsabschluss der Frau die Hauptrolle spielt, da die Entscheidung für ein Kind hauptsächlich bei ihr liegt, und dass die Kinderlosigkeit bei Männern ohne Berufsabschluss höher ist, wobei es hierbei nicht auf das Bildungsniveau der Frau ankommt, sondern der Zusammenhang mit der Kinderlosigkeit wahrscheinlich auf das Einkommen der Männer zurückzuführen ist (vgl. Bauer und Jacob 2010, S. 30ff.). Wird die Bildung beider Partner\*innen betrachtet, liegt der geringste Kinderlosigkeitsanteil (9 %) bei Partner\*innen, die beide keinen Berufsabschluss haben. Zweimal so hoch ist die Kinderlosenrate, wenn beide Partner\*innen Akademiker\*innen sind. 41 % Kinderlosigkeit gab es bei jenen Frauen, deren Abschluss höher war als der ihres Partners und zwar, wenn sie einen Hochschulabschluss hat (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 29). Wie Kreyenfeld und Konietzka schreiben auch Bauer und Jacob über die höchste Kinderlosenrate bei Paaren, bei denen die Frau einen höheren Bildungsabschluss als der Mann hat. Gleich hoch gebildete Partner\*innen be-

---

<sup>6</sup> Im Original wurde nicht gegendert. Dies wird an dieser Stelle übernommen, um Ergebnisse nicht zu verfälschen. Jedoch besteht die Annahme, dass sich die Bildungsniveaus unabhängig vom Geschlecht der\*des Partnerin\*Partners auf die Kinderlosigkeit auswirken, da Lebensentwürfe sowohl bei homo- als auch heterosexuellen Beziehungen grundverschieden sein können.

kommen eher Kinder, wobei mit dem Bildungsgrad die Wahrscheinlichkeit für die Kinderlosigkeit steigt (vgl. Bauer und Jacob 2010, S. 52). Des Weiteren ist Arbeitslosigkeit ein Faktor für Kinderlosigkeit. War eine\*einer der Partner\*innen in einem unsicheren Verhältnis, verschiebt sich die Elternschaft nach hinten, bis sie\*er eine sichere Stelle erhält. Dies betrifft Beschäftigte aller Berufssparten (vgl. Peuckert 2012, S. 227).

Einfluss auf die Familienplanung hat ebenfalls die Einstellung der potentiellen Väter gegenüber der Aufgabenübernahme in den Bereichen Kind und Heim. Diese hat sich in den Köpfen der Männer geändert. Sie sind (zumindest theoretisch) zunehmend bereit Arbeiten und Verantwortung zu übernehmen (vgl. Hager 2006, S. 40). Wobei Bereitschaft und tatsächliche Hilfe im Haushalt voneinander abweichen. Meist arbeiten die Väter nach der Geburt eines Kindes mehr als zuvor, da sie die finanzielle Sicherheit der Familie gewährleisten wollen. Bei Frauen wirken sich die Übernahme der Sorgearbeiten und die dadurch fehlenden Ressourcen, wie Zeit, auf die Beteiligungsmöglichkeiten am Arbeitsmarkt aus. Besonders in Zeiten, in denen hohe Flexibilität und Engagement gefordert werden, sind die Mütter häufig gezwungen, Vollzeitstellen aufzugeben bzw. aus dem Erwerbsleben auszusteigen, was sich auf die Sicherung im Alter etc. auswirkt (vgl. Cornelißen 2006, S. 149ff.).

Im Zitat von Herlth (2004) werden die bisher genannten Punkte überschaubar zusammengefasst, die wesentlich für die Entscheidung für ein Kind sind. Sind diese erfüllt, ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass sich ein Paar dafür entscheidet, Kinder zu bekommen. Neben der Einstellung zur Aufgabenteilung bzw. -übernahme sind dies:

„[E]ine gefestigte Paarbeziehung, die sich in einem Kind darstellen möchte; eine gefestigte ökonomische Basis, aufgrund derer man sich eine solche Entscheidung zumuten kann; ein verlässliches soziales Netzwerk (Verwandte, Freunde), das als Stütze beim Aufziehen von Kindern eingesetzt werden kann; eine halbwegs kalkulierbare berufliche Zukunft; Lebens- und Karriereinteressen, mit denen Kinder vereinbar sind; Berufstätigkeiten, die dem Zusammenleben mit Kindern zuträglich sind“ (Herlth 2004, o.S. zit. in Peuckert 2012, S. 230).

## 7.5 Herkunft als Einflussfaktor

Neben der Bildung, dem Beruf, der finanziellen Situation und der Beziehung, spielt auch die Herkunft eine Rolle bei der Entscheidung für/gegen eigene Kinder.

In der Studie von Hager waren die Eltern der interviewten, bewusst kinderlosen Frauen überdurchschnittlich hoch ausgebildet. Viele Väter und einige Mütter hatten eine akademische Ausbildung, wobei die Frauen nach der Geburt ihrer Kinder nicht mehr arbeiten gingen. Die Interviewpartnerinnen (Akademikerinnen) äußerten sich dazu, dass die Erfahrungen, die sie als Kinder in ihren Familien gemacht haben, die Rolle der Mutter und das Miteinander der Eltern, ihre Entscheidung für die Kinderlosigkeit beeinflussen. Wie war das Verhältnis in der Familie, wer übernahm welche Aufgaben, wie war die Bindung zu den Kindern und welche Güter standen der Familie zur Verfügung? Diese Fragen bzw. Wahrnehmungen fließen bei den Überlegungen für die eigene Elternschaft mit ein (vgl. Hager 2006, S. 68f.).

Die befragten, kinderlosen Frauen in der Studie nahmen ihre Mütter als nicht zufrieden wahr. Sie wuchsen zwar in einem behüteten Umfeld auf, nahmen jedoch wahr, dass ihre Mütter nicht die nötige Anerkennung für ihre Mühen im Haushalt und der Erziehung der Kinder erhielten, ihren Lebensträumen nicht nachgehen konnten etc. Außerdem fehlte die Unterstützung der Brüder und Väter. Ihre Mütter waren teilweise überfordert, konnten jedoch nicht mit Unterstützung rechnen. Teilweise gewannen sie durch Erwerbstätigkeit ein Stück Autonomie, Freiheit zurück (vgl. Hager 2006, S. 70).

Aus den Aufzeichnungen von Hager kann geschlossen werden, dass die klassische Rollen- und Aufgabenverteilung dem eigenen Kinderwunsch nicht zuträglich ist und eher abschreckend wirkt. Die Frauen wollen nicht riskieren, dass ihre Selbstständigkeit durch eigene Kinder eingeschränkt bzw. eingebüßt wird:

„Von ihrer Mutter hat die Ethnologin und Kulturvermittlerin mitbekommen, dass Kinder zu bekommen für eine Frau viel Arbeit, finanzielle Abhängigkeit und persönliche Unfreiheit bringe. In eine derartige Abhängigkeit, Isolation und Frustration wie ihre Mutter wollte sie selbst niemals geraten“ (Hager 2006, S. 73).

Neben den Erfahrungen der Frauen, die in der eigenen Familie gemacht wurden, ist auch die Wahrnehmung der Umgebung wichtig. Z. B. die Kinder, die den potentiellen Eltern im Laufe ihres Lebens auffielen bzw. in ihrer Nähe aufwuchsen. Wurden sie in einem Umfeld groß, in dem Kinder keine große Rolle spielten, wirkt sich dies auf ihren Kinderwunsch dahingehend aus, dass sie sich weniger bzw. keine Kinder für ein gelungenes Leben wünschen (vgl. Peuckert 2012, S. 220).

D. h. verschiedenste Erlebnisse und Sinneseindrücke in der Kindheit und während des Aufwachsens wirken sich auf den Kinderwunsch aus. Wie auch das Geschlechterverhältnis, das im Folgenden beschrieben wird.

## 7.6 Geschlechtergerechtigkeit

„So sind sie, die modernen Frauen: emanzipiert, erfolgreich, aber dafür einsam, unglücklich und kinderlos“, (Kofler 2006, S. 29) fasst Kofler das Statement eines Politikers zusammen, das sie stellvertretend für viele andere sieht.

Dieses Zitat zeigt deutlich, dass Kinderlosigkeit eher Frauen zu Lasten gelegt – je nach Geschlecht unterschiedlich gedeutet und bewertet wird. Diehl meint, dass Egoismus kinderlosen Frauen eher als Männern unterstellt wird (vgl. Diehl 2015, S. 132). Es zeigt aber auch die herrschende Meinung über kinderlose Frauen und dass der Wunsch nach Kinderlosigkeit der Moderne zugeschrieben wird und somit als etwas Neues, nicht Natürliches gilt. Diesem Umstand widmet sich dieses Kapitel – den unterschiedlichen Anforderungen an die Geschlechter.

Wie Personen agieren (sollen) und auch auf welche Mittel sie zurückgreifen, hängt von ihrem Geschlecht ab (vgl. Kahlert 2013, S. 353; ebd., S. 364). Die bürgerliche Geschlechtertrennung ist mit der Industrialisierung einhergegangen. Ebenfalls der Glaube an die Naturhaftigkeit der intensiven Bindung zwischen Mutter und Kind, die „natürliche Mütterlichkeit“, die in Kapitel 3 beschrieben wurde, entstand zu dieser Zeit (vgl. Kahlert 2013, S. 353; ebd., S. 364).

Während sich in der Vergangenheit die Arbeit der Männer auf den wirtschaftlichen Bereich beschränkte, waren Frauen neben Familie und Haushalt in der Erwerbsarbeit tätig. Ihre Aufgaben und Tätigkeiten gingen jedoch mit wenig Ansehen und wenig Gehalt einher. Sie waren vor allem für Arbeiten zuständig, die Männer nicht für sich beanspruchten (vgl. Kahlert 2013, S. 353; ebd., S. 364).

Die fehlende Geschlechtergerechtigkeit, die z. B. in der geschlechtstypischen Aufgabenverteilung sichtbar wird, findet sich auch heute noch. Sie zeigt sich u. a. durch fehlende Anerkennung und Beteiligungsmöglichkeiten für Frauen, durch schlechte bzw. keine Bezahlung, eingeschränkte Zugangsmöglichkeiten zu Erwerbsarbeit sowie Erschwernissen beim Erreichen höherer Positionen (vgl. Kahlert 2013, S. 353; ebd., S.



364). Sichtbar wird sie auch in der Zuweisung von Bereichen mit unterschiedlichem Status nach Geschlecht. Der öffentliche Raum (Beruf, Politik etc.) orientiert sich vor allem an männlichen Maßstäben und Vorgaben und ist mit hohem Ansehen verbunden. Den Frauen zugesprochen werden die Bereiche Haushalt und Familie, die wenig Geltung haben. Dass diese Bereiche (privat und öffentlich) voneinander abhängen, wird ignoriert und lediglich die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Bereichs für den privaten gesehen (Hierarchie). Dadurch entsteht die Meinung, dass Frauen auf Männer und deren Erwerb angewiesen sind (vgl. Kahlert 2013, S. 353; ebd., S. 364).

Obwohl seit 1970 die Berufstätigkeit von Frauen in ihrer Lebensplanung mitgedacht und die alleinige Verantwortung für Haushalt und Familie verneint wird, widerspricht der Lebensalltag diesem Bild oft (vgl. Rodenstein/Bock et al. 1996, S. 30). Tatsächlich scheiden die meisten Frauen (vorläufig) nach der Geburt eines Kindes aus dem Berufsleben aus. Wenn sie sich dazu entschließen, nach einer Pause wieder arbeiten zu gehen (meist wenn die Kinder älter werden), sind sie nach dem Wiedereinstieg in den Beruf meist Teilzeit angestellt (Peuckert 2012, S. 239ff.).

Neben dem Beschäftigungsverhältnis ändert/ändern sich nach der Geburt eines Kindes auch ihre Rolle/ihre Aufgaben. In Partner\*innenschaften ohne Kinder sind die Beteiligten eher bestrebt, sich die Aufgaben gerecht aufzuteilen. Kommt ein Kind auf die Welt, ändern sich die Zuständigkeitsbereiche in Richtung traditionelle Strukturen. Die Frauen sind für Haushalt und Familie verantwortlich und die Männer wenden sich vermehrt Erwerbsarbeiten zu, da sie sich für die finanzielle Sicherung der Familie zuständig fühlen. Auch wenn Frauen im Beruf tätig bleiben (und das im selben Ausmaß wie deren Männer), übernehmen sie nach der Geburt eines eigenen Kindes zusätzlich die Bereiche Haushalt und Erziehung (vgl. Rüling 2007, S. 102ff.; Peuckert 2012, S. 239ff.). Rüling spricht in diesem Zusammenhang von „Traditionalisierungsfallen“ (vgl. Rüling 2007, S. 102ff.).

Sich der geschlechtstypischen Lebensführung nicht zu unterwerfen ist ein bewusster Akt. Die Entscheidung gegen ein Leben nach Vorbild veralteter Rollenmodelle muss getroffen werden. Dies macht Mayr deutlich:

„Man muss ganz aktiv dagegen ankämpfen, mit Kindern nicht in die Ordnung von Kinderbetreuerin und Ernährer zurückzufallen. Denn diese Ordnung wird durch die Gesell-

schaft, die Steuerpolitik und eine Arbeitswelt gefördert, in der Männer meistens mehr verdienen und weniger leicht in Karenz gehen können“ (Mayr 2014, o.S.).

Die Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern wirkt auf die Kinderfrage und umgekehrt (vgl. König 2012, o.S.). Sinkende Geburtenraten sind u. a. die Folge fehlender Geschlechtergerechtigkeit (vgl. Diehl 2015, S. 155). Immer weniger Frauen sehen ihre Zukunft allein bzw. vorwiegend im privaten Bereich, weshalb sie sich zunehmend am Arbeitsmarkt beteiligen. Sie sind jedoch bei Haus- und Pflegearbeiten auf sich gestellt, da sich das Tätigkeitsfeld der Männer meist auf die Erwerbsarbeit beschränkt (vgl. König 2012, o.S.). Den Zusammenhang zwischen den Veränderungen in den Aufgabenbereichen und den Geburtenraten sieht auch Kahlert:

„Der mit dem skizzierten Wandel vor allem auf Seiten der Frauen und der Stabilität vor allem auf Seiten der Männer verbundene strukturelle Konflikt in den Geschlechterverhältnissen ist also eigentlich nicht neu. Seine demographischen Folgen erwecken aber erst jetzt Aufmerksamkeit – und das, obwohl sich der Geburtenrückgang eigentlich als rational erwartbare, wenn auch lange Zeit übersehene Begleiterscheinung der geschlechtlich ungleichen Arbeitsteilung mit der Teilung in den privaten Raum der bürgerlich-patriarchalen Familie und den öffentlichen Raum des (Erwerbsarbeits-)Markts sowie des beide Räume regulierenden modernen (Wohlfahrts-)Staats erweist“ (Kahlert 2013, S. 357).

Gleichberechtigung für Frauen würde bedeuten, sich zunehmend von Haushalts- und Familienarbeiten zu verabschieden (vgl. Kahlert 2013, S. 361). Vorschläge, die zu mehr Gerechtigkeit und Möglichkeiten zur Partizipation führen sollen, sind „Kittausbau und flexible Arbeitszeiten (...) zudem ein anderes Männerbild“ (Diehl 2015, S. 156). Mehr Handlungsfreiräume für Frauen, auch im öffentlichen Raum, und Möglichkeiten zur Persönlichkeitsausbildung stehen den Ängsten der Männer gegenüber. Sie fürchten ei-

nen Machtverlust und dass sich die Sicherheit und Stabilität gebenden Familienstrukturen auflösen (vgl. Kahlert 2013, S. 361).<sup>7</sup>

Der Markt scheint sich momentan dahingehend zu entwickeln (entwickelt zu haben), dass weder Männer noch Frauen ihre Identität in den bürgerlichen Bereichen finden können. Zunehmende Flexibilisierung und das Entfernen von Normalarbeitszeiten bei gleichzeitiger Unwilligkeit auf die Wirtschaftskraft weiblicher Arbeiterinnen zu verzichten, führen dazu, dass Unternehmen versuchen, familienfreundlicher aufzutreten – z. B. durch firmeninterne Tagesstätten für die Kinder der Angestellten. Dabei werden die Kosten, die dadurch für die Firmen entstehen, durch erhöhte Arbeitsleistung ausgeglichen. Dass immer mehr Frauen arbeiten gehen und der Bereich Reproduktion dabei von Unternehmen weitgehend außer Acht gelassen wird, führt dazu, dass Männer sich im Bereich Haushalt und Familie engagieren müssen, wobei sie auch zunehmend bereit dazu sind. Bei der Übernahme von Reproduktionsaufgaben haben sie jedoch mit Hürden zu kämpfen (vgl. Sauer 1999, S. 232). Es wäre für den Staat möglich, Modelle anzubieten, die neben dem Beruf auch die Arbeits- und Aufgabenteilung im Privaten berücksichtigen, was momentan (noch) nicht der Fall ist (vgl. Kahlert 2013, S. 369).

Mit dem Streben nach Gleichberechtigung im bestehenden System sind eigene Kinder demnach schwer vereinbar. Die Rolle als Mutter (allein) reicht jedoch vielen Frauen nicht, um sich selbst zu verwirklichen. Frauen werden, zu Lasten der Gleichberechtigung, in die Mutterrolle gedrängt. Demzufolge sind Gleichberechtigung und Rollenbild miteinander verbunden, weshalb anschließend an das „Geschlechterverhältnis“ über die

---

<sup>7</sup> Auch der Staat hat Interesse am funktionalen Familienmodell, welches aus diesem Grund auch als Rückzugs- und Erholungsort gepriesen wird. Es gab und gibt dem Staat die Existenzberechtigung, u. a. durch die hierarchischen Strukturen in der Familie und deren „Natürlichkeit“, die laut Kreisky und Löffler die Notwendigkeit und Naturhaftigkeit des Staates aufzeigen (vgl. Kreisky und Löffler 2003, S. 375ff.).

Rolle der Frau als Mutter gesprochen wird und deren Bedeutung für die Gleichberechtigung.

## 7.7 Rolle als Gebärende

Im Weiteren geht es um die Auswirkungen der Mutterschaft auf die Selbstverwirklichung, die bereits in Punkt 7.6 Geschlechterverhältnis mit Fokus auf die Arbeitsteilung und 5.1 Mutterideal angesprochen wurden.

Eingeleitet wird dieser Punkt mit einem älteren, aber dennoch aktuellen Zitat von Beck-Gernsheim über die Entbehren durch die Mutterschaft:

„Kinderhaben heute bedeutet, vor allem für Frauen, Verzicht auf genau das, was das Leitbild der Moderne ausmacht: die aktive Lebensplanung, die die eigene Person in den Mittelpunkt stellt und deren Gebote Mobilität, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit heißen. Je mehr die moderne Gesellschaft die Zwänge, Ansprüche, Erwartungen in Bezug auf ein ‚eigenes Leben‘ erzeugt und vorantreibt, auf vielen Ebenen von Bildungssystem bis Konsum, von Familienrecht bis zur Altersversorgung – desto unausweichlicher müssen diese kollidieren mit dem, was die Bindung und Verantwortung für Kinder beinhaltet“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 177f.).

Das Leben in den Dienst der Familie stellen, eigene Interessen aufgeben, das heißt es demnach Kinder zu haben. Einige Frauen befürchten durch die Geburt eines Kindes, auf ihre Rolle als Gebärende reduziert und nicht ihrer Intelligenz wegen geschätzt zu werden (vgl. Kofler 2006, S. 158f.). Sie haben Angst „[n]icht mehr selbst in der Hand zu haben, wie das Leben weiterläuft, sondern abhängig [zu] sein, Abstriche an die eigenen Ansprüche machen zu müssen, nicht mehr ‚perfekt‘ zu sein“ (Brammen 2000, S. 25). Diese Befürchtungen bestätigt Mundlos, die meint, dass heute die meisten Frauen in der Erfüllung der Mutterrolle wahrgenommen werden (vgl. Mundlos 2012, S. 15). Auch die traditionelle Arbeitsteilung, nachdem ein Kind auf die Welt kommt, spricht dafür (siehe Kapitel 7.6 Geschlechtergerechtigkeit).

Der Verlust der Freiheit ist ein großes Thema, das mit der Reduktion auf die Mutterrolle einhergeht: Die Möglichkeit spontan einen Ausflug zu machen, ohne jemandem Bescheid zu geben oder Entscheidungen zu treffen, ohne dabei an die Konsequenzen für andere denken zu müssen. Das Ludwig-Boltzmann-Institut führte eine Studie durch, in der 38 % der Frauen angaben, dass Freiheit der Grund dafür ist, weshalb sie keine wei-

teren bzw. überhaupt keine Kinder möchten. Auch Kofler schreibt darüber, dass Partner\*innen ohne Kinder häufiger Personen sind, die ihrer Freiheit, ihrer Eigenständigkeit hohen Wert beimessen und dass diese Personen häufiger ein Bedürfnis nach gleichberechtigtem Miteinander haben (vgl. Kofler 2006, S. 163). In der Population Policy Acceptance Study war ein Drittel der Befragten im Alter von 20 bis 39 Jahren der Meinung, mit Kind würde ihnen das Leben weniger Freude bereiten. Die Hälfte rechnet mit Einbußen im Lebensstandard nach der Geburt eines Kindes und ca. ein Viertel damit, Hobbys aufgeben zu müssen. Zeit für sich – für die eigenen Interessen – zu haben, ist auch ausschlaggebend für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit. Zeit, die z. B. für den Beruf investiert wird, für Ausflüge, Luxus wie zu kochen, wann frau\*man Lust hat, oder für Gedanken, Überlegungen oder das Überdenken von Entscheidungen (vgl. Kofler 2006, S. 160f.). Sich Dinge zu kaufen, spontan Entscheidungen zu treffen, ohne dass diese aufeinander abgesprochen werden müssten. Das ist für viele eine Annehmlichkeit, auf die sie nicht verzichten wollen (vgl. Kofler 2006, S. 162).

Frauen sind nicht dazu bereit, auf Chancengerechtigkeit und die Rechte zu verzichten, die sie sich in der Vergangenheit mühsam erkämpften und die Männer bereits vor ihnen hatten (vgl. Kofler 2006, S. 158f.). Dieser Ansicht ist auch Hager:

„Die Frauen ‚schneiden sich ihre Rolle selbst zurecht‘, die traditionellen Geschlechterrollen sind für sie nicht akzeptabel“ (Hager 2006, S. 62).

Da die Übernahme der Reproduktionsaufgaben mit dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, Erwerbsarbeit etc. unvereinbar ist, suchen sie sich Auswege aus der „Reduzierung, zumindest aber (...) Fokussierung auf die Rolle als Mutter“ (Diehl 2015, S. 51).

## 7.8 Kein Kinderwunsch

Neben den Gründen, die dazu führen, sich gegen eigene Kinder zu entscheiden, wie Reduktion auf die Mutterrolle, Aufgabe eigener Interessen, nicht mehr die Möglichkeit zu haben, sich selbst zu verwirklichen und auch das Aufgeben der eigenen Freiheit, gibt es Frauen, die kein Bedürfnis nach eigenen Kindern haben – bei denen kein Kinderwunsch besteht (vgl. Kofler 2006, S. 183).

Die ehemalige Funktion der Kinder als Vorsorge für das Alter ist einem emotionalen Verständnis der Beziehung zu Kindern gewichen. Ein Leben ohne wird als unvollstän-

dig angesehen (vgl. Höhn 1994, S. 104; Hager 2006, S. 39). Jedoch bedeutet der Entschluss für die Kinderlosigkeit nicht, dass die Entscheidungsträger\*innen unglücklich sind. Dies zeigte u. a. die Studie „Generation Woman“, die vom Marktforschungsinstitut rheingold im Jahr 2004 für die Zeitschrift Woman durchgeführt wurde. Das Ergebnis: Frauen, die sich für die Karriere und gegen eigene Kinder entschieden, waren sehr zufrieden. Sie konzentrierten sich auf andere Bereiche wie Beruf, Freizeit, soziale Netzwerke, Kultur, Ehrenamt usw., was ihnen zu großem Eigenbewusstsein verhalf.

Der Grund für den Entschluss kann u. a. sein, dass ein Kind mit anderen Lebenszielen in Konkurrenz steht, wie Partner\*innenschaft, Beruf, eigene Interessen und Freund\*innen. Dies hat das Familien- und Beziehungspanel Deutschlands 2008/2009 ergeben. Dabei haben diese Ziele höhere Wertigkeit als Mutterschaft. Dies trifft vor allem für Hochschulabsolventinnen und Personen mit höherem Schulabschluss zu, da diese durch ihre Ausbildung eine große Auswahlmöglichkeit an Berufen haben (vgl. Peuckert 2012, S. 224).

Hager bestätigt durch ihre Studie, dass es oft gebildete Frauen sind, die sich gegen traditionelle Geschlechterrollen entscheiden. Diese Frauen sind sich ihrer Identität bewusst und entschließen sich für ihren Lebensstil. Sie reflektieren, teilweise auf Basis von Literaturrecherche, ihre eigene Person, Gegebenheiten und Entscheidungen (vgl. Hager 2006, S. 62f.).

Mutterschaft sollte als Option wahrgenommen werden. Der Entschluss gegen Kinder bedeutet nicht, dass Frauen Kinder nicht leiden können (vgl. Kofler 2006, S. 183). Sie entscheiden sich auch nicht ausschließlich aufgrund der Karriere oder eines Bedürfnisses nach Freiheit dagegen, sondern auch, da ein Leben mit Kind von ihrer Vorstellung, ihrem Lebensstil abweicht.

## **8 Konsequenzen der Kinderlosigkeit**

„Alles darf die moderne Frau – bloß nicht kinderlos sein, dabei glücklich und sich dann auch noch über Mütter lustig machen“ (Kofler 2006, S. 21). „(...) wenn es ums Gebären geht, ist in unserer Gesellschaft ziemlich schnell einmal die Rationalität in Gefahr“ (Kofler 2006, S. 14).

Frauen, die sich für die Kinderlosigkeit entschieden haben, sehen sich oft mit Vorurteilen konfrontiert. Mit einem Leben nach eigenen Maßstäben sind Diskussionen, Rechtfertigung und Diskriminierung verbunden. Einige der Konsequenzen der Entscheidung für die Kinderlosigkeit werden in diesem Kapitel besprochen.

## 8.1 Vorurteile und Diskriminierung

„Obwohl Kinder zu bekommen nur eine Möglichkeit ist einen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten, besteht eine mangelhafte Akzeptanz für die von den gewollt kinderlosen AkademikerInnen gelebte Lebensform. Der soziale Druck der Mutterschaft ist in unserer Gesellschaft nach wie vor enorm. Willentlich kinderlose Frauen werden nicht selten mit negativen Reaktionen und Diskriminierungen konfrontiert“ (Hager 2006, S. 16).

Schon im Mittelalter galt Kinderlosigkeit als unnatürlich. War es den Frauen nicht möglich Kinder zu gebären, wurde dies häufig mit der Schuld der Frau in Zusammenhang gebracht, die durch die Kinderlosigkeit gesühnt wurde. Obwohl bereits Wissen um die männliche Unfruchtbarkeit existierte, waren es meist die Frauen, die verurteilt wurden. Dies hing mitunter mit der Angst zusammen, dass sich Frauen ohne eigene Kinder anderen Betätigungsfeldern widmen könnten (vgl. Diehl 2015, S. 34).

Im Familienbericht 1994 wird von kinderlosen Personen behauptet, sie seien egoistisch und verantwortungslos, da sie nicht an die Gesellschaft denken. Diehl schreibt über den Inhalt des Familienberichts, dass „Kinderlosen Karriereorientierung, Materialismus und Individualismus unterstellt [wird], und sie in Opposition zu Familien gebracht [werden], in der es um Wärme, Gemeinschaft und Fürsorge gehe“ (Diehl 2015, S. 49)

Das Ansehen von kinderlosen Frauen ist in gewisser Weise unverändert geblieben. Kinderlosigkeit wird zwar nicht mehr als Strafe Gottes gesehen, jedoch sind Frauen ohne eigene Kinder auch heute Diskriminierungen ausgesetzt. Kofler schreibt über die vorherrschende Meinung, dass kinderlose Frauen als egoistisch, geizig oder als Kinderhasserinnen gelten (vgl. Kofler 2006, S. 92ff.). Overall meint, dass Kinderlosigkeit oft mit Unfruchtbarkeit oder Egoismus erklärt wird oder damit, dass bis jetzt noch keine Zeit für ein Kind gefunden wurde, womit ein Kinderwunsch unterstellt wird (vgl. Overall 2012, S. 2). Ein Vertreter der Ansicht, dass kinderlose Frauen unsozial handeln, ist Guggenbühl-Craig, der schreibt: „Sehr egoistische, kleinliche Motive werden oft versteckt hinter weltanschaulichem Pessimismus oder Idealismus. „Es ist unverantwortlich;

Kinder in diese hoffnungslose Welt hineinzustellen, nur damit sie früher oder später kommen‘ (...) und ähnliches mehr hört man nicht selten“ (Guggenbühl-Craig 1994, S. 196). Overall berichtet davon, dass Frauen, die sich gegen eigene Kinder entschließen, als Reaktion auf ihre Entscheidung hören, dass sie verbittert, selbstbezogen, unnatürlich oder böse sind (vgl. Overall 2012, S. 2). Ihnen wird vorgeworfen keine Kinder zu wollen, weil ihnen ihre Zeit zu kostbar ist und sie diese für die Erfüllung ihrer Wünsche benötigen. Sie würden auch ihr Geld nicht für Kinder ausgeben wollen, sondern nur zu ihrem Wohl. Oft wird die Kinderlosigkeit auch damit erklärt, dass es sich bei den kinderlosen Frauen um jene handelt, die kein Mann will. Unhinterfragt wird ihnen vorgeworfen, dass sie unzufrieden sind und im Alter auf Kosten der Kinder leben, die sie nie bekommen haben (vgl. Kofler 2006, S. 92ff.).

Ihnen wird demnach die Schuld am Versagen des Pensionssystems zu Lasten gelegt. „Es verliert nicht nur der Generationenvertrag seine Grundlage – die Einzahler[\*innen] ins Rentensystem. Der gesamte Wohlstand gerät in Gefahr. Denn bleibt der Nachwuchs aus, fehlt es an Steuerzahler[\*innen], an Fachkräften und an Verbraucher[\*innen]“ (Kofler 2006, S. 37), gibt Kofler einen Teil aus einem Special des Spiegels wieder. Wobei beachtet werden sollte, dass kinderlose Frauen meist Vollzeit, länger und in höheren Positionen arbeiten und somit ihren Beitrag an das Steuersystem leisten (vgl. Kofler 2006, S. 59f.; ebd., S. 92ff.).

Zum einen werden der Beitrag ins Pensionssystem und die angebliche Selbstbezogenheit kritisch betrachtet, zum anderen die Beteiligung am Berufsalltag. Es gibt Personen, die der Meinung sind, dass die Angleichung an die männliche Norm, an männliche Wünsche wie Berufstätigkeit mit dem Verlust Frauen zugeschriebener Eigenschaften wie Einfühlungsvermögen einhergeht – womit die Entscheidung für die Kinderlosigkeit begründet wird (vgl. Hager 2006, S. 38f.).

Kinderlose Frauen gelten als Abweichung. Oft werden sie kritisiert, ihnen Gründe für die Kinderlosigkeit unterstellt, die nicht den realen Umständen entsprechen oder tatsächliche Gründe missbilligt und nicht akzeptiert. Auch wird von ihnen behauptet, dass sie homosexuell sind, was mit der fehlenden Akzeptanz der Vielfalt von Lebensentwürfen zusammenhängt. Dabei ist zu bedenken, dass lesbische Frauen oft einen Kinderwunsch haben, der durch die hiesige Gesetzeslage unerfüllt bleibt (vgl. Kofler 2006, S.



107). Kinder zu bekommen scheint heute noch fixer Bestandteil einer Norm-Biographie zu sein und Kinderlosigkeit wird als Zeitspanne angesehen, in der Frauen ihr Soll noch nicht erfüllt haben (vgl. Ziebell et al. 1992, S. 60).

## 8.2 Rechtfertigung, Konfrontation

Neben Diskriminierungen denen bewusst kinderlose Frauen ausgesetzt sind, wird von ihnen erwartet, dass sie ihre Entscheidung darlegen und sich rechtfertigen. Nicht der Entschluss für ein Kind wird hinterfragt, sondern ein Leben ohne Nachwuchs, da dies wider die Natur zu sein scheint – gegen den programmierten Code (vgl. Overall 2012, S. 3). Das Trinken von Alkohol, das Besitzen eines Führerscheins und das Haben von Kindern scheint die Normalität darzustellen. Fehlt eines oder fehlen mehrere dieser Dinge, wirft dies bei anderen Fragen auf (vgl. Kofler 2006, S. 33). Das zeigt die gesellschaftliche Normalität: Kinderkriegen als Punkt auf der Checkliste für das Leben der Frau. Ob Mütter mit Kindern umgehen können, wird nicht im selben Maße hinterfragt wie Kinderlosigkeit. Berichte von Kindesmisshandlungen durch die Mutter verändern diese Normalität nicht. Anstatt dass Frauen nach ihren Wünschen und Zielen für ihr Leben gefragt würden, ist es oft die Verwirklichung eines vermeintlich unhinterfragten Kinderwunsches, die interessiert.

Rechtfertigung für Kinderlosigkeit beschränkt sich nicht auf einen Berufsbereich. Z. B. kämpfen viele Ministerinnen damit, ihre Kinderlosigkeit ständig erklären zu müssen, was dazu führt, dass sie sich zu diesem Thema nicht mehr interviewen lassen. „Weil sie es satt haben, ständig über ihren Familienstatus befragt zu werden und nicht über ihre Leistungen. Bei Männern tut man das schließlich auch nicht“ (Kofler 2006, S. 31). Hier wird sichtbar, welche Rolle der Familienstatus im Vergleich zur Persönlichkeit und Kompetenz hat, dass Elternschaft eher von Frauen erwartet und gefordert wird und wie beträchtlich das Interesse der Gesellschaft an diesem Thema ist.

Immer wieder sehen sich kinderlose Frauen damit konfrontiert, dass Personen der Meinung sind, ihnen fehle der Rückhalt einer eigenen Familie (vgl. Kofler 2006, S. 164). Dabei führen Freund\*innenschaften zu einem längeren Leben, als es der Kontakt mit der Familie tut. Dies ist das Ergebnis einer an der Feinders University in Adelaide durchgeführten Studie mit über 1.500 70-Jährigen (vgl. Kofler 2006, S. 156f.).

Es gibt verschiedene Strategien, um auf die Frage nach dem Grund für die Kinderlosigkeit zu antworten. So gibt es einige Frauen, die frustriert von den ständigen Erklärungsversuchen, schlicht mit Nein auf die Frage nach Kindern antworten, ohne weiter darauf einzugehen. Andere geben vor, dass es an biologischen Gründen liegt, was die Reaktion ihres Gegenübers verändert und sie nicht mehr zur „Bösen“, sondern zur „Armen“ macht. Eine weitere Möglichkeit, die Kofler beobachtete, ist das Antworten mit ebenso persönlichen Fragen, wie ob frau\*man regelmäßig Geschlechtsverkehr hat, um das Gegenüber darauf hinzuweisen, dass dies eine sehr intime Frage ist (vgl. Kofler 2006, S. 34f.).

Positiv wäre es, rationale Motive für bzw. gegen Elternschaft abzuwägen und verschiedene Lebensentwürfe anzuerkennen (vgl. Kofler 2006, S. 14). Dies wäre förderlich für die Anpassung der Erwartungen der Gesellschaft an die Realität und deren Anforderungen und für den Dialog z. B. zwischen Kinderlosen und Eltern.

### 8.3 Ausschluss

Neben Vorurteilen, Diskriminierungen und dem Zwang sich zu rechtfertigen, stellt sich die Frage, wer im Erziehungsdiskurs mitreden darf. Dazu wurden im Kapitel 5.3 „Wer schreibt Ratgeber“ bereits einige Überlegungen angestellt. In diesem Unterkapitel geht es um den Ausschluss von kinderlosen Personen, wenn es um Fragen der Erziehung geht.

Schophaus Michael, ein Journalist und Autor, schreibt in seinem Buch (Mütter sind die besseren Frauen. Eine Liebeserklärung) über die Mutter: „Sie gilt als warmherzige Pädagogin, als unbestechliche Psychologin, aufmerksame Krankenschwester und umsichtige Anwältin unserer Interessen. Ihr Leben lang. Keine vereint so viele Berufe und Berufungen in sich“ (Kofler 2006, S. 102). Ein interessanter Aspekt, der beschreibt, in welchen Bereichen Mütter kompetent sein müssen – sind. Fehlen diese Erfahrungen, die eine Frau durch die Mutterschaft macht, werden ihr Qualitäten/Kompetenzen abgesprochen. Das veranschaulicht z. B. Kofler. Sie schreibt, dass Elternschaft und eigene Erlebnisse in diesem Bereich dazu befähigen, sich in Gesprächsrunden zum Thema Erziehung zu äußern und Frauen, die über diese Erfahrungen nicht verfügen, oft ausgeschlossen werden. Ein Ausschnitt aus einem von ihr geführten Interview: „Wenn ich Aussagen treffe über das Verhalten von Kindern oder über Erziehungsmethoden, dann erklärt

[frau\*]man mir, dass ich nicht mitreden soll, weil ich das als Kinderlose ja gar nicht wissen kann. Hätte ich selbst Kinder, würde ich das alles anders beurteilen, sagt [frau\*]man mir“ (Kofler 2006, S. 21), zitiert Kofler die Medizinerin Andrea Kdolsky. Weiter meint Kdolsky:

„Gesamtgesellschaftlich gesehen ist es auch so: Wer Kinder hat, darf alles, ohne sich kritisieren lassen zu müssen, egal ob es pädagogisch, psychologisch oder medizinisch sinnvoll ist, was er oder sie tut. Wer keine Kinder hat, darf das nicht kommentieren, weil er oder sie keine Erfahrung hat. Das ist doch absurd. Ich muss ja auch nicht krank sein, um ein[\*e] gute[\*r] [Ärztin\*]Arzt zu sein. Und ich muss nicht schwer verschuldet sein, um ein[\*e] gute[\*r] Schuldner[\*innen]berater[\*in] zu sein. Warum sollte ein erwachsener Mensch mit viel Lebenserfahrung zum Thema Kindererziehung keine Meinung haben dürfen?“ (Kofler 2006, S. 21).

Auch Petra Öllinger (Psychologin, Ernährungstrainerin und Autorin; geboren 1969; kinderlos) ist der Meinung, dass ihre Äußerungen in Bezug auf Erziehung unerwünscht sind und ihr mitgeteilt wird, dass sie sich mit diesem Thema nicht auskenne. „Als ob [frau\*]man sich generell nur zu Dingen äußern dürfte, die [frau\*]man aus eigener Anschauung kennt“ (Kofler 2006, S. 21).

In diesem speziellen Fall von Interesse: Viele Ratgeber werden von Ärztinnen\*Ärzten geschrieben. Hier scheint ihnen ihre Kompetenz aufgrund der Kinderlosigkeit nicht abgesprochen zu werden, da sie mit Kindern arbeiten. Durch die Recherche von Ratgeberautor\*innen hat sich gezeigt, dass dies auch auf Pädagoginnen zutrifft. Jedoch ist nicht immer eine Ausbildung nötig. Z. B. reicht Mutterschaft, um sich als Autor\*in von Erziehungsratgebern zu qualifizieren – ungeachtet des eigenen Erziehungserfolges.

Es scheint, Frauen würden aufgrund ihrer Kinderlosigkeit aus Gesprächsbereichen ausgeschlossen, denen sie sich lediglich durch Mutterschaft nähern können. Die Frage, ob durch Mutterschaft ein Qualifikationszuwachs stattfindet (ob die Erfahrungen als Mutter oder die Anlagen die Frauen haben, Kompetenzen erweitern), ist ein interessanter Aspekt im Zusammenhang mit pädagogischen Berufen, die über Jahre hinweg erlernt werden.

## 9 Untersuchungsgegenstand und Methode

Im folgenden Teil der Arbeit, dem der eigenen empirischen Forschung, soll die Forschungsfrage „Aus welchen Gründen entscheiden sich Pädagoginnen bewusst gegen eigene Kinder und welche Konsequenzen hat ihre Entscheidung?“ beantwortet werden.

Ziel dieser Arbeit ist es herauszufinden:

- ob die Pädagoginnen selbst einen Zusammenhang zwischen der Arbeit im pädagogischen Bereich (Beruf) bzw. ihrer Berufswahl und ihrer Kinderlosigkeit sehen.
- wenn Druck bezogen auf das Kinderkriegen auf die Pädagoginnen ausgeübt wird, wie dieser aus Sicht der Pädagoginnen mit ihrem Beruf und ihrer Ausbildung zusammenhängt und in welcher Form er wahrgenommen wird (von wem ausgeübt etc.).
- auf welchen Einflüssen und Gründen die Entscheidung zur Kinderlosigkeit basiert und welche Rolle der pädagogische Arbeitsbereich dabei spielt.
- welche Konsequenzen die Entscheidung zur Kinderlosigkeit für die Pädagoginnen hat. Besonders im Hinblick auf den pädagogischen (Arbeits-)Bereich.
- Außerdem sollen die bereits bekannten Gründe gegen Mutterschaft durch die Erfahrungen der Pädagoginnen erweitert werden.

Durch die Untersuchung sollen vielfältige Lebensentwürfe aufgezeigt werden. Das Verständnis für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit soll erhöht werden oder zumindest erreicht werden, dass der Kinderwunsch mehr hinterfragt wird. Mit dem Aufzeigen soll Sensibilität und Respekt für alternative Lebensentscheidungen und -stile geschaffen werden, die von der eigenen Lebensplanung abweichen.

### 9.1 Empirisches Design

Die Gründe gegen eigene Kinder hängen mit den jeweiligen Erfahrungen der Pädagoginnen zusammen und sind in hohem Maße unerforscht. Um herauszufinden, welche (individuellen) Ursachen es für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit gibt, welche Entscheidungen die Interviewpartnerinnen aufgrund der Kinderlosigkeit getroffen haben, welche Wirkungen der Kinderlosigkeit sie wahrnehmen etc., ist ein qualitativer Zugang am geeignetsten, da dieser für die Erforschung von sozialen Zusammenhängen prädestiniert ist und vielfältige Lebensweisen aufzeigen kann. Außerdem können mit der quali-

tativen Forschung subjektive Wahrnehmungen und Überlegungen erfragt werden. Es gibt verschiedene qualitative Forschungsmethoden. In dieser Arbeit wurde das leitfadengestützte Interview gewählt. Durch dieses werden qualitative Daten generiert. Ein leitfadengestütztes Interview wird meist verwendet, um „subjektive Theorien und Formen des Alltagswissens zu rekonstruieren“ (Helfferich 2009, S. 179). Der Interviewleitfaden ermöglicht die Bearbeitung von Themen bzw. Fragen, die relevant für die Forschungsfrage sind. Er hilft dabei, ein Gespräch zu strukturieren, wobei die Interviewende während des Interviews Einfluss auf den Gesprächsverlauf zum Zweck der Erhebung relevanter Daten für die Forschung nehmen kann. Wichtige Inhalte, Fragen werden im Leitfaden vorbereitet und im Interview beantwortet. Dabei müssen die Fragen nicht vorformuliert werden. Es können auch Stichworte sein, aus denen die Fragen während des Interviews formuliert und gestellt werden. Das Interview soll einem Gespräch ähneln und die Fragen können je nach Gesprächsverlauf früher oder später gestellt werden, oder wenn diese bereits im Zuge der Beantwortung einer anderen Frage abgehandelt wurden, weggelassen werden. Leitfadeninterviews beschränken die Freiheit der Erzählungen aufgrund eines spezifischen Forschungsinteresses. Im Gegensatz dazu z. B. narrative Interviews, in denen die Interviewpartner\*innen einen Monolog führen (vgl. Helfferich 2009, S. 179ff.; Helfferich 2014, S. 559f.).

Die Schwerpunkte des Leitfadens (siehe Kapitel 15 Anhang) in dieser Arbeit sind aufgrund des Forschungsinteresses an den Wirkungen und Gründen der Kinderlosigkeit folgende:

- Die Gründe/Einflüsse, die zur bewussten Entscheidung zur Kinderlosigkeit geführt haben
- Zusammenhang der bewussten Entscheidung für die Kinderlosigkeit mit der pädagogischen Profession
- Empfundene Konsequenzen der bewussten Entscheidung gegen eigene Kinder und die der Kinderlosigkeit selbst (insbesondere auf die eigene Arbeit der Interviewpartnerinnen)

## 9.2 Beschreibung der Interviewpartnerinnen

Mithilfe des leitfadengestützten Interviews sollen Pädagoginnen befragt werden, die sich bewusst für die Kinderlosigkeit entschieden haben. Wieso diese Gruppe gewählt wurde, wird in diesem Unterkapitel erklärt.

Die Entscheidung fiel auf Frauen, da der Verbindung zwischen Frau-Sein und Mutterschaft in der Gesellschaft stärkere Bedeutung zukommt als der zwischen Männern und Vaterschaft. Männer werden beim Thema Kinderlosigkeit, Geburtenrückgang oft ausgelassen bzw. fehlt die Gegenüberstellung und Ergänzung von Zahlen befragter Männer zu den Zahlen von kinderlosen Frauen (vgl. Kofler 2006, S. 28). Dies ist z. B. beim Statistischen Bundesamt der Fall. Hier wird Kinderlosigkeit mit Frauen in Beziehung gestellt und lediglich ihre Situation erhoben (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 14). Die Ursache dafür liegt laut Kofler darin, dass in der Gesellschaft der zunehmende Bedeutungsverlust der Familie als Zentrum und Halt der Gesellschaft den Frauen zugeschrieben wird und ihrer Unwilligkeit Kinder zu bekommen (vgl. Kofler 2006, S. 28). Des Weiteren fiel die Entscheidung auf Frauen, da die Geburt eines Kindes für sie oft andere Folgen als für Männer hat – und zwar sowohl körperliche (Geburt, Milchproduktion), als auch berufliche. Ein Beispiel wäre das Zurückstecken im Beruf aufgrund der Betreuung des Kindes (vgl. Ziebell et al. 1992, S. 266ff.). Hören Mütter nach der Geburt ihres Kindes nicht auf zu arbeiten, werden ihnen in der Arbeit meist negative Eigenschaften wie Überforderung zugesprochen, während Männer nach der Geburt des Kindes berufliche Chancen geboten bekommen, da sie als verantwortungsbewusst etc. gelten und Bereichen zugeteilt werden, die Vertrauen erfordern (vgl. Reinhardt 2003, S. 112).

Ein weiteres Kriterium war der Beruf, da dieser für die Beantwortung der Forschungsfrage zentral ist. Um herauszufinden, ob es einen Zusammenhang zwischen dem nicht vorhandenen Wunsch nach Kindern und der pädagogischen Arbeit gibt, werden Pädagoginnen interviewt.

Die Pädagoginnen sollen den Charakteristika von Houseknecht in Bezug auf gewollte Kinderlosigkeit entsprechen. D. h. sie sollen keine biologischen Kinder haben; es ist nicht davon auszugehen, dass sich dies ändert; die Frauen haben sich dafür entschieden keine Kinder zu bekommen; es gibt keine körperlichen Ursachen dafür, dass die Päd-

goginnen keine Kinder haben; die Frauen leben nicht mit Kindern zusammen; die Frauen sind sich in ihrer Entscheidung sicher (vgl. Houseknecht 1987, o.S. zit. in Hager 2006, S. 53). Die bewusste Entscheidung gegen eigene Kinder spielt dabei eine zentrale Rolle, da diese wichtig für die Beantwortung der Forschungsfrage ist – herauszufinden, ob es einen Zusammenhang zwischen der Kinderlosigkeit und der pädagogischen Arbeit bzw. Berufswahl gibt.

Das Alter der Interviewpartnerinnen spielt keine Rolle. Es gibt zwar Studien, in denen nur Frauen ab einem Alter von 35 befragt werden, da sich die Realisierung des Kinderwunsches immer weiter nach hinten verschiebt und damit zu rechnen ist, dass die Entscheidung für die Kinderlosigkeit ab diesem Alter endgültig ist (keine eigenen Kinder zu erwarten sind) (vgl. Peuckert 2012, S. 251). In dieser Arbeit werden jedoch keine Altersgrenzen gesetzt, da aus der Literatur hervorgegangen ist, dass die Entscheidung ein ständiger Prozess ist, der nie abgeschlossen ist. Somit ändern sich auch Gründe und die mit der Entscheidung verbundenen Konsequenzen ständig.

Da die sexuelle Orientierung keinen Einfluss auf den Kinderwunsch hat, stellt diese kein Kriterium bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen dar. Unabhängig davon ob Frauen hetero-, bi-, homosexuell, transgender etc. sind, bekommen sie biologische Kinder (Samenspende), adoptieren, haben keinen Kinderwunsch usw. (vgl. Reinhardt 2003, S. 183).

Die Frauen, die befragt werden, müssen nicht in einer Partner\*innenschaft leben. Die Partner\*innenschaft ist deshalb kein Kriterium, da diese nicht zwingend mit dem bewussten Entschluss zur Kinderlosigkeit zu tun hat.

Da Angehörige der Stichprobe „bewusst kinderlose Pädagoginnen“ nirgends aufgelistet sind, wurde u. a. auf das Schneeballverfahren gesetzt. D. h. dass durch Bekannte oder eine Institution einer Pädagogin weitere ausfindig gemacht werden (vgl. Dieckmann 2002, S. 346f.). Durch diese Methode wurden zwei Interviewpartnerinnen gefunden. Außerdem wurden Institutionen angeschrieben, in denen Pädagoginnen tätig sind. Die Hoffnung bestand darin, dass sich Pädagoginnen, die sich bewusst für die Kinderlosigkeit entschieden haben, auf die Anfrage melden. Tatsächlich erklärten sich zwei Pädagoginnen für das Interview bereit. Die Suche in thematisch passenden Internetforen und

auf Plattformen von Studierenden waren erfolglos. Erfolgreich war demnach die Suche durch Bekannte und Freund\*innen und die Aussendung von E-Mails an Einrichtungen.

### 9.3 Datenerhebung und -auswertung

Die Daten wurden im Mai und Juni 2016 erhoben. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet. Vor der Inbetriebnahme des Geräts wurden die Interviewpartnerinnen gefragt, ob die Aufzeichnung des Interviews für sie in Ordnung ist, und über den Rahmen informiert, in dem ihre Daten verwendet werden. Die Interviews dauerten zwischen 45 (Interview 1 bis 3) und 70 Minuten (Interview 4).

Die Transkription der Interviews erfolgte wörtlich, damit für die Interpretation so wenig Datenmaterial und Informationen wie möglich verloren gingen. Es wurde die literarische Umschreibung gewählt. Da die Forschungsfrage auf reflektierte Überlegungen der Interviewpartnerinnen abzielt und z. B. der Dialekt keine Rolle für die Beantwortung dieser spielt, wurden die Audiodateien in Schriftdeutsch niedergeschrieben. Bei der weiteren Bearbeitung wurde darauf geachtet, dass so viele inhaltliche Informationen wie möglich erhalten blieben und die Hauptaussagen auch in den gekürzten Versionen wiederzufinden sind.

Ausgewertet wurden die Interviews mithilfe von MAXQDA und der Inhaltsanalyse nach Mayring. Die qualitative Inhaltsanalyse ist in der Lage viel Datenmaterial, das durch Kommunikation erhalten wird, zu bewältigen. Nachdem das Kommunizierte transkribiert – die Audioaufnahmen in Textform festgehalten – wurde, findet die sinnerfassende, auf einer interpretativen Ebene erfolgende und theoriegeleitete Analyse statt. Als Grundform der Interpretation wurde die Strukturierung gewählt, um wesentliche Aspekte hervorzuheben. Im Speziellen fiel die Entscheidung auf die inhaltliche Strukturierung, deren Ziel es ist, Inhalte zu speziellen Themen zusammenzufassen. Diese Methode scheint am geeignetsten, da sich die Kategorien aus der Theorie im Interviewleitfaden wiederfinden und so auch im Material abgebildet werden. Im Vergleich zu anderen Textanalyseverfahren ist bei der qualitativen Inhaltsanalyse die Kategorienbildung das wichtigste Unterscheidungsmerkmal. Die Methode der Strukturierung sieht vor, dass die Kategorien deduktiv gebildet werden. Deduktiv bedeutet, dass Ankerbeispiele, Kategoriendefinition und Regeln des Kodierens vor dem Herangehen an das Material festgelegt werden. Die Oberkategorien orientieren sich an der Fragestellung, der Theo-



rie und am Interviewleitfaden. Die Unterkategorien werden bei der Sichtung des Materials generiert. Dies geschieht, um die wesentlichen Punkte erfassen und genauer bestimmen zu können. Der Ablauf sieht folgendermaßen aus: Nachdem die Kategorien gebildet wurden, findet eine Probekodierung statt. Den gebildeten Kategorien wird der inhaltlich zugehörige Text zugewiesen. Lässt sich das Kategoriensystem nicht auf das Material anwenden, wird es aktualisiert. Analysiert wird anschließend ausschließlich jenes Material, das sich in einer Kategorie befindet. Am Ende werden die Ergebnisse vorgestellt. Ziel der Inhaltsanalyse ist es, Theorien durch die Analyse der Kommunikation aufzustellen und Zusammenhänge zwischen diesen festzustellen (vgl. Mayring 2010, S. 12ff.; ebd., S. 64ff.; Mayring/Fenzl 2014, S. 543f.).

Das Kategoriensystem, das auf die Interviews der Pädagoginnen angewandt wurde, sieht folgendermaßen aus: Es gliedert sich in die Oberkategorien „Entscheidung für die Kinderlosigkeit“, „Gründe“ und „Konsequenzen“ mit ihren jeweiligen Unterkategorien. Zur besseren Übersicht werden diese in weiterer Folge kurz dargestellt und am Beginn der einzelnen Kapitel beschrieben.

Entscheidung für die Kinderlosigkeit	Mitteilen
	Meilensteine der Entscheidung / Prozess
Gründe	Ausbildung
	Beruf
	Biographische Gründe
	Pädagogischer Beruf
	Einfluss von Personen
	Finanzielle Situation
	Freiheit/Ungebundenheit
	Herkunft
	Kein Kinderwunsch
	Mutterbild

	Partner*in
Konsequenzen	Unsicherheit
	Druck
	Pädagogische Arbeit
	Soziale Kontakte
	Beziehung
	Reaktionen des Umfeldes
	Reaktion auf negative Äußerungen
	Vorurteile

## 10 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Interviews interpretiert. Gegliedert sind die Ergebnisse in die Bereiche „Vorstellung der Interviewpartnerinnen“, „Entscheidung für die Kinderlosigkeit“, „Gründe“ und „Konsequenzen“.

## 10.1 Vorstellung der Interviewpartnerinnen

### 10.1.1 Interviewpartnerin 1 (IP 1)

Interviewpartnerin 1 ist im Bereich der Frühförderung tätig und arbeitet mit Kindern mit Behinderung<sup>8</sup> und jenen die verhaltensauffällig sind. Außerdem bietet sie tiergestützte Therapien an.

Sie erfüllt, wie alle Interviewpartnerinnen, die Kriterien von Houseknecht, lebt in einer Partner\*innenschaft und ist zwischen 40 und 45 Jahre alt, was vermuten lässt, dass die Entscheidung endgültig ist, da die wenigsten Frauen ihr erstes Kind mit (über) 40 bekommen (vgl. Peuckert 2012, S. 251).

### 10.1.2 Interviewpartnerin 2 (IP 2)

Interviewpartnerin 2 ist ebenfalls in einer Lebensgemeinschaft und arbeitet als Lehrerin in einer Fachschule und einer neuen Mittelschule. Sie ist seit ca. 25 Jahren in diesem Beruf tätig und um die 50 Jahre alt. Ihr Lebensgefährte hat zwei Söhne, die jedoch nicht bei ihnen wohnen und bereits älter waren, als sie sich kennen lernten (über 16).

Aufgrund ihres Alters ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Entschluss gegen eigene Kinder endgültig ist (vgl. Peuckert 2012, S. 251).

### 10.1.3 Interviewpartnerin 3 (IP 3)

Die dritte Interviewpartnerin ist ungefähr 45 Jahre alt und arbeitet als Wissenschaftlerin. Wie die beiden vorigen Interviewpartnerinnen befindet auch sie sich in einer Partner\*innenschaft.

---

<sup>8</sup> Der Begriff „behindert“ wurde gewählt, da er zeigen soll, dass Menschen durch Gegebenheiten etc. behindert werden und nicht weil sie behindert sind. Es ist z. B. fehlende Barrierefreiheit, die sie an der vollen Teilhabe (an der Gesellschaft) hindert (vgl. Biewer 2013, S. 34f.).

Nachdem sie ein Jahr als Kinderpädagogin arbeitete, begann sie ihr Pädagogikstudium mit anschließendem Doktorat und ist nun seit fast 20 Jahren in ihrem Beruf tätig.

Sie selbst sieht sich als Theoretikerin. Dies zeigt sich u. a. in folgender Aussage:

„Wobei für meine Wahrnehmung und Identität die Theorie relevanter als die Kindergartenpädagogik ist. Ich habe die Kindergartenpädagogik quasi für die Theorie abgelegt. Ich will in einen völlig anderen Bereich gehen“ (IP 3, Abs. 19).

Möglicherweise wird durch den Bezug zur Theorie ein Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit und der Arbeit im pädagogischen Bereich sichtbar, der hauptsächlich durch die Auseinandersetzung mit Theorie – durch Forschung – erklärbar ist.

#### **10.1.4 Interviewpartnerin 4 (IP 4)**

Interviewpartnerin 4 ist Volksschullehrerin. Ihren Beruf hat sie aus Liebe zu Kindern ergriffen. Mit ihren 30 Jahren ist sie die jüngste Interviewpartnerin. Außerdem ist sie seit kurzem verheiratet.

Der Entschluss zur Kinderlosigkeit ist vor einigen Jahren gefallen, wobei der Entscheidungsprozess noch nicht abgeschlossen ist.

Im Gegensatz zu den anderen Interviewpartnerinnen befindet sie sich (noch) in einer Phase, in der sie viel Druck, z. B. in Form von ständigen Fragen, erfährt.

### **10.2 Entscheidung für die Kinderlosigkeit**

In diesem Unterkapitel sollen folgende Fragen beantwortet werden, bevor über die Gründe und Konsequenzen der Kinderlosigkeit gesprochen wird: Wie erfahren andere, dass die Entscheidung der Interviewpartner\*innen bewusst getroffen wurde und gab es Momente, in denen sich der Entschluss festigte?

#### **10.2.1 Mitteilen**

Im Folgenden wird es darum gehen zu ergründen, wie die Interviewpartnerinnen über ihre Entscheidung sprechen, wie sie auf die Frage von anderen nach einem eigenen Kind reagieren und wie bzw. ob sie ihnen mitteilen, dass sie sich bewusst für die Kinderlosigkeit entschieden haben.

IP 1 verblüfft ihre Gesprächspartner\*innen auf die Frage nach eigenem Kind mit der schlichten Antwort: „Ich selbst habe kein Kind“ (IP 1, Abs. 69), worauf die meisten nicht wissen, was sie antworten sollen. Nach den Gründen sei sie noch nie gefragt worden (vgl. IP 1, Abs. 71-75).

Bei IP 2 erzählen sich die Kolleg\*innen nichts Privates bzw. fragen sie sich gegenseitig nicht danach (vgl. IP 2, Abs. 57). Ihren Freund\*innen erzählte sie, dass ihr Mann keine mehr möchte, was diese akzeptierten (vgl. IP 2, Abs. 83). Wenn Fremde sie fragen, wie viele Kinder sie habe, antwortet sie „keine“ (IP 2, Abs. 85). Sie merkt, dass ihr Gegenüber gerne die Gründe erfahren würde, sich aber nicht nachfragen traut. Sie meint, dass dies darauf zurückzuführen sei, dass es in den letzten Jahren immer mehr Personen mit unerfülltem Kinderwunsch gebe und Leute, die sie nicht kennen, kein sensibles Thema ansprechen wollten (vgl. IP 2, Abs. 85)

Auch IP 3 nimmt wahr, dass sie nicht nach den Gründen gefragt werde und führt dies, wie auch IP 2, darauf zurück, dass fremde Personen sie nicht auf eine mögliche Unfruchtbarkeit ansprechen wollten. Ihre Motive für die Kinderlosigkeit würden außerhalb des Freund\*innenkreis selten offengelegt, da das Thema tabuisiert sei (vgl. IP 3, Abs. 43). Mit ihren Freund\*innen hat sie jedoch oft darüber gesprochen und mit ihnen die Entscheidung reflektiert (vgl. IP 3, Abs. 79).

Wird sie gefragt, ob sie Kinder habe, antwortet sie klar mit:

„Nein, das ist nie zur Diskussion gestanden.“ Also ich sag dann nicht Nein, so nach dem Motto es bleibt offen, ob gewollt oder ungewollt, sondern einfach: „Nein, das war nie Thema für mich.“ Also insofern, wenn nachgefragt wird, leg ich es eindeutig offen“ (IP 2, Abs. 79).

Die Ursache für ihre Offenheit ist, dass sie Aufklärungsarbeit leisten möchte, damit die Entscheidung für die Kinderlosigkeit eine legitime wird (siehe Kapitel 10.4.6 Reaktion auf negative Äußerungen). Sie spricht mit Personen über die Ursachen der Entscheidung und versucht den Lebensentwurf ohne Kind zu erklären, auch wenn keine negativen Äußerungen gemacht werden (vgl. IP 3, Abs. 59). Der Grund dafür wird in folgender Aussage deutlich:

„Mein politisches Anliegen. Auch sehen, es gibt eben Frauen, die sich entschieden haben und die nicht aufgrund irgendwelcher Umstände und nicht aufgrund von Strukturen (...)

versuchen das zu verdeutlichen: ‚Ich wollte einfach nie welche, und ich kann nicht erklären wieso.‘ (...) Das Bedürfnis war nie da. (...) auch klar zu machen und das Bild auch einfach zu stärken, dass auch Frauen einfach keine Kinder haben wollen können“ (IP 3, Abs. 81).

Sie versucht verständlich zu machen, dass ein Kinderwunsch nicht natürlich ist und es Frauen gibt, die sich nicht aufgrund von Strukturproblemen etc. gegen eigene Kinder entscheiden (vgl. IP 3, Abs. 81).

Wie IP 2 und 3, sprach auch IP 4 mit ihren Freund\*innen. Sie holte sich deren Rat ein und wollte ihre Meinung erfahren. Außerhalb ihres engen Umfeldes legt sie die Gründe nicht offen:

„Bekanntem sage ich dann eher: ‚Ja, ich weiß es noch nicht. Schauen wir mal.‘ So auf die Art. Da wird dann aber auch nicht weiter gefragt. Ich will das nicht jedem lang und breit erzählen, weil viele, die einfach Kinder haben, die können die Gründe oft nicht nachvollziehen. Und das muss ich auch nicht jedem auf die Nase binden, und meiner Großmutter kann ich das auch nicht sagen, weil die hätte auch kein Verständnis dafür, wenn ich ihr das so erkläre. Und wie gesagt, meiner Mutter habe ich das gesagt, mit meinem Mann habe ich ganz viel darüber gesprochen, mit meinen engsten Freundinnen, wo ich auch das Bedürfnis gehabt habe, darüber zu sprechen, weil ich ihren Rat einholen wollte, was sie dazu sagen. Aber das sind einfach wenige, die mir ganz ganz vertraut sind, wo ich darüber spreche und auch sowohl Mütter oder die Mütter werden wollen, als auch Freundinnen, die einfach keine Kinder haben wollen. Dass ich mir einfach beide Seiten irgendwie anhöre. Das war mir schon wichtig, dass ich von anderen die Meinung ein bisschen höre“ (IP 4, Abs. 64).

Sie spricht mit Personen über ihren Entschluss, deren Ratschläge sie einholen möchte, oder von denen sie Verständnis erwartet. Weder sie noch IP 2 geben die Gründe ihrer Entscheidung außerhalb ihres Vertrauenskreises preis. Die Strategie, die Überlegungen, die der Entscheidung zugrunde liegen, nicht zu offenbaren, nennt auch Kofler (vgl. Kofler 2006, S. 34f.). Möglicherweise ist diese darauf zurückzuführen, dass die Frauen negativen Reaktionen aus dem Weg gehen wollen. Auch IP 1 nennt die Hintergründe ihrer Entscheidung nicht. Dies liegt jedoch daran, dass sie nicht wahrnimmt, dass dies für andere von Interesse wäre. IP 3 dagegen sagt klar, dass die Entscheidung für die Kinderlosigkeit gewollt getroffen wurde, um ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es Frauen gibt, die den Entschluss für ein Leben ohne eigene Kinder willentlich fällen. Damit ist

sie eines der Vorbilder, die laut Diehl dringend benötigt werden, um andere Frauen zu ermutigen, zu deren Überzeugung zu stehen (vgl. Diehl 2015, S. 18).

### 10.2.2 Meilensteine der Entscheidung / Prozess

Der Code, der hier beschrieben wird, betrifft die Entscheidung zur Kinderlosigkeit. Es geht darum herauszufinden, wie es zu dieser gekommen ist. Ist der Entschluss an einem bestimmten, zeitlichen Punkt festzumachen, oder ist es ein ständiges Reflektieren, wie Pelz meint? (vgl. Pelz 1988, S. 233ff.).

Auf die Frage antwortet IP 1, dass es bei ihr ein Prozess ist – ein Immer-wieder-Abwägen, womit Pelz' Annahme bestätigt wird. Um sich ihres nicht vorhandenen Kinderwunsches zu vergewissern, absolvierte sie ein Coaching, das sie in ihrer Entscheidung bestätigte (vgl. IP 1, Abs. 21).

Die Lebenssituation der zweiten Interviewpartnerin ähnelt der ersten in gewisser Weise. Auch sie lebt mit einem Mann zusammen, der aus einer früheren Beziehung ein Kind hat und kein weiteres mehr möchte. Jedoch hing ihr Entschluss für die Kinderlosigkeit, im Gegensatz zu dem von IP 1, in erster Linie von ihrem Partner ab:

„Ich glaube, das ergibt sich, ob du heiratest oder einen Partner findest. Wie ich meinen Lebenspartner kennen gelernt habe, hat der zwei Kinder gehabt. Da ist das Thema nicht gewesen – Kinder, noch ein Kind. Also hat sich das eher so ergeben“ (IP 2, Abs. 13).

„Es ist nicht so, dass ich gesagt hätte, ich will keine haben. Die Entscheidung ist dann gefallen“ (IP 2, Abs. 15).

Demnach gab es bei ihr einen Zeitpunkt, ab dem klar war, dass sie keine Kinder bekommen wird und zwar, als ihr Mann ihr mitteilte, dass er keine weiteren möchte. Bei ihr war der Kinderwunsch zwar nie besonders ausgeprägt (vgl. IP 2, Abs. 42), sagt sie, jedoch hing der endgültige Entschluss von der Einstellung ihres Lebensgefährten ab. Dies bestätigt Schmitts Aussage, wonach die Realisierung eines Kinderwunsches von der Bereitschaft beider Partner\*innen abhängt (vgl. Schmitt 2005, S. 18f.).

Bei IP 3 fiel der Entschluss bereits in der Kindheit. Sie hatte nie ein Bedürfnis, eigene Kinder zu bekommen:

„Aber es ist nicht in dem Sinn ein Meilenstein oder eine besondere Erfahrung, weder positiv noch negativ, die das in einer Form beeinflusst hat, sondern das ist einfach ... Das ist

nicht einmal gereift, das war immer da. Und ich kann auch nicht erklären warum. Es war einfach da“ (IP 3, Abs. 21).

IP 4 ist sich zu 90 % sicher, dass sie keine Kinder möchte. D. h. ihre Entscheidung ist noch nicht abgeschlossen:

„Und wenn es in zwei, drei, vier Jahren passen sollte und wir uns beide umentscheiden, dann ist es so, und wenn nicht, dann kriegen wir keine Kinder“ (IP 4, Abs. 54).

Die Ergebnisse dieses Unterkapitels knapp darstellend, kann gesagt werden, dass bei IP 4 noch offen ist, ob sich ihr Kinderwunsch ändern wird. IP 1 ist sich nach dem Coaching relativ sicher, den richtigen Entschluss gefasst zu haben. Die Unsicherheit liegt laut Diehl daran, dass Frauen ein grundsätzlicher Kinderwunsch unterstellt wird, der diese an den eigenen Überlegungen zweifeln lässt (vgl. Diehl 2015, S. 14). Die Familienplanung bei IP 2 hing in hohem Maße von ihrem Mann ab und für IP 3 kamen eigene Kinder nie in Frage. D. h. die Thesen von Pelz und Beck-Gernsheim bestätigen sich zum Großteil. Der Kinderwunsch ist ein Prozess: Die Gründe für bzw. gegen Kinder widersprechen einander und verändern sich mit der Lebenssituation, der Partner\*innenschaft etc. Beendet sei der Entscheidungsprozess dann, wenn aus biologischen Gründen keine Kinder mehr bekommen werden könnten (vgl. Pelz 1988, S. 233ff.; Beck-Gernsheim 1988, S. 159f.). Lediglich IP 3 entspricht nicht deren Ansicht, da sie sich ihrer Entscheidung stets gewiss war.

## 10.3 Gründe

Im Folgenden werden die Gründe für die Kinderlosigkeit aufgezählt, die im Interview genannt wurden. Die Einteilung in Gründe und Konsequenzen orientiert sich zum Teil an der Theorie, wobei sich in den Interviews herausstellte, dass einige in der Literatur beschriebene Gründe eher Wirkungen der Kinderlosigkeit sind. D. h., dass sie nicht ausschlaggebend für die Entscheidung gegen eigene Kinder waren, sondern im Nachhinein als positive Effekte eines kinderlosen Lebens empfunden werden.

### 10.3.1 Ausbildung

Werden die Interviewpartnerinnen danach gefragt, ob die Aus- oder Weiterbildungen Einfluss auf ihre Entscheidung haben, sagt Interviewpartnerin 2 ganz klar, dass dies



nicht der Fall sei. Auch die anderen Interviewpartnerinnen nennen Bildungsmaßnahmen nicht als Grund für die Kinderlosigkeit.

IP 1 z. B. spricht, wie IP 4, die Fortbildungen zwar an, die als Mutter nicht möglich gewesen wären, jedoch waren diese bei ihnen nie ein Argument für die Kinderlosigkeit:

„Die ganzen Fortbildungen, die ich gemacht habe und für die ich Zeit gehabt hab. Ich hab immer Zeit für eine Ausbildung gehabt. Wo andere schon im Studium abgebrochen haben wegen Kindern oder nicht fertig gemacht haben“ (IP 1, Abs. 82).

Es zeigt sich, dass die Weiterbildung viel mehr eine Konsequenz als ein Grund ist – eine Möglichkeit, die dadurch zu Stande kommt, dass keine Kinder vorhanden sind. Es ist die verfügbare Zeit der Interviewpartnerinnen, die ihnen ermöglicht sich weiter- oder auszubilden.

### 10.3.2 Beruf

Der Beruf als Grund für die Kinderlosigkeit wird von den Interviewpartnerinnen weitgehend verneint, bis auf IP 1, die ihre Berufstätigkeit als Teilgrund für die Kinderlosigkeit sieht. Auch wenn die anderen Interviewpartnerinnen den Beruf nicht als Ursache für die Kinderlosigkeit nennen, bekunden sie, dass es schwer sei, die Bereiche Beruf und Familie zu vereinbaren. IP 4 z. B. äußert, dass sie nicht weiß, wie sie ihrem Beruf nachgehen und gleichzeitig der Rolle als Mutter gerecht werden könne (vgl. IP 4, Abs. 64). Und auch für IP 1 ist klar, dass die Ausübung des Berufs nicht im selben Maße möglich wäre, wenn sie ein Kind hätte (vgl. IP 1, Abs. 26).

Hier zeigt sich der Anspruch, den die Pädagoginnen an die eigene Rolle als Mutter stellen. IP 1 sprach davon, ihrer Leidenschaft, der tiergestützten Pädagogik, nicht im selben Maße nachgehen zu können:

„(...) Also ich mach neben der Frühförderung auch noch tiergestützte Therapie, und das ist schon so mein großes Steckenpferd oder mein Herzblut. (...) [M]ir war schon klar, dann müsste ich das radikal reduzieren oder sogar ein paar Jahre aufhören (...) das mit den Tieren ist eine intensive Arbeit. (...) das ist für mich schon ein wichtiger Punkt, dass ich das weitermachen will. Das ist so mein großer Sinn im Leben. Das zu machen. Und mir ist klar, wenn ich ein Kind habe, dann geht das in dieser Form sicher nicht mehr. Oder sehr eingeschränkt“ (IP 1, Abs. 26).

Auch IP 4 äußert, dass sie sich für das Kind die ersten drei Jahre frei nehmen würde – sich intensiv um das Kind kümmern wollen würde, da es wichtig für dessen Aufwachsen sei (vgl. IP 4, Abs. 64).

Für die zwei Frauen ist klar, dass Beruf und Kind unvereinbar bzw. eingeschränkt vereinbar sind.

In der Aussage von IP 4 zeigt sich die in der Gesellschaft beharrlich bestehende Meinung, dass die Nähe einer Bezugsperson, im Speziellen der Mutter, förderlich für die Entwicklung des Kindes ist. Die Notwendigkeit der Hingabe für das Kind erschwert Müttern den Einstieg oder Verbleib im Beruf. Dies deckt sich mit den Aussagen von Peuckert. Er schreibt, dass das Bild der berufstätigen (Raben-)Mütter die Vereinbarkeit der Lebensbereiche Beruf und Kind negativ beeinflusst (vgl. Peuckert 2012, S. 469). Und auch die Unterschiede zu anderen Ländern wie Schweden werden sichtbar, in denen Mütter viel früher nach der Geburt wieder arbeiten gehen, als dies in Österreich der Fall ist. Dies ist u. a. der Einstellung in Österreich geschuldet, dass Mütter zugunsten der Erziehung der Kinder zu Hause bleiben sollen. Weiters spielt eine Rolle, dass der Verbleib im Beruf durch herrschende Strukturen und die fehlende Unterstützung durch die Politik erschwert wird. Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern werden kaum aufgelöst und die Frauen bei der Eigenbetreuung der Kinder unterstützt, anstatt ihnen beim Wiedereinstieg in den Beruf zu helfen (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 104ff.).

### **10.3.3 Biographische Gründe**

Die Interviewpartnerinnen wurden auch nach biographischen Gründen befragt, die die Entscheidung zur Kinderlosigkeit beeinflussen.

Diehl z. B. schreibt, dass es sein kann, dass während der Ausbildung (bei längeren Ausbildungszeiten) viele Lebenserfahrungen gesammelt werden, was dazu führt, dass Rollen anders wahrgenommen werden, wie z. B. die der Frau. Auch, dass erfahrene Situationen und Dinge, wie erlebte Freiheit, wichtig werden, bestätigt Diehl (vgl. Diehl 2015, S. 70).

Genau das sagt auch IP 2. Als sie als Lehrerin begann, bekam frau\*man einen unbefristeten Vertrag nur, wenn frau\*man für eine bestimmte Zeit im Beruf tätig war. Sie sagt,

dass sie schon älter war und sich für andere Dinge interessierte, als sie den Vertrag bekommen hat:

„Und dann kriegt man doch andere Interessen. Mehr Urlaub fahren, du hast ein bisschen was gespart“ (IP 2, Abs. 28).

Sie nennt nicht nur die Interessen, die sich ändern und somit die Entscheidung beeinflussen, sondern auch das Alter beim Einstieg in den Beruf als möglichen Grund, sich gegen Kinder zu entscheiden:

„(...) in der Stadt ist momentan gar kein Bedarf. Da bist du dann schon älter, wenn du anfängst. Sieben-, acht-, neunundzwanzig und dann schaust du auch, dass du einen fixen Vertrag bekommst oder einen unbefristeten Vertrag kriegst, wenn du die Familie gründest. Aber da bist du schon vier-, fünfunddreißig. Es spielt schon mit, das stimmt schon“ (IP 2, Abs. 30).

Neben dem fortgeschrittenen Alter und den Vorlieben, die sich bis zur ersten Einstellung ändern, wird von IP 1 ein weiterer biographischer Grund genannt – und zwar das Vorhandensein einer\*eines Partner\*in mit Kinderwunsch, in einer bestimmten Phase.

Sie sagt, dass der erste Partner mit eigenen Kindern noch warten wollte, und dann trennten sie sich. Nach einigen Jahren kam der nächste. Sie wollten nicht sofort Kinder, da sie sich noch kennen lernten, und dann ging die Beziehung auseinander. Der dritte und jetzige Partner zeugte in seiner vorigen Beziehung ein Kind, welches ihm genügt – er möchte keine weiteren Kinder, womit IP 1 einverstanden ist.

Demnach spielt auch die\*der Partner\*in, mit der\*dem frau\*man zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammen ist, eine große Rolle, was mit der Theorie übereinstimmt: Die Entscheidung für ein Kind hängt von der Bereitschaft beider Partner\*innen ab. Ist eine\*r dagegen, wird die Entscheidung verschoben oder verworfen (vgl. Schmitt 2005, S. 18ff.).

### 10.3.4 Partner\*in

Um beim Thema zu bleiben, wird im Anschluss an die biographischen Gründe die\*der Partner\*in und deren\*dessen Einfluss auf die Kinderlosigkeit besprochen. Die Interviewpartnerinnen wurden danach gefragt, welche Rolle ihr Partner auf die Entscheidung zur Kinderlosigkeit hat. Die Antworten werden im Folgenden dargelegt.

IP 1 hat für sich entschieden, dass sie keine Kinder möchte bzw. erkannt, dass ihr Kinderwunsch nicht so groß ist wie der von anderen, und keiner ihrer Partner hat sich für Kinder ausgesprochen. Dies wurde u. a. durch den Wechsel von Beziehungen beeinflusst. Die Partner wollten erst später Kinder und dadurch, dass die Partner\*innenschaft in einer bestimmten Phase aufgelöst wurde, kam es nicht zu dem Punkt, an dem über das Bekommen von eigenen Kindern gesprochen wurde. Damit bestätigen sich die Ergebnisse der Studie von Allensbach (2004). Diese kommt zum Schluss, dass die Festigkeit der Beziehung, Grundlage für die Realisierung des Kinderwunsches ist.

Der jetzige Partner von IP 1 hat ein Kind mit einer früheren Partnerin und möchte keine weiteren, was der Interviewpartnerin und ihrem Entschluss gegen eigene Kinder entgegenkommt (vgl. IP 1, Abs. 27).

Bei IP 2 hatte der Partner, anders als bei IP 1, großen Einfluss, da die Gesprächspartnerin den Entschluss für ein kinderloses Leben ohne ihn möglicherweise nicht getroffen hätte. Da er, wie auch der Lebensgefährte von IP 1, bereits Kinder hatte, wollte er keine weiteren:

„Mein Partner hat eigentlich keine mehr wollen, da ist das so entschieden worden. So machen wir das“ (IP 2, Abs. 15).

Ihrer Meinung nach kommt die Realisierung des Kinderwunsches auf die Umstände an. Z. B. darauf, ob frau\*man eine\*n Partner\*in findet, die\*der Kinder haben möchte etc. Hätte sie sich für ein Kind entschieden, hätte sie ihren Partner verlassen müssen. Da die Beziehung zu dessen Kindern aber gut war, akzeptierte sie, dass sie keine Kinder bekommen werden. Sie meint, dass das nicht tragisch ist, da bei ihr der Kinderwunsch nie so ausgeprägt war (vgl. IP 2, Abs. 42). Damit bestätigt sich Schmitts Aussage erneut, wonach die Bereitschaft beider Partner\*innen für die Realisierung eines Kinderwunsches entscheidend ist (vgl. Schmitt 2005, S. 18ff.).

Anders als die anderen Interviewpartnerinnen traf IP 3 die Entscheidung für die Kinderlosigkeit schon in ihrer frühen Kindheit. Sie ist sich aber dessen bewusst, dass ein Partner, der eigene Kinder hätte wollen, sie noch einmal zum Nachdenken gebracht hätte. Da ihr Partner jedoch ebenfalls keine Kinder will, stellt sich für sie die Frage nicht. Ihre Überlegungen zeigen sich in folgender Passage aus dem Interview:

„Ich kann mir nicht vorstellen, wie das gewesen wäre mit einem Partner, der vielleicht Kinder hätte wollen. Das wäre für mich sehr schwierig denkbar gewesen. Und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Dann vielleicht denkbar. Aber die hätte mein Partner sicher nie erfüllen können“ (IP 3, Abs. 36).

Damit stimmt sie IP 2 zu, wenn diese sagt, dass ein Partner bzw. die Umstände die Realisierung eines Kinderwunsches beeinflusst/beeinflussen, wobei sich ihre Einstellung zu Kindern grundsätzlich unterscheiden, da IP 2 gegen eigene Kinder nicht abgeneigt war<sup>9</sup>, wogegen IP 3 sich klar gegen eigene Kinder ausspricht.

Auch IP 4 ist dieser Meinung. Ihre Entscheidung zur Kinderlosigkeit hängt in hohem Maße von ihrem Partner ab – u. a. deshalb, da ihr Entschluss gegen eigene Kinder noch nicht feststeht. Sie ist sich mit ihrem Mann jedoch darüber einig, dass sie zum jetzigen Zeitpunkt keine Kinder möchten. Überlegt er oder sie es sich anders, wird über eigene Kinder noch einmal intensiv nachgedacht bzw. gesprochen.

Für IP 4 sind auch die Auswirkungen auf die Beziehung durch ein Kind ein wichtiger Faktor. Sie glaubt, dass ein Kind eine Belastung für die Beziehung darstellt, was auch IP 1 anspricht und Peuckert bestätigt. Er sagt, dass der Qualitätsverlust in der Beziehung ein reales Phänomen ist, dass von ca. 10 % der Eltern als Schwierigkeit genannt wird (vgl. Peuckert, S. 230ff.). Eine große Befürchtung von IP 4 ist demnach, dass sich die Dynamik in der Partner\*innenschaft ändert:

„Dass es einfach eine sehr, sehr harte Bewährungsprobe ist. Das artikulieren die meisten auch so, dass es wirklich eine Bewährungsprobe ist, ein Kind zu bekommen. (...) dass man nicht so viel Zeit füreinander hat. Das man gestresst ist, und es ist vielleicht auch so ein bisschen ein Faktor für mich gewesen, weil es in meiner Beziehung so super läuft und

---

<sup>9</sup> Hier wird die Vergangenheitsform verwendet, da für sie die Kinderplanung, aufgrund des Alters, abgeschlossen ist.

da auch ein bisschen die Angst da ist mit dem Kind, dass es einfach ganz anders wird“ (IP 4, Abs. 60).

Auch die zusätzliche Belastung durch Arbeit und Kind sieht sie neben dem Zeitmangel als negativ für die Beziehung (vgl. IP 4, Abs. 78).

In der Literatur wird außerdem darüber geschrieben, dass die Einstellung der potentiellen Väter zur Übernahme von Aufgaben im Haushalt und bei der Erziehung des Kindes eine Rolle bei der Entscheidung für bzw. gegen eigene Kinder spielt (vgl. Hager 2006, S. 40). Und tatsächlich spricht IP 4 im Zusammenhang mit den Gründen für die Kinderlosigkeit darüber, dass sie glaubt, ihr Mann würde sie mit den Erziehungsaufgaben nicht alleine lassen. Sie kennt Frauen in ihrer Umgebung, die für die Reproduktionsaufgaben alleine verantwortlich und damit teilweise überfordert sind, was sich auch auf die Paarbeziehung auswirkt (vgl. IP 4, Abs. 31). Sie nimmt dieses Schicksal der anderen wahr und erzählt davon, auch wenn sie nicht glaubt, dass es sie erwartet. Dies zeigt wie wichtig ihr dieser Aspekt auf den Kinderwunsch ist.

### **10.3.5 Einfluss von Personen**

Dieser Punkt widmet sich Vorbildern und Erfahrungen von Personen, die die Interviewpartnerinnen kennen und die sie bei der Entscheidung für die Kinderlosigkeit beeinflussen.

Für IP 1 sind es die Kolleginnen, die bei der Entscheidung gegen eigene Kinder mitwirken. Sie sieht, wie sich eigene Kinder auf die Berufstätigkeit auswirken, was sie in ihrem Entschluss bestärkt. Auch IP 2 nimmt die Schwierigkeiten der Arbeitskolleg\*innen wahr, wenn es um die Vereinbarung von Beruf und Kindern geht. Überhaupt dann, wenn die Kinder in unterschiedlichen Altersstufen sind und zu unterschiedlichen Zeiten betreut werden müssen (vgl. I2, Abs. 64). Wie für IP 1 und 2 spielt auch für IP 4 die Belastung für den Beruf eine große Rolle. Sie sieht, unter welchem Stress Kolleginnen stehen:

„Ich kenne Mütter, die kommen nach Hause, kümmern sich um die Kinder, und wenn die Kinder schlafen, bereiten sie sich für die Schulstunden am nächsten Tag, bis ca. 12 Uhr, vor. Aber das stelle ich mir irrsinnig belastend vor und das ist ein Wahnsinn eigentlich. Und das würde ich mir nicht zutrauen, dass ich das stressmäßig aushalte. Und deshalb will ich das einem Kind auch nicht zumuten. Das würde ich mir nicht zutrauen. Ich bin

auch teilweise bis spät abends in der Schule. Ich weiß gar nicht, wie das möglich wäre. Ich sehe es auch bei den Müttern, dass sie schon total am Limit sind. Das schreckt einen dann zwischendurch auch ab“ (IP 4, S. 26).

IP 1 vergleicht auch die Intensität ihres Kinderwunsches mit dem von anderen:

„Also das war immer mein Knackpunkt, wo ich gesagt habe ... der Kinderwunsch ist bei mir nicht so im Vordergrund wie bei anderen Freundinnen, die in einer gewissen Phase ihres Lebens kein anderes Ziel mehr haben. Sondern ‚ich will jetzt ein Kind haben‘. Ich weiß nicht, ob du das kennst, aber ... da gibt’s kein anderes Ziel mehr, außer ein Kind zu bekommen, und das war bei mir nie“ (IP 1, Abs. 27).

Auch der Einfluss auf die eigene Partner\*innenschaft wird durch den Vergleich mit anderen bzw. durch die Wahrnehmung der Veränderung in den Beziehungen der anderen hinterfragt:

„Und ich weiß auch aus Erfahrungen von Familienangehörigen, Freunden, dass ein Kind immer belastend ist. Also so schön wie es ist, so belastend ist es auch und für die Beziehung. Und das man schon intensiv auch arbeiten muss, um die Beziehung schön und gut ... aufrecht erhältet und man nicht im Eltern-Sein, wie soll ich sagen, verschwindet als Paar. Passiert schon oft im Bekannten- und Freundeskreis, dass die Paarbeziehung verloren geht, beim Aufziehen der Kinder“ (IP 1, Abs. 56).

Bei Interviewpartnerin 2 wirken sich ebenfalls die Erfahrungen und Lebensumstände von Freund\*innen, Kolleg\*innen etc. und deren Kindern auf die Entscheidung aus:

„Ich habe auch eine Kollegin, die hat ein schwerstbehindertes Kind. Das sind sicher auch Dinge, wenn du die Sachen hörst, das sicher vielleicht auch beeinflusst“ (IP 2, Abs. 37).

Des Weiteren wirkt die Nähe zu Kindern auf die Familienplanung. Sowohl IP 2 als auch IP 4 nehmen die Schwierigkeiten wahr, mit denen Kinder heutzutage zu kämpfen haben und unter welchen Bedingungen sie teilweise leben.

„Die haben psychologische Betreuung, die haben einen Erziehungshelfer, weil es daheim hinten und vorne nicht passt“ (IP 2, Abs. 51).

Für Interviewpartnerin 3 waren es (teils fiktive) Vorbilder, die sie beeinflusst haben. In ihrer Kindheit las sie feministische Literatur, auch wenn sie diese erst heute als solche identifizieren kann. Darin ging es um starke, unabhängige Frauen, die kinderlos waren. Es waren Frauengeschichten und –persönlichkeiten, die sie sich in gewisser Weise zum

Vorbild nahm. Für sie gehörten Kinder und Unabhängigkeit nicht zusammen. Familie bedeutete für sie lange Zeit Verpflichtungen einzugehen und gebunden zu sein, was sich bis heute relativiert hat (vgl. IP 3, Abs. 25). Ein kurzer Auszug aus dem Interview, der dies verbildlicht:

„Eben Bücher über starke Frauen. Also ich habe dann so die ersten Romane (...) entdeckt. Einer davon, glaube, teilweise sogar autobiographisch, wo eben interessante, starke Frauenpersönlichkeiten vorgekommen sind, und in deren Leben waren keine Kinder. Also das war Leben, das eher auch intellektuelles Leben ist. Darum auch dieses nachher: „Ich will studieren. Ich will Theorie machen““ (IP 3, Abs. 29).

In den Romanen ging es zum einen um intellektuelle, politisch interessierte Frauen und zum anderen um an die Familie gebundene und am Rollenbild verzweifelnde Mütter. Dies beeinflusste die Wissenschaftlerin (IP 3) bereits in ihrer frühen Kindheit.

Zusammengefasst betrafen die Beobachtungen der Interviewpartnerinnen die Erschwernisse im Beruf, den eigenen Kinderwunsch, die partnerschaftliche Beziehung, das Leben mit behindertem Kind, schwierige Lebenssituationen von Kindern und Vorbilder für das eigene Leben. Die Wirkung von Erfahrungen wird auch in der Literatur beschrieben. Es ist die Wahrnehmung der Umgebung, die die Entscheidung für bzw. gegen eigene Kinder beeinflusst. Wurden die potentiellen Eltern z. B. in einem Umfeld groß, in dem Kinder keine große Rolle spielten, wirkt sich dies auf ihren Kinderwunsch dahingehend aus, dass sie sich weniger bzw. keine Kinder für ein gelungenes Leben wünschen (vgl. Peuckert 2012, S. 220).

### **10.3.6 Finanzielle Situation**

Finanzielle Umstände sind eher zu den Konsequenzen als den Gründen der bewussten Kinderlosigkeit zu zählen. In den Interviews wurde wirtschaftliche Sicherheit als positiver Nebeneffekt der Kinderlosigkeit beschrieben, jedoch sprachen finanzielle Gesichtspunkte für keine Interviewpartnerin gegen eigene Kinder.

IP 1 z. B. antwortet mit einem klaren Nein auf die Frage nach wirtschaftlichen Gründen. IP 2 sagt ebenfalls, dass diese nicht ausschlaggebend waren, nennt finanzielle Verbindlichkeiten jedoch als Bedingung für ein Kind. IP 3 spricht diesbezüglich über Vorteile durch die Kinderlosigkeit, sagt jedoch, dass diese die Entscheidung für ein Leben ohne Kind nicht beeinflusst hätten:



„Es fallen finanzielle Belastungen weg, das ist auch klar. Da sind Dinge möglich, die wahrscheinlich mit dem gleichen Einkommen mit Kindern nicht so einfach möglich wären“ (IP 3, Abs. 69).

Und auch IP 4 meint: „Wirtschaftlich eigentlich nicht. Das würde sich auf jeden Fall ausgehen“ (IP 4, Abs. 33).

Damit bestätigt sich Beck-Gernsheims Aussage, wonach Finanzen erst nach anderen Überlegungen in die Entscheidung miteinbezogen werden oder überhaupt keine Rolle spielen (vgl. Beck-Gernsheim 1988, S. 188). Die These, wonach fehlende finanzielle Unterstützung durch den Staat ein Grund gegen Kinder ist, trifft auf die Interviewpartnerinnen nicht zu (vgl. Peuckert 2012, S. 237).

### 10.3.7 Freiheit/Ungebundenheit

Um beim Thema Verbindlichkeiten zu bleiben – dass ein Leben ohne Kind mit anderen Verpflichtungen einhergehe, äußern alle vier Interviewpartnerinnen.

IP 1 spricht von einer freieren Lebensgestaltung. Sie sagt, sie hätte genug Aufgaben durch ihre Arbeit und durch die Kinderlosigkeit fielen Belastungen weg (vgl. IP 1, Abs. 83).

IP 2 stimmt mit IP 1 überein, wenn es um Verpflichtungen geht, die entstehen, sobald ein eigenes Kind auf der Welt ist (vgl. IP 2, Abs. 97). Sie genießt ebenfalls die Ungebundenheit und betont in diesem Zusammenhang des Öfteren die Vorteile für Ausflüge und Urlaube, die für sie zu einem gelungenen Leben gehören. Sie reiste viel mit ihrem Partner, was mit Kind, aufgrund der Schulpflicht, oder da die Kinder mitgenommen hätten werden müssen, nicht möglich gewesen wäre. Auch der finanzielle Aspekt spielt bei der Reiseplanung eine Rolle – durch die Kinderlosigkeit konnten sie sich die Urlaube leisten (vgl. IP 2, Abs. 28; ebd., Abs. 36; ebd., Abs. 51).

„Wir haben unser Leben genießen können. Sind sehr viel gereist, herumgefahren. Das kannst du sonst nicht machen, wenn du kleine Kinder hast“ (IP 2, Abs. 36).

Was sie noch schätzt und im Interview mehrmals betont, ist die freie Zeiteinteilung – die Möglichkeit spontan Treffen zu vereinbaren. Kinder verbindet sie mit Sorgen und ständiger Planung (vgl. IP 2, Abs. 64):

„Du musst fürs Kind da sein. Ich kann nicht in der Weltgeschichte herumreisen“ (IP 2, Abs. 97). „Wenn wir sagen, morgen fahren wir wohin, am Samstag, dann fahren wir. Oder wenn wir sagen, wir fahren in die Therme, dann fahren wir dorthin. Du brauchst jetzt nicht schauen, ob du, wenn du zu kleine Kinder hast, ein Kindermädchen hast oder eine Kinderbetreuung oder jemanden organisieren musst. Nein, das ist eher unkompliziert, muss ich sagen. Also das ist kein Thema“ (IP 2, Abs. 71).

Wie die ersten beiden Interviewpartnerinnen spricht auch IP 3 von Verpflichtungen mit Kindern. Während IP 1 Verbindlichkeiten auf die Arbeit bezieht und IP 2 hauptsächlich auf Reisen, bedeuten Kinder für IP 3 gebunden zu sein – in traditionelle Rollen gedrängt zu werden. An der Kinderlosigkeit schätzt sie die Orientierung nach außen – das Bewegen in Freund\*innenschaftskreisen (vgl. IP 3, Abs. 69).

Die vierte Interviewpartnerin hat vor, mit ihrem Partner viel zu verreisen und gemeinsame Zeit nachzuholen, die durch die Ausbildung und Arbeit auf der Strecke geblieben ist. Sie selbst sagt, dass dies mit Kind nicht möglich wäre (vgl. IP 4, Abs. 79). Auch ihr Engagement im sozialen Bereich ist ihr sehr wichtig und sie befürchtet, dass sie sich nicht im selben Maße einbringen könnte, wenn sie Kinder hätte:

„Ja. Weil ich möchte einfach noch so viel machen in meinem Leben. Ich bin ja auch ein Mensch, der sich gern auch sozial engagiert. Und einfach mit Menschen arbeitet. In der Freizeit und auch in der Schule engagiere ich mich sozial. Das ist mir einfach irrsinnig wichtig (...) dass ich die Zeit dafür einfach noch habe. Ja. Was uns halt in der Beziehung auch noch ganz wichtig ist: Das wir jetzt noch ... Wir wollen auch sehr viel reisen, wenn wir beide Urlaub haben“ (IP 4, Abs. 76).

Die Ergebnisse aus den Interviews decken sich mit jenen der Literatur. Auch hier wird Ungebundenheit und Freiheit ein hoher Wert beigemessen. Z. B. gaben 38 % der Frauen in einer Studie an, dass sie aufgrund ihrer Freiheit keine eigenen Kinder wollen (Studie des Ludwig Boltzmann-Instituts). Kinderlos sind vor allem Personen, die ihre Eigenständigkeit, Ungebundenheit und ein gleichberechtigtes Miteinander sehr schätzen (vgl. Kofler 2006, S. 163). Die Veränderung der Geschlechterrolle spielt vor allem für IP 3 eine Rolle und die Möglichkeit spontan zu sein für IP 2. IP 1 widmet sich mit voller Hingabe ihrem Beruf, wie es auch IP 4 tut. Ihre Interessen und Einstellungen bedeuten den Interviewpartnerinnen viel und spielen in ihrem Leben eine große Rolle. Sie sind

der Meinung, dass sich Lebensbereiche und Werte durch ein Kind ändern würden, was sie nicht wollen.

### 10.3.8 Herkunft

Das Elternhaus und die Erfahrungen in der Kindheit sind für IP 3 und 4 und ihre Entscheidung zur Kinderlosigkeit relevant.

IP 3 wuchs in einem sehr familienorientierten Umfeld auf, in dem es fast keinen Kontakt zu Personen außerhalb der Kernfamilie gab und das sie selbst als „in ganz vielen Formen traditionell“ (IP 3, Abs. 31) bezeichnet. Schon als Kind nahm sie traditionelle Frauenrollen um sie herum wahr und entschied sich bewusst gegen dieses Leben (IP 3, Abs. 25; ebd., Abs. 27). Der Grund wird in folgendem Zitat sichtbar:

„Und das habe ich auch an meiner Familie gesehen. Dass das Traditionelle einfach zu sehr einschränkt“ (IP 3, Abs. 29).

Es sind demnach die Einengungen durch traditionelle Rollen, die die Interviewpartnerin schon sehr früh erfuhr und die sie in der Entscheidung bekräftigten, ein anderes Leben zu führen. Auch dafür gab es Modelle in ihrer als traditionell beschriebenen Familie. Ein alleinlebender Onkel und eine ledige Tante mit Kind zeigten ihr:

„Okay, das gibt es.“ Aber die haben trotzdem alle ein relativ traditionelles Bild vertreten“ (IP 3, Abs. 31).

Neben dem Bild, das die Familie geliefert hat und dem die Interviewpartnerin nicht entsprechen wollte, spielte für sie auch eine Rolle, dass sie sich als Außenseiterin wahrnahm. Sie hatte das Gefühl sich abgrenzen zu müssen:

„Es war einfach klar: ‚Ich muss da weg.‘ Einerseits weil ‚Ich bin anders und pass nicht da her‘, andererseits aber, ‚Ich muss anders sein, um wegzukommen““ (IP 3, Abs. 31).

Auch ihre (feministischen) Ansichten unterschieden sich von denen der anderen. Während diese sich gegen ein neues Frauenzentrum auflehnten, empfand sie dieses als etwas Positives:

„Ich kann mich erinnern, wie das ein Aufschrei durchs Land war: ‚Diese radikalen Emanzen. Was die aufführen!‘ Und ich habe mir gedacht: ‚Hallo! Was soll das?‘“ (IP 3, Abs. 31).

Interviewpartnerin 3 beeinflusste ihre Herkunft bei der Entscheidung gegen eigene Kinder deshalb, da sie sich generell als anders empfand und sich vom einschränkenden, traditionellen Frauenbild abgrenzen wollte. Interviewpartnerin 4 dagegen wuchs wenig behütet auf. Ihre Eltern litten an Depression, und die Angst, diese Krankheit an eigene Kinder weiterzugeben, ist einer der Gründe, weshalb sie sich gegen eigene Kinder entschieden hat (vgl. IP 4, Abs. 30).

Wie in der Literatur äußerten die Interviewpartnerinnen, dass Vorbilder in ihrer Kindheit Gründe für die Kinderlosigkeit waren. IP 3 nahm die Aufgaben und die Rolle der Familienmitglieder wahr und konnte sich mit diesen nicht identifizieren, weshalb sie sich für ein Leben ohne eigene Kinder entschied. Dies überschneidet sich in gewisser Weise mit Hagers Ansicht, wonach es den Kinderwunsch beeinflusst, wenn die eigene Mutter in den Augen der Kinder nicht autonom ist. Wie IP 3 sehen sie evtl. einen Zusammenhang zwischen eigenen Kindern und gebunden sein und entscheiden sich folglich für die Kinderlosigkeit (vgl. Hager 2006, S. 70).

### 10.3.9 Kein Kinderwunsch

Neben den Gründen gegen eigene Kinder, die bereits besprochen wurden, ist auch der grundsätzliche Kinderwunsch zu hinterfragen. In der Literatur wird ein Kinderwunsch als etwas Natürliches dargestellt. Die Realität zeigt jedoch, dass auch der Wunsch bzw. das Bedürfnis nach eigenen Kindern nicht selbstverständlich ist.

Für IP 4 ist noch nicht klar, ob sich der Kinderwunsch ändern wird, jedoch hat sie sich im Moment gegen eigene Kinder entschieden:

„[D]er Wunsch ist einfach nicht da bei uns jetzt – nicht weil ich keine Kinder mag, sondern aus den vorher gesagten Gründen“ (IP 4, Abs. 20).

„Ich mag Kinder irrsinnig gerne, aber ich denke mir, es muss nicht jeder Kinder haben. Das ist für mich nicht das höchste Ziel des Lebens“ (IP 4, Abs. 25).

Was auffällt ist, dass sie ihre Liebe zu Kindern betont, wenn sie äußert, dass sie keinen Kinderwunsch hat. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Frauen ohne Kinder unterstellt wird, dass sie keine Kinder mögen (vgl. Kofler 2006, S. 92ff.). Die Entscheidung gegen eigene Kinder muss jedoch nichts mit der grundsätzlichen zu Kindern zu tun haben. Als Beispiel kann hier IP 1 genannt werden, die sich in ihrem Beruf Kindern

widmet oder auch IP 2, die länger in der Schule bleibt, wenn Schüler\*innen etwas mit ihr besprechen wollen und auch IP 4 engagiert sich nicht nur in ihrem Beruf, sondern auch in ihrer Freizeit für die Entwicklung der Kinder. IP 3 tauscht sich ebenfalls regelmäßig mit ihren Nichten aus und hat ein enges Verhältnis zu diesen. Jede dieser Frauen mag Kinder bzw. schätzt den Umgang mit ihnen. Dies zeigt, dass das Vorurteil, wonach kinderlose Frauen keine Kinder mögen, ungerechtfertigt ist (siehe 10.4.7 Vorurteile).

Bei Interviewpartnerin 2 hat sich die Kinderlosigkeit zum größten Teil durch die Umstände ergeben:

„Nachdem das mit meinem Lebenspartner war, der die zwei Kinder gehabt hat, ist das eigentlich nicht mehr so das Thema gewesen“ (IP 2, Abs. 32).

Sie meint jedoch, dass ihr Interesse in Bezug auf Familiengründe nie besonders groß war:

„Ich bin vielleicht auch nicht so der Typ, weiß nicht. Aber das hab ich nie gehabt. Dass ich so Vision gehabt habe vom Heiraten, nein eher nicht. Und auch nicht so bei Familie, wahrscheinlich“ (IP 2, Abs. 89).

Nie im Vordergrund war der Kinderwunsch bei Interviewpartnerin 1, wobei sie sich diesbezüglich an anderen orientiert bzw. misst:

„Und nachdem der Kinderwunsch einfach nicht so da ist wie bei anderen Freundinnen. Also das war immer mein Knackpunkt, wo ich gesagt habe, der Kinderwunsch ist bei mir nicht so im Vordergrund, wie bei anderen Freundinnen, die in einer gewissen Phase ihres Lebens kein anderes Ziel mehr haben“ (IP 1, Abs. 27).

Bei Interviewpartnerin 3 war schon als Kind klar, dass sie keine eigenen Kinder möchte. Gefestigt hat sich die Meinung für ein kinderloses Leben in der Pubertät:

„Mit dem Wahrnehmen von dem, was es heißt, Frau zu werden. Also mit der Pubertät, mit der Auseinandersetzung mit der Identität. Also dass das die Zeit war, in der das Thema war. Weil Sexualität, Identität Thema war“ (IP 3, Abs. 21).

D. h. herrschende Geschlechterverhältnisse und -rollen sind mitverantwortlich für die Entscheidung gegen Kinder. Die Auseinandersetzung mit der Frage, was es heißt Mutter/Vater zu sein, stellt sich in diesem Zusammenhang. IP 3 setzte sich sehr früh mit Geschlechterrollen auseinander und entschied sich aufgrund dieser ganz klar gegen eigene Kinder.

Der fehlende Kinderwunsch wird von zwei Interviewpartnerinnen auch damit in Verbindung gebracht, dass sich ihre Vorstellungen von jenen anderer Frauen unterscheiden, wie z. B. dem nach einer Hochzeit oder dem Schwärmen von einem Hochzeitskleid. Möglicherweise suchen sie nach einer Erklärung für die Kinderlosigkeit oder den fehlenden Kinderwunsch:

„Das war ich nie. So schwärmen: ‚Mahh, das Brautkleid.‘ Und so tolle Filme, wenn jemand heiratet und so. Das war ich nicht. Das hat mich gar nie so gereizt“ (IP 2, Abs. 89).

„Wir hätten jetzt auch nicht unbedingt heiraten müssen. Das war jetzt nicht so ... auch nicht ‚Ich hab mich so auf die Hochzeit gefreut‘. Es war schon schön, aber war jetzt nicht der schönste Tag meines Lebens, wie man so klassisch sagt“ (IP 4, Abs. 79).

Möglicherweise erklären sie sich dadurch ihren fehlenden Kinderwunsch – durch den eigenen Abstand von der stereotypen Frauenrolle.

Abschließend kann gesagt werden, dass es schwierig ist, nach einem grundlegenden Kinderwunsch zu fragen, da Überlegungen stets mit anderen Punkten zusammenhängen, wie z. B. den Veränderungen durch die Mutterschaft in der Selbstwahrnehmung, von Hobbys, der Ungebundenheit (vgl. Kofler 2006, S. 158f.; Hager 2006, S. 62). Die vier interviewten Frauen entschieden sich gegen eigene Kinder, um das Leben führen zu können, das sie für sich wählten. In den Interviews zeigt sich, dass Erfüllung nicht gleichzusetzen ist mit Mutterschaft. Diese ist kein Garant für Zufriedenheit, und neben ihr gibt es verschiedenste Lebensstile, die dem Wohl der Menschen dienen. Drei der vier Frauen haben sich bewusst für die Kinderlosigkeit entschlossen und sind glücklich mit ihrer, nach eigenem Maßstab gestalteten, Lebensführung.

### **10.3.10 Mutterbild**

Ein weiterer Grund für die Kinderlosigkeit ist das Bild, das es in der Gesellschaft von Müttern gibt. Es sind die Bedingungen, die an Mutterschaft gebunden und die potentielle Eltern von der Elternschaft abschrecken. Die Akzeptanz für alternative Lebensweisen ist oft nicht gegeben und das Korsett der Elternschaft manchen zu eng.

Im Interview stellte sich heraus, dass für die meisten Interviewpartnerinnen klar ist, dass sie nach der Geburt eines Kindes dem Beruf nicht im selben Maße nachgehen können, wie sie gerne würden und momentan tun. Einigen ist auch wichtig die ersten Jahre beim

Kind zu Hause zu bleiben (siehe Kapitel 10.3.2 Beruf). Dies deckt sich mit der Theorie: Nach dieser herrscht in der Gesellschaft die Meinung, dass es für die Entwicklung der Kinder notwendig ist, dass die Mütter zu Hause bleiben. Diese These führt dazu, dass Frauen sich genötigt fühlen bzw. es für selbstverständlich halten, nach der Geburt ihres Kindes aus dem Berufsleben auszusteigen. Der österreichische Staat bietet Personen bei der Vereinbarung dieser beiden Bereiche keine Unterstützung durch die Familienpolitik und z. B. Betreuungsplätze an bestimmten Orten und mit den entsprechenden Öffnungszeiten (vgl. Peuckert 2012, S. 469).

IP 1 sagt, dass sie ihre große Leidenschaft, die tiergestützte Pädagogik, aufgeben müsste, wenn sie ein Kind bekäme. Sie hat Kolleginnen, bei denen dies der Fall war:

„[D]as mit den Tieren ist eine intensive Arbeit. Daneben Vollzeit beschäftigt als Frühförderin und das ist für mich schon ein wichtiger Punkt, dass ich das weitermachen will. Das ist so mein großer Sinn im Leben. Das zu machen. Und mir ist klar, wenn ich ein Kind habe, dann geht das in dieser Form sicher nicht mehr. Oder sehr eingeschränkt. (...) [D]ann müsste ich das radikal reduzieren oder sogar ein paar Jahre aufhören“ (IP 1, Abs. 26).

Auch IP 4 verbindet mit einem eigenen Kind den Rückzug aus dem Berufsleben zum Wohle des Kindes:

„Es ist eine ständige Herausforderung und ich arbeite irrsinnig gerne. Ich könnte es mir nicht vorstellen ... Wenn ich ein Kind hätte, würde ich gerne drei Jahre zu Hause bleiben, weil ich mir denken würde, das wäre mir wichtig und für das Kind auch wichtig. Aber das kann ich mir z. B. auch nicht vorstellen – drei Jahre zu Hause zu bleiben. Und ich denke mir, wenn man davon nicht überzeugt ist, dann tue ich einfach dem Kind nichts Gutes. Wenn ich dabei unglücklich bin, tue ich der Beziehung nichts Gutes, tue ich dem Kind nichts Gutes. Denke ich mir, das ist nicht so sinnvoll“ (IP 4, Abs. 64).

Durch ihre Aussage wird sichtbar, dass sie die hohen Ansprüche, die mit der Mutterschaft verbunden sind bzw. die Erwartungen, die sie an sich selbst stellt, wahrnimmt und wie viele andere abwägt, ob sie diesen genügen kann bzw. will (vgl. Apple 2006, o.S. zit. in Peuckert 2012, S. 229). Sie glaubt nicht, dass sie in der Rolle der Hausfrau und Mutter glücklich wäre, hinterfragt jedoch nicht die Aufgaben und Pflichten als Mutter, sondern überlegt, ob sie sich im „klassischen“ Modell (Hausfrau und Mutter) wohlfühlen würde, was sie verneint.

Ein Grund für die befürchtete Unzufriedenheit von IP 4 in der Mutterrolle wird im folgenden Zitat sichtbar:

„Ich hätte einfach Angst vor der Isolation, obwohl ich das jetzt nicht so bei anderen Freunden erlebe. Eigentlich gar nicht. Aber ich bin ein Mensch, der spontan einfach auch gerne etwas macht und so“ (IP 4, Abs. 78).

Wie IP 4 ist sich auch IP 1 sicher, dass ein Kind sich auf die Partner\*innenschaft auswirkt. Momentan steht bei ihr die Beziehung im Vordergrund. Sie ist sich aber sicher, dass dies in der Elternschaft nicht mehr der Fall wäre (vgl. IP 1, Abs. 56). Auch für IP 2 ist klar, dass sich ihr Leben durch ein Kind grundlegend verändert, wie zB, dass sie nicht mehr in Urlaub fahren kann (IP 2, Abs. 51). Es ist für sie klar, dass sie „dann ein ganz anderes Leben [hat]“ (IP 2, Abs. 99).

Das Gedrängt-Werden in eine Rolle – in die Frauen- bzw. Mutterrolle – befürchtet auch IP 3:

„(...) auch die Einschränkungen, die damit einhergehen. Z. B. Kinder zu haben, wo halt wieder die Frau verantwortlich ist und nicht der Mann und das Ganze an ihr hängen bleibt und so Dinge“ (IP 3, Abs. 29).

Für sie käme ein unkonventionelles Familienmodell in Frage, wo sich viele an der Erziehung des Kindes beteiligen und speziell für einen Lebensabschnitt verantwortlich sind. Dies sei aber keine akzeptierte und für sie umsetzbare Form, weshalb dies nicht in Frage komme, was ihr Leid tue (vgl. IP 3, Abs. 66).

Falls sie Kinder hätte, würde sie dafür kämpfen, ihren Hobbys weiterhin nachgehen zu können:

„Also ich bin mir sicher, dass ich trotzdem darauf bestanden hätte, oder dass sich trotzdem das entwickelt hätte, dass ich manchen Interessen trotzdem gefolgt wäre. Also so dieses nicht aufgeben und alles für die Kinder. Also insofern Freizeitgestaltung teilweise“ (IP 3, Abs. 90).

Die Erwartungen, die an Mütter gestellt werden, sind für sie sehr präsent und sie ist nicht bereit, diese zu erfüllen – ein Kind in den Mittelpunkt ihres Lebens zu stellen. Für sie wäre eine Möglichkeit, die Aufgaben einer Mutter an jemand anderen weiterzugeben, wobei sie auch dieser Lösung kritisch gegenüber steht, da sie grundsätzlich für die



Beteiligung und Verantwortungsübernahme beider Partner\*innen an der Erziehung der Kinder ist:

„Wenn ich Kinder haben wollen würde, dann nur mit einem Partner, der quasi die Mutterrolle übernimmt. Weil ich bin nicht bereit diese klassische, traditionelle Mutterrolle zu übernehmen, sondern ich würde mir erwarten, dass ein Partner dann quasi weitgehend für die Kinderbetreuung verantwortlich ist, weitgehend sich um die Kinder kümmert. Nicht zuletzt auch als Signal. Man kann das genau umgekehrt leben. Wie weit ich mich dann trotzdem darauf eingelassen hätte, weiß ich natürlich nicht. Weil ich halte da auch nichts davon, jetzt quasi, jetzt macht der genau das und ich bin dann der Vater quasi, der nicht anwesend ist, das soll es nicht sein, sondern schon eine partnerschaftliche Form, aber wo mein Partner einfach ganz viele Hauptverantwortungen übernimmt“ (IP 3, Abs. 93).

IP 4 ist davon überzeugt, dass sich ihr Partner an der Erziehung der Kinder beteiligen und sie damit nicht alleine lassen würde. Wie die anderen Interviewpartnerinnen hat auch sie eine Vorstellung davon, wie sich ein Leben mit Kind „normalerweise“ verändert. Es gibt jedoch Frauen, die trotz Kind gleich wieder arbeiten gehen. Dieses Konzept wird aber nicht mitgedacht, da es als normal und angemessen gilt, sich voll und ganz dem Kind zu widmen und in den meisten Fällen als Mutter die Hauptverantwortung bei der Erziehung zu tragen. Erklärbar ist dies dadurch, dass in der Gesellschaft das Ernährermodell herrscht: Die Frauen sind zwei- bis dreifachbelastet und die Männer arbeiten meist Vollzeit, um Geld für die Familie zu verdienen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374). Die Aussagen der Interviewpartnerinnen bestätigen dieses Bild. Sichtbar werden die Erwartungen an Mütter, wie die Selbstaufgabe – der Rückzug aus dem Berufsleben, die Hingabe für das Kind etc. Die Bilder über Mütter und Väter halten sich hartnäckig in den Köpfen von Frauen und Männern. In anderen Ländern wie Schweden ist z. B. das Betreuungsnetz für Kinder nicht nur weiter ausgebaut – auch die Akzeptanz für arbeitende Mütter ist größer. Dies führt dazu, dass die Mütter und Väter ihrer Arbeit viel schneller nach der Geburt wieder nachgehen können. Auch die Zusammenarbeit könnte von der teilweisen Fremdbetreuung der Kinder profitieren (vgl. Peuckert 2012, S. 469; Neyer/Hoem et al. 2013, S. 104ff.).

### **10.3.11 Pädagogischer Beruf**

In diesem Kapitel geht es nicht um den Beruf im Allgemeinen, sondern speziell um den Beruf der Interviewpartnerinnen. Demnach wird in diesem Punkt die Frage beantwortet,

welche Auswirkungen auf die Kinderlosigkeit der pädagogische Beruf der Interviewpartnerinnen hat.

Für Interviewpartnerin 2 spielt ganz klar die Erwerbstätigkeit als Lehrerin eine Rolle. Sie musste, um einen unbefristeten Vertrag zu bekommen, eine bestimmte Zeit lang arbeiten. Einige ihrer Kolleginnen wurden in dieser Zeit schwanger und sind in weiterer Folge heute nicht mehr im Schuldienst tätig. Sie sagt, dass es auch heute für die Lehrer\*innen nicht mehr leicht ist einen Beruf zu bekommen und dass einer Berufstätigkeit nachzugehen wichtig ist. Peuckert nennt ein fixes Einkommen zu haben als Voraussetzung der potentiellen Eltern für ein Kind (vgl. Peuckert 2012, S. 237). Damit kommt der Ausbildungszeiten und den Jahre, die frau\*man benötigt, um eine Anstellung zu bekommen, besondere Bedeutung in Bezug auf Kinderlosigkeit zu. Bei IP 2 war klar, dass sie in dem gelernten Beruf tätig bleiben will (vgl. IP 2, Abs. 28-30).

Nachdem sie, als sie den Vertrag bekommen hat, um die 30 war, haben sich auch andere Interessen entwickelt, die mit Kindern teilweise unvereinbar sind (siehe Kapitel 10.3.3 biographische Gründe). Neben der Veränderung von Ansichten sieht sie auch das Alter nach Abschluss der Ausbildung als Faktor, der die Realisierung des Kinderwunsches beeinflusst (vgl. IP 2, Abs. 28-30).

Interviewpartnerin 2 bestätigt damit, was in der Literatur steht. Nämlich dass lange Ausbildungszeiten Folgen für den Kinderwunsch haben (vgl. Peuckert 2012, S. 236). Ein Grund dafür ist, dass Mutterschaft und (Aus)bildung in Österreich schwer vereinbar sind (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 124f.). Auch Interviewpartnerin 3 vermutet, dass sie mit Kindern das Doktorat nicht machen hätte können. Wäre sie erst nach der Ausbildung Mutter geworden, glaubt sie jedoch nicht, dass sie sich für eine andere Arbeit entschieden hätte (vgl. IP 3, Abs. 92).

IP 2 stimmt der Aussage von Neyer, Hoem und Andersson zu, wonach im pädagogischen Bereich mehr Mütter sind als in anderen Bereiche, was z. B. damit erklärt wird, dass sich Frauen, die wissen, dass sie Kinder wollen, Berufe aussuchen, die mit Kindern vereinbar sind (Neyer/Hoem et al. 2013, S. 130):

„Aber sonst, glaub ich, rundherum haben Lehrerehepaare schon viele Kinder, oder immer Kinder. (...) Also ich glaube nicht, dass das so oft vorkommt, dass Lehrer oder Pädagogen keine Kinder haben“ (IP 3, Abs. 44).

Für die Elternschaft als Pädagogin würden z. B. die Ferien sprechen. Da Lehrer\*innen und Personen, die in anderen pädagogischen Berufen tätig sind, im Sommer längere Arbeitspausen haben, ist die Betreuung ihrer Kinder in dieser Zeit gesichert. IP 2 glaubt zwar nicht, dass es Personen gibt, die sich bewusst pädagogische Arbeitsbereiche suchen, da die Familiengründung dort leichter ist. Sie ist aber davon überzeugt, dass sich Pädagoginnen eher für eigene Kinder entscheiden. Der Grund dafür wird im Folgenden Zitat deutlich:

„Ich glaube, dass dadurch die Pädagoginnen eher zur Familie entscheiden. Weil es ja viel leichter ist, für die Betreuung, für die Kinderbetreuung. Das musst du sagen. Das glaube ich sehr wohl. Weil wenn ich in den Ferien oder Osterferien daheim bin. Die anderen müssen schauen, wo sie die Kinder unterbringen, weil sie Urlaub haben. Ich glaube, das ist sehr wohl mitentscheidend“ (IP 2, Abs. 67).

Die leichtere Vereinbarkeit des pädagogischen Berufs mit eigenen Kindern sieht IP 4 nicht. Sie sagt, dass sie so eingespannt ist, dass sie keine Zeit für eigene Kinder hat:

„[E]s nimmt mich sehr in Anspruch. (...) Nicht nur das Administrative, sondern auch diese Auseinandersetzungen mit den Eltern, mit den Kindern, die ganzen Gespräche. Weil bei uns sind einfach irrsinnig viel soziale Schwierigkeiten, auch wegen der Flüchtlinge jetzt und wegen allem Möglichen einfach“ (IP 4, Abs. 18).

Es scheint, als gäbe es in pädagogischen Bereichen sowohl viele Eltern (möglicherweise aufgrund der Ferien), als auch Gründe, die gegen Elternschaft sprechen, wie wenig Zeit für Kinder bei gleichzeitiger Berufstätigkeit oder langen Ausbildungszeiten.

Neben der Unvereinbarkeit von Ausbildung oder Beruf mit eigenen Kindern sind es auch die Erfahrungen im pädagogischen Beruf, die abschreckend wirken.

Ein Beispiel dafür sind die Schwierigkeiten, in denen sich die Schüler\*innen befinden. „[W]as auf einem Kind alles lastet“ (IP 4, Abs. 24). Für IP 4 sind diese mitunter ausschlaggebend dafür, dass sie sich zum jetzigen Zeitpunkt gegen eigene Kinder entscheiden hat:

„Ich bin an einem Standort, wo man sehr viele soziale Schwierigkeiten auch mitbekommt in den Familien und ich sehe, was auf die Kinder zukommt, wenn sie in die Schule kommen. Nicht nur von den Familien her die sozialen Schwierigkeiten, sondern auch in der Schule, dass sie teilweise gemobbt werden, dass sie ausgegrenzt werden, dass es für sie

ein wahnsinniger Druck ist in der Schule teilweise. Und das ist schon mit ein bisschen ein Grund, wo ich überlege, ob das ... Das ist ein Grund, wieso ich überlege, ob ich überhaupt Kinder in die Welt setzen möchte“ (IP 4, Abs. 18).

Durch Studium und Ausbildung wurde auch IP 1 bewusst, in welchen schwierigen Situationen sich Kinder befinden können. „Vor allem wenn man in die Richtung Behindertenpädagogik geht“ (IP 1, Abs. 18):

„So ein Bewusst-Werden oder Bewusst-Machen von allen Begleiterscheinungen, die sein können. Das schon“ (IP 1, Abs. 18).

Im Gegensatz zu IP 4 ist dies für sie jedoch kein Grund gegen eigene Kinder:

„Es hat bewusst gemacht, aber so, dass ich gesagt hätte: ‚Weil ich jetzt weiß, dass so viel passieren kann‘, so war es nicht. Aber natürlich schon ein Bewusst-Machen. Ich arbeite jetzt seit Jahren mit behinderten Kindern, also denkt man schon ein bisschen nach, aber ich würde sagen, eher bewusst machen, oder bewusst sein“ (IP 1, Abs. 29).

Jedoch relativiert sie ihre Aussage zu einem späteren Zeitpunkt dahingehend, dass ihr Wissen größere Bedeutung auf ihre Entscheidung haben könnte, als sie bisher gedacht hat:

„Vielleicht unterschätz ich das auch. Vielleicht haben die Erfahrung und die Literatur viel größere Auswirkungen – ein behindertes Kind kämpft sein ganzes Leben“ (IP 1, Abs. 86).

Auch IP 3 ist sich sicher, dass es bei ihr keinen Zusammenhang zwischen dem pädagogischen Beruf und der Kinderlosigkeit gibt. Dies begründet sie dadurch, dass ihre Entscheidung schon in der Pubertät feststand (vgl. IP 3, Abs. 19).

- **Ersatzmutterschaft**

Die Ersatzmutterschaft hat für diese Arbeit grundlegende Bedeutung. Die These, wonach durch die pädagogische Arbeit das Bedürfnis nach eigenen Kindern erfüllt ist, findet sich in der Literatur und war wesentlich für die Ausrichtung der Arbeit. In diesem Unterpunkt soll nun gezeigt werden, welchen Effekt der Umgang mit Kindern auf die Entscheidung der Interviewpartnerinnen hat.

Tatsächlich sagt Interviewpartnerin 1, dass sie durch ihre pädagogische Arbeit erfüllt sei von Kindern:

„Ich arbeite 40 Stunden in der Woche mit Kindern, ich wickle sie, mache mit ihnen Hausübungen und am Abend habe ich Freizeit. Ich hab das Gefühl, ich brauch keine eigenen. Ich bin erfüllt von Kindern und Tieren [arbeitet mit tiergestützter Therapie]“ (IP 1, Abs. 1).

Auch Interviewpartnerin 4 hat ständig mit Kindern zu tun, was ihre volle Aufmerksamkeit fordert. Sie glaubt daher nicht, dass sie am Abend noch die Kraft für die Betreuung eines eigenen Kindes hätte:

„Ich habe tagtäglich mit Kindern zu tun. Von in der Früh bis spät am Nachmittag und dann zu Hause, sich um das eigene Kind zu kümmern. Ich weiß nicht, ob ich dann dem Kind wirklich so gerecht werden kann, wie ich es gerne möchte. Also zuerst mit Kindern und dann mit dem eigenen Kind, dass ich wirklich von früh bis spät, also 24 Stunden nur mit Kindern zu tun habe ... Ich weiß nicht, ob ich dann diese Geduld hätte, um dem Kind so gerecht zu werden, wie ich es gerne möchte. Ja das habe ich mir auch schon öfter gedacht, eigentlich“ (IP 4, Abs. 24).

Darin unterscheiden sich IP 1 und 4. Die erste Interviewpartnerin spricht von Erfüllung, während IP 4 von Ressourcen erzählt, die durch ihre Arbeit aufgebraucht werden.

IP 2 und 3 haben einen sehr engen Kontakt zu Kindern aus der Verwandtschaft. Von der engen Beziehung zu den Kindern spricht IP 2 (vgl. IP 2, Abs. 45). Und auch IP 3 berichtet über die Vorbildrolle, die ihr Partner und sie gegenüber den Nichten einnehmen (vgl. IP 3, Abs. 67). Das heißt jedoch nicht, dass sie aufgrund dessen auf eigene Kinder verzichten. Obwohl IP 3 ihre Kinderlosigkeit als förderlich für die Beziehung zu den Mädchen sieht:

„Da waren wir die Vertrauenspersonen und das finde ich dann ... das finde ich gut, sich auf so etwas einlassen zu können. Also wahrscheinlich, wenn ich eigene Kinder gehabt hätte, wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen, so einen engen Kontakt zu meinen Nichten aufzubauen. Und da die Alternativrolle zu spielen und ihnen Alternativen im Leben zu zeigen, bisschen ein größeres Spektrum aufzumachen, als ‚es gibt nur das, was die Eltern sich vorstellen.‘ Das ist super“ (IP 3, Abs. 67).

Demnach kann in Bezug auf Ersatzmutterschaft gesagt werden, dass lediglich IP 1 annähernd dem entspricht, was in der Theorie steht: Nämlich dass die Sehnsucht nach Mutterschaft in der Erziehungsarbeit befriedigt wird. Wobei dies bei ihr nicht der alleinige Grund für die Kinderlosigkeit ist und sich die Pädagogin wahrscheinlich auch ohne

die Arbeit mit Kindern für die Kinderlosigkeit entschieden hätte, da ihr die tiergestützte Pädagogik sehr wichtig ist und sie diese nicht aufgeben will. IP 4 spricht nicht von einem Bedürfnis, das gestillt wird, oder Befriedigung, sondern von Erschöpfung, weshalb sie dem klassischen Bild von Ersatzmutterschaft nicht entspricht. Auch die anderen zwei Interviewpartnerinnen übernehmen wichtige Funktionen bei Kindern, wobei der Kontakt nicht täglich stattfindet (vgl. von Braun 2009, S. 190f.) – weshalb auch sie der Rolle der Ersatzmutter nicht gerecht werden. Damit kann resümiert werden, dass Mutterschaft kein Grundbedürfnis von Frauen ist und es keinen Zusammenhang zwischen kinderlosen Pädagoginnen und einem erfüllten inneren Verlangen nach Mutterschaft gibt.

Es stellt sich nun die Frage, ob umgekehrt die Kinderlosigkeit ein Grund für die Berufswahl war. Dies kann verneint werden. Die Ursachen der Entscheidung gegen eigene Kinder werden im Weiteren ergänzt und bestätigen, dass die Kinderlosigkeit den Entschluss für den Beruf nicht beeinflusst. Im Speziellen sollen nun die Überlegungen für die Berufswahl beschrieben werden, um zu zeigen, dass keine Verbindung besteht:

IP 1 wusste bereits im Gymnasium, dass sie in den sozialen Bereich gehen will. Daher wählte sie den Schwerpunkt Psychologie/Philosophie. Aufgrund dessen, was sie in der Schule hörte, entschied sie sich schlussendlich für das Pädagogikstudium. Praktika im Studium lenkten ihre Aufmerksamkeit auf die Frühförderung (vgl. IP 1, Abs. 12-14). Es waren demnach ihr Interesse am Fach und Erlebnisse in der Ausbildung, die sie leiteten.

Für IP 2 spielte ihre Werklehrerin eine große Rolle. Sie war ihr Vorbild. Welche Dinge sie gemacht hat, wie sie mit Kindern umging, und überhaupt, dass sie mit diesen arbeitete, faszinierte die ehemalige Schülerin (vgl. IP 2, Abs. 26).

Der Umgang mit den Kindern war auch für IP 4 am sozialen Beruf attraktiv:

„Ich habe den Beruf gewählt, weil ich gerne mit Kindern arbeite und ich möchte jetzt noch nicht Direktorin sein. Vielleicht später einmal. Aber jetzt möchte ich einfach einmal mit den Kindern arbeiten“ (IP 4, Abs. 16).

Der Entschluss für die Kindergartenpädagogik war bei IP 3 geleitet von ihrem Interesse an Kreativität. Ihr anschließendes Pädagogikstudium wählte sie, da sie gehört hatte, dass sie dort an ihrer Haltung und Meinung feilen könnte (vgl. IP 3, Abs. 15).

Es waren also das Interesse an der Arbeit mit Kindern und an der Pädagogik, Erfahrungen, die während der Ausbildung gemacht wurden und der Wunsch kreativ zu sein bzw. an sich zu arbeiten, der für die Pädagoginnen bei der Berufswahl entscheidend waren und nicht der Entschluss für die Kinderlosigkeit, der bei den meisten ohnehin erst nach Jahren im Beruf getroffen wurde.

## 10.4 Konsequenzen

In diesem Kapitel werden die Konsequenzen genannt, die die Interviewpartnerinnen geäußert haben – die Wirkung, die ihre Entscheidung für die Kinderlosigkeit auf ihr Leben hat.

### 10.4.1 Unsicherheit

Der erste Punkt betrifft Unsicherheit oder die „Angst des Verpassens“ (Diehl 2015, S. 75), wie es bei Diehl heißt. Die Frage, die in diesem Unterkapitel beantwortet werden soll, lautet: Sind sich die Interviewpartnerinnen bei ihrem Entschluss für die Kinderlosigkeit sicher?

IP 1 äußert sich ganz klar für ein Leben ohne eigene Kinder. Jedoch möchte auch sie darüber Gewissheit haben, dass sie die Entscheidung nicht bereuen wird. Aus diesem Grund unterzog sie sich einem Coaching. Dort spielte sie verschiedene Möglichkeiten und Veränderungen durch, die mit einem eigenen Kind in Verbindung stehen. Auch die Ursachen der Entscheidung wurden reflektiert und untersucht, ob sie etwas blockiert (vgl. IP 1, Abs. 23).

Jedoch ist die Kinderfrage auch nach der Sitzung noch nicht geklärt:

„A bisserl unsicher bin ich noch immer. Dass ich mir absolut sicher bin ... ich denk, vielleicht kommt nächstes Jahr der absolute Kinderwunsch, oder was auch immer. Also ein bisschen Unsicherheit ist noch immer da“ (IP 1, Abs. 64).

Hier bestätigt sich Diehls Theorie – die Befürchtung, dass die Entscheidung später bereut werden könnte, da die eigentlichen Bedürfnisse nicht wahrgenommen werden.

Sie erklärt die Angst, die Entscheidung zu einem späteren Zeitpunkt zu bedauern – die „spät[e] Reue“ (Diehl 2015, S. 71) – damit, dass es die Meinung gibt, wonach Frauen, die einer Erwerbsarbeit nachgehen und diese über ihre Natur (Mutterschaft) stellen, ihre

eigentlichen Sehnsüchte – Mutter zu sein – nicht wahrnehmen. Sie trauten ihrer Entscheidung nicht und hätten Angst im Alter zu erkennen, was sie verpasst haben (vgl. Diehl 2015, S. 72).

Interviewpartnerin 2 dagegen ist sich sicher keine Kinder zu wollen. Entscheidend war für sie die Scheidung ihres Mannes von seiner früheren Lebensgefährtin. Auf die Frage, ob sie die Kinderlosigkeit einmal bereuen könnte, antwortete sie:

„Nein, nicht wirklich. Wahrscheinlich aus dem Grund, weil mein Lebenspartner hat sich ja scheiden lassen und hat ziemlich viel mitgemacht mit der Exfrau. Die hat eben die Kinder gegen ihn aufgehetzt und lauter solche Sachen. Und da habe ich mir gedacht: ‚Nein.‘ Das war dann gar kein Thema. Das war einfach so das Umfeld dann. Wie sich das entwickelt hat. Das ist nicht einfach“ (IP 2, Abs. 79).

Auch die dritte Interviewpartnerin zweifelt nicht an ihrer Entscheidung. Sie glaubt ebenfalls nicht, dass sie diese jemals bereuen wird (vgl. IP 3, Abs. 77). Was sie zum Nachdenken bringt, sind Geburten in ihrem Freund\*innenkreis, die ihren Entschluss jedoch nicht beeinflussen:

„Also sie [die Entscheidung] ist nie ins Wanken gekommen, sondern es ist nur die Entscheidung noch einmal befragt worden: ‚Ist sie richtig? Passt das? Jetzt siehst du andere machen das auch anders, hättest nicht doch ein Bedürfnis?‘ Also mich kurz danach zu befragen und ist aber nie wirklich ins Wanken gekommen - war relativ klar“ (IP 3, Abs. 75).

Es zeigt sich auch bei IP 3, dass die Norm die Mutterschaft ist und Kinderlosigkeit hinterfragt und begründet wird. Gründe des Beschlusses werden in Frage gestellt, wogegen ein Kinderwunsch als normal gesehen wird und die Reflexion nicht immer stattfindet, wobei ein Kind mindestens genauso große Folgen für das Leben hat wie der Beschluss ohne Kind zu leben. Overall erklärt dies damit, dass ein Leben ohne Nachwuchs als eines gegen den programmierten Code – wider die Natur – angesehen wird (vgl. Overall 2012, S. 3).

Was bei IP 3 im Besonderen mit Unsicherheit behaftet ist, ist die Lebensphase Alter:

„Keine Kinder zu haben, auf die man sich quasi verlassen kann. Gleichzeitig aber zu wissen: das ist eh nicht selbstverständlich. Also es ist ja nicht nur, wenn man keine Kinder hat, dass man im Alter nicht einsam ist. Aber das natürlich ausgelöst hat: Okay, bestimmte Selbstverständlichkeiten fallen weg. (...) Und daraus aber die Entscheidung nicht in



Frage gestellt worden ist, sondern nur dieses: ‚Okay, wenn ich ein anderes Lebensmodell habe, muss ich mir aber auch rechtzeitig überlegen, wie mach ich das dann.‘ (...) wir können nicht von traditionellen Abläufen ausgehen. Und da müssen wir rechtzeitig drauf schauen, wie wir das dann machen“ (IP 3, Abs. 75).

Jedoch ist dies für sie weder ein Grund Kinder zu bekommen, noch überdenkt sie deshalb ihre Entscheidung. Es bedeutet lediglich, dass sie ein Lebenskonzept sucht, das für sie passt. Dies betrifft zwar nicht nur kinderlose Personen, jedoch könnte es sein, dass sich diese mit diesem Thema intensiver auseinandersetzen, da ihr Lebensstil von der wahrgenommenen Norm, die mit „Selbstverständlichkeiten“ (IP 3, Abs. 75) verbunden ist, abweicht (vgl. Overall 2012, S. 3).

IP 4 glaubt ebenfalls nicht, dass sie ihren Entschluss für ein kinderloses Leben eines Tages bedauern wird (vgl. IP 4, Abs. 20). Sie tauschte sich, wie auch IP 1, mit anderen aus. Bei ihr war es jedoch kein Coach, zu dem sie ging, sondern es waren Freund\*innen und Familie, deren Rat sie einholte:

„Aber das sind einfach wenige, die mir ganz, ganz vertraut sind, wo ich darüber spreche und auch sowohl Mütter oder, die Mütter werden wollen, als auch Freundinnen, die einfach keine Kinder haben wollen. Dass ich mir einfach beide Seiten irgendwie anhöre. Das war mir schon wichtig, dass ich von anderen die Meinung ein bisschen höre. Weil ich war mir zwischendurch einfach nicht ganz sicher, ob ich es will oder nicht will. Und ich sag jetzt mal, ich bin mir zu 90 % sicher“ (IP 4, Abs. 64).

Sicherheit bekommt sie neben Gesprächen dadurch, dass sie sich die Gründe ins Bewusstsein ruft, die für die Kinderlosigkeit sprechen, wie z. B. der Beruf, der ihr sehr wichtig ist (vgl. IP 4, Abs. 64).

Unsicherheit bei der Entscheidung empfindet sie z. B., wenn sie die Kinder von Bekannten sieht, wie dies auch bei IP 3 der Fall war. Jedoch nimmt sie auch die negativen Seiten, wie die Belastung für die Beziehung wahr, die sie abschrecken (vgl. IP 4, Abs. 64).

Über die Unsicherheit von Frauen, die sich für ein Leben ohne eigene Kinder entschieden haben, schreibt auch Mayr:

„Der Druck, den Frauen in sich selbst spüren und gegen den sie sich nicht wehren können, ist bemerkenswert. Es gibt ja eine gesamtgesellschaftliche Erzählung über Mutter-

schaft. Die sagt, dass man eine sinnstiftende Erfahrung im Leben verpasst, wenn man keine Kinder zur Welt bringt. Da wird viel psychologisiert. Man macht diese Frauen glauben, dass sie später einsam und verbittert sein werden. Das glauben die Frauen irgendwann, das arbeitet in ihnen. Und so trauen sie manchmal ihrem abwesenden Kinderwunsch nicht über den Weg“ (Mayr 2014, o.S.).

Dies erklärt, wieso die Interviewpartnerinnen zeitweilig unsicher sind bzw. überlegen, ob ihr Entschluss der richtige für sie ist.

- **Biologische Uhr**

Ein Punkt, den Interviewpartnerin 1 und 2 ansprechen, ist die biologische Uhr. Über die damit verbundene Angst des Bereuens schreibt Diehl Folgendes:

„Das Reden über die biologische Uhr ist so allgegenwärtig, dass Frauen sich selbst misstrauen, wenn sie die Uhr nicht ticken hören. Sie zweifeln ihre eigene Entscheidungsfähigkeit an, weil ihnen vermittelt wird, dass sie etwas anderes wollen müssen“ (Diehl 2015, S. 166).

Der Grund, wieso IP 1 zum Coaching gegangen ist, war z. B., dass sie glaubte, die biologische Uhr zu hören:

„Ich bin letztes Jahr 40 geworden und hab eigentlich bis dahin immer gesagt ‚ich weiß es noch nicht, vielleicht kommt der Kinderwunsch noch‘, aber letztes Jahr hab ich mir gedacht, die biologische Uhr tickt. Hab mir das auch angeschaut mit einem Coach“ (IP 1, Abs. 21).

Die Zahl 40 ist für sie mit Druck verbunden. Es scheint, als ob die biologische Uhr und 40 zusammenhängen. IP 2 meint auch, dass sie bis 40 nach einem Kinderwunsch gefragt wurde, danach nicht mehr (vgl. IP 2, Abs. 51). Dies betont sie im weiteren Gesprächsverlauf noch zwei Mal:

„Wie ich dann schon 40 war, war das sowieso abgeschlossen“ (IP 2, Abs. 83).

„Ab einem gewissen Alter fragt dich kein Mensch mehr. Bis vierzig fragen sie manchmal und dann sagst du irgendwas, aber dann ... das war kein Thema“ (IP 2, Abs. 93).

Für sie stellt 40 einen Abschluss in Bezug auf Kinderkriegen dar. Über die Situation einer Kollegin, die mit 40 Jahren ihr erstes Kind bekommen hat, sagt sie: „Das passt dann nicht mehr“ (vgl. IP 2, Abs. 93).

Für IP 1 war 40 ausschlaggebend dafür, dass sie sich noch einmal ihrer Wünsche vergewissert hat, und für IP 2 hängt dieses Alter mit dem Abschließen der Kinderplanung zusammen. Die biologische Uhr ist für Frauen mit Unsicherheit verbunden, da ihnen die Gesellschaft vermittelt, dass sie nur ein gewisses Zeitfenster haben, um ein angeblich natürliches Bedürfnis nach Mutterschaft zu befrieden (vgl. Diehl 2015, S. 166).

Der These, wonach Frauen ihren Entschluss für die Kinderlosigkeit zu einem späteren Zeitpunkt bereuen werden, können die Ergebnisse aus den Interviews entgegengestellt werden. IP 2 kann aufgrund der Scheidung ihres Lebensgefährten von seiner ehemaligen Frau späte Reue ausschließen. IP 1, 3 und 4 haben sich mit anderen ausgetauscht (mit einem Coach oder Bezugspersonen), um sich ihrer Wünsche zu vergewissern. Auch die Konsequenzen, die für die Interviewpartnerinnen mit der Geburt eines Kindes verbunden sind, spielen eine wichtige Rolle. Sich diese ins Gedächtnis zu rufen – die Entscheidung gegen eigene Kinder zu begründen – festigt den Entschluss.

#### 10.4.2 Druck

Druck und Unsicherheit sind eng miteinander verbunden. Dies zeigt sich am Beispiel der biologischen Uhr. Obwohl sich IP 1 ihrem Entschluss ziemlich sicher ist, hinterfragt sie ihre Entscheidung mit 40. Für sie ist mit diesem Alter Unruhe aufgekommen (Druck): Noch schnell überdenken, ob frau doch Kinder möchte und entsprechende Konsequenzen aus dem Ergebnis zu ziehen.

Druck empfinden die Interviewpartnerinnen auch in anderer Form. IP 3 z. B. weiß, dass es gesellschaftliche Erwartungen gibt, was sie in gewisser Weise unter Druck setzt.

Großen Einfluss haben auch Verwandte:

„Sehr direkten Druck von meinen Eltern. Also immer wieder ... das hat sehr, sehr viele Jahre gedauert diese Erwartung: ‚Wann kriegst du Kinder?‘, ‚Warum kriegst du keine Kinder?‘, ‚Sie verstehen das nicht ...‘. Ihnen wäre das ganz ganz wichtig gewesen, dass ich Kinder bekomme“ (IP 3, Abs. 73).

IP 4 fühlt sich stark bedrängt von Fragen anderer, in Bezug auf ihren Kinderwunsch. Besonders nach ihrer Hochzeit wurde sie mit diesen überhäuft (vgl. IP 4, Abs. 20). Auch ihre Schwiegermutter, Großmutter und Freundinnen haken immer wieder nach:

„Und meine Schwiegermutter insofern weil sie seit zehn Jahren ein wenig Druck macht, auch: ‚Ja, wann ist es so weit und wann kriegt ihr endlich Kinder?‘“ (IP 4, Abs. 30).

„(...) und sie sagt halt immer: ‚Ja es wäre so schön einen Enkel zu haben, und wann ist es so weit?‘ Das kommt schon immer wieder. Da spürt man schon eine gewisse Enttäuschung. Auch von meiner Großmutter: ‚So jetzt seid ihr schon ein Jahr verheiratet, jetzt solltet ihr schön langsam ein Kind haben.‘ Und ja, es kommt auch von den Freunden, dass manchmal ... da ist ein bisschen ein Unverständnis da, wieso wir das nicht wollen. Als müsste ganz viel dahinterstecken, oder als könnten wir keine Kinder kriegen. Und dann kriege ich auch oft zu hören: ‚jede Frau wünscht sich eigentlich ein Kind, und du wirst es bereuen‘, und so. Solche Aussagen kommen schon im Freundeskreis“ (IP 4, Abs. 37).

Dazu ein treffendes Zitat von Diehl, das erklärt, wieso die Entscheidung für ein kinderloses Leben von anderen hinterfragt wird:

„Kinderkriegen wird als so elementar wahrgenommen, dass an allen Ecken und Enden nach Gründen gesucht werden muss, wenn es nicht stattfindet“ (Diehl 2015, S. 167).

Die Bedrängnis bestärkt die Interviewpartnerin in gewisser Weise in ihrer Entscheidung gegen eigene Kinder:

„[J]a dem Druck wollen wir einfach nicht nachgeben. Das beeinflusst dann auch. Eher unterbewusst, aber doch auch“ (IP 4, Abs. 30).

Anders als IP 3 und 4 fühlt sich IP 1 von anderen nicht unter Druck gesetzt. Sie kennt zwar Geschichten von kinderlosen Freundinnen, ist jedoch selbst in der Kinderfrage noch nie bedrängt worden. Sie sagt auch, dass nur ihr Partner diesen Druck ausüben könnte, wenn er die Entscheidung gegen gemeinsame Kinder revidiert. Die Nachfragen von Verwandten und Bekannten stören sie dagegen nicht (vgl. IP 1, Abs. 61). Die Bemerkung einer Tante z. B. findet sie amüsant:

„Die hat gesagt: ‚Jetzt musst dich aber schon beeilen, weil irgendwann ist die Rollo sonst unten und dann geht nix mehr‘ Das war mit 33 oder so. Also das war eher witzig. Hab ich dann gedacht, ja, die will einem halt ihre Meinung aufdrücken“ (IP 1, Abs. 78).

Als eine positive Wirkung der Entscheidung für die Kinderlosigkeit nennt IP 4 innere Ruhe:

„Es nimmt mir ein bisschen den Druck, muss ich sagen. Ja. Weil ich möchte einfach noch so viel machen in meinem Leben. Ich bin ja auch ein Mensch, der sich gern auch sozial engagiert. Und einfach mit Menschen arbeitet. In der Freizeit und auch in der Schule engagiere ich mich sozial. Das ist mir einfach irrsinnig wichtig und das nimmt mir einfach ... Wenn ich jetzt sage, ich möchte kein Kind, das nimmt mir den Druck, dass ich die Zeit dafür einfach noch habe“ (IP 4, Abs. 76).

In Bezug auf Druck ist die Entscheidung für die Kinderlosigkeit demnach nicht nur mit der Angst verbunden, vielleicht die falsche Entscheidung getroffen zu haben und dem Bedürfnis, sich der Richtigkeit dieser zu vergewissern, oder den Äußerungen und dem Bedrängt-Werden von Bekannten, das auch Kofler beschreibt (vgl. Kofler 2006, S. 31), sondern ebenfalls mit Gelassenheit – sich keinen Stress machen zu müssen bzw. Zeit zu haben für andere Dinge.

#### **10.4.3 Soziale Kontakte**

In diesem Unterpunkt sollen die Auswirkungen der Kinderlosigkeit auf soziale Kontakte gezeigt werden, die von den Interviewpartnerinnen genannt wurden.

Die Interviewpartnerinnen 1 und 2 stellen fest, dass die Kinderlosigkeit positive Auswirkungen hat. Sie sind freier in ihren Entscheidungen, können Verabredungen leichter einhalten und spontaner zusagen.

IP 1 äußert jedoch auch Schwierigkeit im Umgang mit Müttern. Es ist für diese nicht einfach, Termine zu vereinbaren, da sie die Kinder versorgen müssen, was u. a. bedeutet, dass sie jemanden organisieren müssen, der auf den Nachwuchs aufpasst. Die Interviewpartnerin dagegen ist spontan und kann Treffen kurzfristig planen (vgl. IP 1, Abs. 58).

Keine Probleme sieht IP 2. Ihre Freund\*innen haben bereits ältere Kinder und sind teilweise schon Großmütter. Es gibt auch Eltern mit kleinen Kindern in ihrem Freund\*innenkreis. Hier profitiert die Freund\*innenschaft davon, dass sie selbst flexibler ist und ohne Vorbereitung auf einen Kaffee etc. vorbeikommen kann (vgl. IP 2, Abs. 73).

In welchem Umfeld sich IP 3 bewegt, hängt stark von ihrer Einstellung zur Kinderlosigkeit ab. Sie hat viele kinderlose Freund\*innen, da diese dieselben Vorstellungen ha-

ben wie sie. Durch die Gemeinsamkeiten sind sie sich näher gekommen. Sie befindet sich demnach in einer Umgebung, die ihre Lebensweise akzeptiert:

„Und insofern finden sich dann natürlich Ähnliche zusammen, die nicht familial orientiert sind. Also wo nicht ‚Familie über alles und steht außer Frage, Kinder sind überhaupt das einzige Glück der Welt.‘ Mit solchen Menschen würde ich mich nie enger verstehen. Weil das ist einfach für mich so fremd. Und das ist für mich so einengend, dass dort kein ... da würde keine engere Beziehung entstehen“ (IP 3, Abs. 47).

Einige Freund\*innenschaften lösten sich (vorübergehend), da sich mit der Geburt des Kindes auch Wertigkeiten und Einstellungen der Eltern veränderten:

„(...) auch die Orientierungen anders sind. (...) es gibt im Moment einfach nur die Kinder und das ist zu organisieren. Und es gibt kein Leben und kein Denken außerhalb. Und das schließt extrem aus. Und das ist bei uns eben, indem dass die meisten keine Kinder haben, stellt sich die Frage nicht“ (IP 3, Abs. 71).

Dies entspricht auch den Aussagen einer von Diehls Interviewpartnerinnen, die meint, dass sich Mütter von ihr zurückziehen, um nicht von ihren Aufgaben abgelenkt zu werden bzw. sich selbst nicht von diesen abzulenken (vgl. Diehl 2015, S. 125).

IP 4 geht mit den ersten beiden Interviewpartnerinnen konform. Sie trifft ihre Freund\*innen, auch jene mit Kind, regelmäßig. Jedoch hat sie Angst, dass die Gesprächsinteressen auseinandergehen, da das Kind für ihre Freund\*innen im Mittelpunkt steht (dies war auch bei IP 3 der Fall). Diese Befürchtung relativiert sie allerdings im weiteren Gesprächsverlauf:

„Aber es ist im Moment nicht so. Ich hab jetzt einige Freunde, die schon ältere Kinder haben, so im Kleinkindalter, wieder welche, die jetzt ein paar Monate alt sind, funktioniert bis jetzt total gut, und ich habe einige, die nie Kinder bekommen werden. So große Sorgen mache ich mir jetzt eigentlich nicht darum“ (IP 4, Abs. 56).

Es zeigt sich in den Interviews, dass Bekanntschaften durch Elternschaft nicht automatisch auseinandergehen. Freie und spontane Zeitgestaltung hilft den ersten zwei Gesprächspartnerinnen dabei Freund\*innenschaften zu pflegen. Es kann jedoch auch passieren, dass sich Interessen durch die Geburt eines Kindes verändern und Beziehungen in die Brüche gehen, wie es bei IP 3 der Fall war.

#### 10.4.4 Beziehung

Wie die Beziehung der kinderlosen Frauen zu ihrem Partner die Entscheidung beeinflusst und umgekehrt, wird in diesem Unterkapitel veranschaulicht.

Dass die Beziehung im Vordergrund steht und mehr Zeit füreinander bleibt, schätzt Interviewpartnerin 1 an der Kinderlosigkeit. Für sie ist selbstverständlich, dass diese nach der Geburt eines Kindes nicht mehr dieselbe Intensität hätte (vgl. IP 1, Abs. 56).

Auch für IP 3 steht fest, dass die Beziehung zu ihrem Mann in dieser Form nur ohne Kind funktioniert:

„Da führen wir ein völlig anderes Leben als ein familiäres Leben, das ist völlig klar. Es gibt keine solchen Fixpunkte, es gibt keine solchen Einschränkungen. Gibt keine solchen Verantwortlichkeiten, also keine direkten. (...) Also wir können gemeinsam andere Interessen verfolgen, wir können selber entscheiden, was tun wir gemeinsam und was tun wir nicht gemeinsam. Also nicht Zwangslagen dazu führen, dass man sich, was weiß ich, Urlaube aufteilen muss, um die Kinderbetreuung auf die Reihe zu kriegen, oder solche Dinge. Es fallen wahrscheinlich ganz viele Streitpunkte weg. Ich bin mir sicher, mein Partner und ich wären uns nicht einig über das, wie wir mit Kindern umgehen und wie wir sie erziehen“ (IP 3, Abs. 69).

Für sie bedeutet Kinderlosigkeit demnach weniger Stress in der Beziehung, mehr Möglichkeiten, etwas gemeinsam zu machen, und Freiheit. Ganz wichtig ist für sie, dass ihr Lebensmittelpunkt nicht in der Familie liegt, sondern dass sie sich nach außen orientieren kann:

„Also mein Lebenspartner und ich sind nicht auf uns zwei konzentriert, sondern wir sind ganz stark auf dieses Freundschaftsumfeld ausgerichtet. (...) auch so eigenen Richtungen, wo er noch einmal eigene Freundeskreise hat oder eigene enge Freunde und ich nochmal eigene enge Freunde (...) quasi das ein ganz wichtiger Punkt ist unser Leben zu führen. In solchen Freundeskreisen sich zu bewegen“ (IP 3, Abs. 69).

Wie die vorigen Interviewpartnerinnen äußert auch die vierte positive Auswirkungen auf die Beziehung. Durch ein Kind fürchtet sie Veränderungen. Auch Unternehmungen, die sie noch machen möchte, wären für sie mit Kind nicht denkbar:

„Was uns halt in der Beziehung auch noch ganz wichtig ist: Dass wir jetzt noch ... Wir wollen auch sehr viel reisen, wenn wir beide Urlaub haben“ (IP 4, Abs. 76).

Eine Belastung ist das Thema Kinderlosigkeit für sie und ihren Mann nicht. Sie reden offen darüber und machen sich nicht den Druck, eine unumstößliche Entscheidung fällen zu müssen. Lediglich der Druck durch die Schwiegermutter ist ihnen unangenehm, beeinflusst die Beziehung jedoch nicht (vgl. IP 4, Abs. 54).

Das ein eigenes Kind im Mittelpunkt des Lebens steht, sobald es auf der Welt ist, scheint für alle drei Interviewpartnerinnen selbstverständlich. Für sie ist Mutterschaft mit der Konzentration auf das eigene Kind verbunden. Beeinflusst wird ein solches Denken von der Politik und den Strukturen in Österreich (vgl. Neyer/Hoem et al. 2013, S. 104ff.) und der Lebensgestaltung von Frauen in ihrer Umgebung (vgl. Peuckert 2012, S. 220). Ein Leben, in dem das Kind nicht die gesamte Aufmerksamkeit der Mutter beansprucht, wird dadurch unvorstellbar.

#### 10.4.5 Reaktionen Umfeld

Wie Personen auf die Entscheidung für die Kinderlosigkeit reagieren, wird unter diesem Punkt nachvollziehbar. Dabei werden sowohl das private, als auch das berufliche Umfeld betrachtet, wobei die Kolleg\*innen oft nicht über die Situation der Interviewpartnerinnen Bescheid wissen.

Bei IP 2 sind weder die Eltern der Schüler\*innen, noch das Kollegium über die Kinderlosigkeit der Lehrerin informiert. Die Mütter und Väter wissen jedoch auch wenig über das Leben der anderen Lehrer\*innen. Dies liegt u. a. daran, dass auch die Schüler\*innen die Lehrerin nicht näher kennen (vgl. IP 2, Abs. 59):

„Da ist der Bezug nicht so gegeben. Wenn du im Ort wohnst, wo die Schule ist, ist der Bezug sicher gegeben“ (IP 2, Abs. 59).

Und auch die Kolleg\*innen selbst wissen nicht viel voneinander:

„Also ich muss immer sagen, in der neuen Mittelschule, das ist ein nettes Kollegium, aber da weiß man nichts Privates. Also wird eher mehr im fachlichen Bereich gesprochen, aber eher weniger Privates. Ich weiß nicht einmal, wie viele Kinder die Kollegen und Kolleginnen haben“ (IP 3, Abs. 57).

Bei Gesprächspartnerin 3 wird der Kinderwunsch im beruflichen Umfeld ebenfalls nicht besprochen (vgl. IP 3, Abs. 86). Jene, die wissen oder glauben, dass sie keine Kinder



hat, fragen nicht nach der Ursache für die Kinderlosigkeit. Sie vermutet, dass Folgendes der Grund dafür ist:

„Wenn Frauen, da sind wir wieder bei Frauen. Bei Männern wird das meist nicht hinterfragt. Das schreibt die Frau Diehl ja, glaube ich, auch sehr klar. Bei Männern fragt eh niemand danach, und bei den Frauen ist es ein Thema, das man ungern anspricht. Weil man weiß ja nicht, ob das Gegenüber das freiwillig macht oder nicht. Es könnte ja auch quasi ein Trauma dahinter sein, weil nicht funktioniert, oder was auch immer. Und ich hab so das Gefühl immer mit diesem Doppelgedanken, der da dabei ist, dass das nicht angesprochen wird“ (IP 3, Abs. 42).

## Verständnis

Die erste Reaktion auf die Kinderlosigkeit, die besprochen wird, ist das Verständnis für die Entscheidung, das den Interviewpartnerinnen entgegengebracht wird. Wie viel Akzeptanz erfahren die Interviewpartnerinnen für ihr Leben ohne eigene Kinder?

IP 2 und 3 sagen, dass ihr Entschluss in ihrem Umfeld akzeptiert wird. Bei Gesprächspartnerin 3 liegt dies unter anderem daran, dass sie sich in einem Freund\*innenkreis bewegt, „wo das kein Thema ist“ (IP 3, Abs. 86). Dieser besteht hauptsächlich aus Personen, die ebenfalls keine eigenen Kinder wollen und von ihr als „linke Feministinnen“ beschrieben werden (IP 3, Abs. 33). Er setzt sich aus Menschen zusammen, die ihre Entscheidung gegen die Mutterschaft nachvollziehen können (vgl. IP 3, Abs. 42). IP 2 ist der Meinung, dass der Grund für die Akzeptanz bei ihr der ist, dass ihr Mann bereits zwei Kinder hat (vgl. IP 2, Abs. 49). Demnach scheint die Gesellschaft der Meinung zu sein, dass sie ihr Soll erfüllt hat, und übt aus diesem Grund keinen Druck aus (z. B. in Form ständiger Nachfragen oder des Versuches, sie von der Mutterschaft zu überzeugen) (vgl. Ziebell et al. 1992, S. 60).

Auch die Schwester von IP 3 kann ihre Entscheidung nachvollziehen, da sie selber auch keine Kinder wollte, bevor sie sich von ihrem Mann überreden ließ, Kinder zu bekommen (vgl. IP 3, Abs. 38).

Wie schon IP 3 nennt auch die vierte Gesprächspartnerin vor allem Personen, die sich gegen eigene Kinder entschieden haben oder noch nicht endgültig für eigene aussprechen, als verständnisvoll:

„Da ist es gar kein Thema. Das wird total akzeptiert, und die fragen mich dann auch nicht ... Da war es dann auch nicht nach der Hochzeit: ‚Ja, wann ist es so weit?‘ Da ist die Frage von ihnen eigentlich auch nicht gekommen“ (IP 4, Abs. 40).

Auch von ihrer Mutter fühlt sie sich verstanden. Diese war zu Beginn zwar enttäuscht, akzeptierte jedoch nach einem langen Gespräch ihren Entschluss (vgl. IP 4, Abs. 58).

Bei den Arbeitskolleg\*innen erfährt IP 1 Akzeptanz:

„(...) im beruflichen Umfeld eher verständnisvoller. Also einfach so mit ‚aha, ja, okay. Ist deine Entscheidung‘“ (IP 1, Abs. 41).

Auch die Kolleg\*innen von Interviewpartnerin 2 und 4 erkundigten sich nach Kindern. Die zweite Gesprächspartnerin wurde zwischen 30 und 40 oft gefragt, ob sie Mutter sei. Heute wird in ihrem beruflichen Umfeld dagegen wenig über Privates gesprochen. Die Fragen nehmen beide als nicht störend wahr (vgl. IP 2, Abs. 53; IP 4, Abs. 42).

Angenommen wird die Entscheidung der Interviewpartnerinnen nicht nur von Frauen und Männern, die sich für die Kinderlosigkeit entschieden haben, sondern auch von Eltern. Dies zeigt, dass kinderlose Frauen nicht grundsätzlich für egoistisch und verantwortungslos gehalten werden, wie Diehl schreibt (vgl. Diehl 2015, S. 49). Es gibt auch Personen, die ihrem Entschluss für ein kinderloses Leben mit Respekt begegnen.

## **Unverständnis**

Empathische, offene, verständnisvolle Reaktionen sind jedoch nicht die Regel. Auch im familiären Umfeld ist es nicht selbstverständlich, dass Personen die Entscheidung akzeptieren. Vor allem die Eltern wünschen sich oft Enkel und hinterfragen die Entscheidung ihrer Kinder gegen die Elternschaft.

Die Eltern und der Bruder von IP 3 z. B. können nicht verstehen, wieso sie sich gegen eigene Kinder entschieden hat (vgl. IP 3, Abs. 37). Darüber, dass in der Gesellschaft die Ansicht herrscht, Kinder würden zum Leben dazugehören, schreibt auch Diehl (vgl. Diehl 2015, S. 14). Die Schwiegermutter von IP 4 ist ebenfalls dieser Meinung. Sie wünscht sich Enkel und übt Druck auf ihre Schwiegertochter aus. Ihre Großmutter ist enttäuscht und kann nicht nachvollziehen, wieso sie nach der Hochzeit kein Kind bekommt (vgl. IP 4, Abs. 37). Darüber hinaus gibt es auch einige ihrer Freund\*innen, die

nicht begreifen, wieso sie sich gegen eigene Kinder entschieden hat und der Meinung sind, dass Mutter-Sein der Wunsch jeder Frau ist (IP 4, Abs. 37).

Gesprächspartnerin 4 meint, dass vor allem Frauen, die einen Kinderwunsch haben, Fragen stellen (vgl. IP 4, Abs. 40).

Damit in Zusammenhang stehend, dass Frau-Sein und Mutterschaft in der Gesellschaft verbunden sind, ist die Verblüffung darüber, dass es Personen gibt, die sich für einen anderen Weg entscheiden und glauben, sie wären damit glücklich.

Auf die Frage, wie Personen in ihrem privaten Umfeld auf ihre Entscheidung für die Kinderlosigkeit reagieren, antwortete IP 1:

„(...) erstaunt. Schon zum Teil erstaunt, oder unverständlich, um es kurz zu beantworten.

Das ist Verwandtschaft und Freunde, Arbeitskolleginnen (...)“ (IP 1, Abs. 38).

Wenn sie ganz klar sagt, dass sie keine Kinder möchte, sind die meisten Personen mit dieser Aussage überfordert (vgl. IP 1, Abs. 77).

Die natürliche Mütterlichkeit, der tiefliegende und natürliche Wunsch nach eigenen Kindern, der auch in der Literatur Frauen unterstellt wird, zeigt sich u. a. in der Einstellung einiger Freund\*innen, Arbeitskolleg\*innen oder der Eltern. Z. B. wird die Unterstellung eines Kinderwunsches in der Suche nach Gründen gegen die Mutterschaft sichtbar (vgl. Overall 2012, S. 2). Fehlendes Verständnis und Diskriminierung sind oft die Folge der bewussten Entscheidung für ein kinderloses Leben (siehe Kapitel 8.1 Vorurteile und Diskriminierung). Egoismus, Geiz oder der Hass gegenüber Kindern wird den Frauen zugeschrieben, die sich gegen eigene Kinder entschieden haben (vgl. Kofler 2006, S. 92ff.).

### **Nicht ernst nehmen**

Eine weitere Konsequenz der Kinderlosigkeit ist, dass die Wahl nicht anerkannt wird. Zwei der vier Interviewpartnerinnen erzählten davon, dass die Ernsthaftigkeit ihres Entschlusses angezweifelt wurde.

Interviewpartnerin 3 beschreibt, wie ihr als Jugendliche unterstellt wurde, keine Entscheidung treffen zu können:

„Jaja, wart nur ein paar Jahre, da wirst du schon rauswachsen. Kommt schon noch. Das kannst du jetzt noch nicht sagen.“ Und das habe ich natürlich als junge Frau immer ge-

hört. Als Jugendliche schon. ‚Jaja, jetzt bist du noch nicht einmal erwachsen, wart einmal.‘ Dann als junge Frau: ‚Jaja, jetzt warte einmal, wird sich schon noch einstellen.‘“ (IP 3, Abs. 86).

Das machte sie oft wütend. Sie war sich ihrem Entschluss sicher und wurde von anderen nicht ernst genommen. Ihr wurde ein grundsätzliches Bedürfnis nach eigenen Kindern unterstellt, das als natürlich angesehen wird (vgl. Overall 2012, S. 2ff.).

Auch Interviewpartnerin 4 beschreibt die Reaktion einer Freundin, als sie sich für die Kinderlosigkeit aussprach:

„Sie ist davon überzeugt, dass ich ein Kind haben werde, und sie glaubt, dass ich noch nicht so weit bin, und es kommt sicher noch“ (IP 4, Abs. 40).

Auch eine ihrer Arbeitskolleginnen meint, dass sie ihren Entschluss überdenken wird:

„Für sie ist halt so das Mutter-Sein eigentlich der wichtigste Bereich in ihrem Leben, und sie ist halt der Meinung, dass ich einfach Angst habe und unsicher bin und mir das nicht zutraue. So schätzt sie das einfach ein“ (IP 4, Abs. 66).

Der Glaube an die natürliche Bestimmung der Frau ist oft dermaßen in den Köpfen von Personen verankert, dass sie die Entscheidung der bewusst kinderlosen Frauen nicht akzeptieren können. Ein Leben ohne Kinder scheint für sie nicht realistisch bzw. Glück versprechend.

### Zuspruch/Einreden

Mit der Einstellung verbunden, dass zum Frau-Sein Mutterschaft gehört, scheint der Versuch, die kinderlosen Frauen auf den vermeintlich richtigen Weg zu bringen – ihnen zu ermöglichen, ihr Glück im Muttersein zu finden bzw. ihrer Bestimmung als Frau nachzugehen (vgl. Diehl 2015, S. 72).

IP 2 z. B. wurde von einer Frau aufgemuntert, als diese hörte, dass sie keine Kinder hat:

„(...) da haben wir ein Ehepaar kennen gelernt, da hat auch sie keine Kinder. Die hat dann immer gesagt: ‚Na, mach dir nichts draus, du hast eh in der Schule so viele Kinder.‘“ (IP 2, Abs. 41).

Dass die Entscheidung gegen Kinder bewusst getroffen wurde, kommt der Frau nicht in den Sinn. Dies könnte daraus resultieren, dass das Bedürfnis nach Mutterschaft von ihr

nicht hinterfragt wird, oder dass sie selbst Kinder wollte und keine bekommen hat und ihr eigenes Schicksaal auf die Interviewpartnerin projiziert.

Dass sich Personen in die Lebensgestaltung der Interviewpartnerinnen einzumischen versuchen, zeigt sich u. a. in folgendem Zitat:

„(...) dass ich öfter angeredet worden bin, war zwischen 30 und 40. Das schon. ‚Wieso hast du keine Kinder?‘, ‚Jetzt schaut zu, dass ihr Kinder habt‘, und lauter solche Sachen“ (IP 2, Abs. 51).

Auch bei Interviewpartnerin 4 gibt es eine Freundin, die ihre Entscheidung nicht respektiert und ihr einzureden versucht, dass Mutterschaft auch für sie etwas Wunderbares wäre:

„Eine Freundin von mir hat gesagt, dass ich eine gute Mutter wäre und dass ich mir jetzt so irrsinnig viel Gedanken über das Thema mache. Und gerade, weil man sich so viele Gedanken macht, sollte man eigentlich Kinder kriegen, weil wer macht sich schon so viele Gedanken darüber. Das kann nur heißen, dass ich meinem Kind viel bieten will und dass ich eine gute Mutter wäre. Das war ihre Argumentation“ (IP 4, Abs. 38).

Muttersein wird nicht hinterfragt, sondern als natürlich gesehen (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 160; Kahlert 2013, S. 374). Beschäftigen sich Personen mit dem Thema Kind und sei es wie bei IP 4, dass sie über die Schwierigkeiten der Elternschaft nachdenkt, wird dies bereits als Indiz dafür betrachtet, dass frau\*man sich Kinder wünscht.

## Neid

Neben der Kultur der Reflexion scheint unsere Gesellschaft auch eine Kultur des Schweigens zu sein (vgl. Diehl 2015, S. 78), in der Kinderlosigkeit im besten Fall toleriert wird und Mutterschaft verherrlicht. Frauen sehen sich mit Aufgaben konfrontiert, die unerwartet sind – auf die sie nicht vorbereitet wurden. Mutterschaft wird idealisiert und entspricht selten der Realität.

Da Elternschaft besungen und als Sinn im Leben deklariert wird, dürfen Mütter nicht unsicher mit ihrem Entschluss für Kinder erscheinen oder gar überfordert (vgl. Diehl 2015, S. 121).

Diehl meint, dass es den Anschein hat, als würden Mütter von Frauen verlangen, Kinder zu bekommen, damit diese dasselbe durchmachen wie sie (vgl. Diehl 2015, S. 173).

Genau darüber spricht IP 1. Sie sagt:

„Manchmal kommt es mir so vor, als würden Freundinnen aus Neid wollen, dass ich Kinder kriege, damit ich auch gefangen bin. So: ‚Ich wünsch dir das auch‘“ (IP 1, Abs. 39).

Und auch IP 2 meint, dass andere ihr Leben ohne Kinder in gewisser Weise beneiden:

„Manche sagen schon: ‚Mahhh‘, so quasi: ‚Du hast es schön, du kannst das machen.‘ Ja, ist so“ (IP 2, Abs. 65).

Demnach wäre es denkbar, dass es für den Zuspruch für die Mutterschaft (10.4.5.4 Reaktion Umfeld/Zuspruch) und Das-nicht-ernst-Nehmen der Entscheidung (10.4.5.3 Reaktion Umfeld/Nicht ernst nehmen) gegen eigene Kinder andere Gründe gibt als die Unterstützung bei der Suche nach dem Glück. Es könnte sein, dass Personen den eigenen Entschluss für ein Kind nicht hinterfragten, welcher nun weitreichende Folgen hat. Sie möchten nicht, dass andere ihn reflektieren, da sie dann für ihr Schicksal selbst verantwortlich wären und sie es nicht als natürlichen Lebensverlauf abtun könnten.

### **Adressat\*innen**

Die Reaktion der Adressat\*innen, mit denen die Pädagoginnen arbeiten, wird in diesem Punkt behandelt. Wie reagieren diese auf ihre Entscheidung?

Es ist Akzeptanz, die den Interviewpartnerinnen entgegengebracht wird. Davon berichten IP 2 und 4.

„Die fragen mich immer, ob ich verheiratet bin, oder so, und dann haben sie gefragt, ob ich Kinder habe, und da hat eine Schülerin einmal gesagt: ‚Mei, deshalb haben Sie mit uns so viel Freude, und deshalb sind Sie so nett zu uns und machen so viel mit uns.‘ Das haben sie einmal gesagt, die Schüler zu mir“ (IP 2, Abs. 41).

Sie schätzen die Leistung von IP 3. Außerdem stellen sie einen Zusammenhang zwischen der Kinderlosigkeit und dem Engagement im Beruf her. Daraus lässt sich schließen, dass bereits Mittelschüler\*innen die Unvereinbarkeit des Berufs- und Familienlebens wahrnehmen, die auf gesellschaftliche Strukturen und Haltungen zurückzuführen sind.

IP 4 wird von ihren Schüler\*innen auch nach Kindern gefragt. Sie nimmt dies jedoch nicht als Druck wahr, da die Kinder ihre Antwort akzeptieren. Diese wollen lediglich wissen, wieso sie keine Kinder hat bzw. möchte:

„Ich sag dann, dass ich noch keine Kinder habe, und ich weiß nicht, ob ich welche kriege. Das reicht ihnen dann als Antwort auch, eigentlich. Wir haben sehr viele mit Nicht-Deutscher-Erstsprache, die aus anderen Ländern kommen. Da gibt es auch viele, die mehrere Kinder haben in der Familie und da ist es halt gang und gäbe, dass man sofort Kinder bekommt, wenn man heiratet oft in den Familien. Und da verstehen es die Kinder eben nicht, wieso ich jetzt kein Kind habe nach der Hochzeit. Aber sie nehmen das dann so hin, wenn ich ihnen das so erkläre. Also, dass ich jetzt im Moment noch keine haben möchte und vielleicht später“ (IP 4, Abs. 46).

Auch wenn das Bild nicht dem entspricht, das die Kinder kennen, respektieren sie die Entscheidung ihrer Lehrerin. Hier zeigt sich auch, wie wichtig Vorbilder in der Kindheit sind – Männer und Frauen, die den Kindern Alternativen vorleben, die ihnen zeigen, dass es unterschiedliche Lebensmodelle gibt, bzw. wie sie ihr Leben gestalten könnten.

#### 10.4.6 Reaktion auf negative Äußerungen

Die Pädagoginnen wurden auch nach ihren Reaktionen auf negative Äußerungen anderer gefragt.

Die Beantwortung der Frage stellte sich als schwierig heraus, da es für die Interviewpartnerinnen nicht einfach war, an eine Situation zu denken, an denen ihnen Vorhaltungen in Bezug auf ihre Kinderlosigkeit gemacht wurden, was grundsätzlich positiv ist. Dies kann jedoch auch ein Hinweis dafür sein, dass die Einteilung in „negative Äußerung“ eine Herausforderung darstellte.

IP 1 reagiert gelassen auf die Reaktion ihrer Tante, die versucht, ihr verständlich zu machen, dass sie nicht ewig Zeit hat, um Kinder zu bekommen. Sie fühlte sich von deren Äußerungen nicht angegriffen. Sie sagt, dass dies das Einzige sei, was ihr dazu einfalle. Ihre Reaktion auf künftige „negative Äußerungen“ wäre wohl, dass sie den Personen mitteilt:

„Das ist meine Entscheidung und danke für deine Meinung‘ (...), aber ich entscheide mich für etwas anderes.‘ So in der Art würde ich vielleicht sagen“ (IP 1, Abs. 97).

Was ihr noch einfällt, ist die Bemerkung, dass die Erfahrung als Mutter eine Bereicherung ist, worauf sie entgegnet:

„Ja, glaub ich schon. Ist ganz sicher so, aber ich mache trotzdem etwas anderes“ (IP 1, Abs. 80).

IP 2 wird gefragt, wieso sie keine Kinder hat. Dies ignorierte sie, bis sie mit 40 nicht mehr gefragt wurde (vgl. IP 2, Abs. 53).

Die dritte Interviewpartnerin zitiert eine Redakteurin, wenn ihr vorgeworfen wird, dass ihr Erfahrungen fehlen:

„Du hast ja keine Kinder, kannst ja nicht mitreden.“ (...) „Das ist schon richtig, aber ich war Tochter.“ Also so quasi, ich kann Erfahrungen, die mir da vorgeworfen werden, nicht zu haben, sehr wohl mit anderen Erfahrungen auch kompensieren (...)“ (IP 3, Abs. 49).

In dieser Aussage wird, neben ihrer Strategie mit diesem Vorwurf umzugehen, ein Vorurteil genannt. Nämlich, dass behauptet wird, dass sich kinderlose Frauen in Erziehungsthemen nicht auskennen, auch wenn sie im pädagogischen Bereich tätig sind. Oft werden sie aus diesem Grund von Unterhaltungen ausgeschlossen (vgl. Kofler 2006, S. 21).

Auch, dass andere ihre Entscheidung nicht ernst nahmen und nehmen, zählt sie zu den negativen Äußerungen. Diese machen sie wütend und sie macht mit Vehemenz deutlich:

„Brauchst mir gar nix sagen. Meine Entscheidung. Und Frauen können ohne Kinder genauso glücklich sein wie Männer auch.“ Und das hat dann ausarten können“ (IP 3, Abs. 86).

„Ausarten“ (IP 3, Abs. 86) kann dies in Grundsatzdiskussionen, wobei sie durch ihr wissenschaftliches Know-how die andere Person auch „an die Wand fahren“ (IP 3, Abs. 86) kann. Es ist ihr wichtig, ihre Entscheidung zu verteidigen und zu zeigen, dass es diesen Lebensentwurf (ohne eigene Kinder) gibt. Dabei macht sie ihrem Gegenüber auch klar, dass es ihr Entschluss ist und andere Personen kein Recht haben, über sie zu urteilen (vgl. IP 3, Abs. 86).

IP 4 wechselte auf die sich wiederholenden Fragen ihrer Schwiegermutter nach Kindern das Thema (vgl. IP 4, Abs. 70). Gerade nach der Hochzeit wurde sie von vielen gefragt, wann es denn so weit sei. Die Antwort darauf lautete: „Jetzt im Moment noch nicht,



schauen wir einmal“ (IP 4, Abs. 70). Nur mit Freundinnen sprach sie intensiver über das Thema Kinder. Bei den anderen blockte sie ab (vgl. IP 4, Abs. 70).

Dadurch, dass sich so viele Personen nach ihrer Familienplanung erkundigten, reagierte sie sehr gereizt, als ihre Großmutter meinte:

„Jetzt wäre es dann schon an der Zeit, weil du bist ja bald ein Jahr verheiratet.“ Das hat mich ein bisschen getroffen. Das war gerade diese Phase, wo mich einfach alle gefragt haben. Und das hat mich sehr getroffen. Da habe ich dann sehr ruppig reagiert. Da habe ich gesagt: „Ja, vielleicht will ich einfach gar kein Kind haben.“ Ich habe halt gesagt: „Es ist nicht so, dass ich ein Jahr nach der Hochzeit jetzt unbedingt ein Kind haben muss. Ich habe noch länger Zeit.“ So halt. Also das hat mich sehr wütend gemacht“ (IP 4, Abs. 72).

Auch die Aussage ihrer Schwiegermutter verletzte sie. Diese fragte:

„Willst du eine alte Mutter sein.“ Das hat mich auch sehr getroffen. (...) Ich habe gesagt: „Ja, heutzutage ist es nicht mehr so.“ (...) Da habe ich gesagt: „Mit 30, 31, 32, 33, 34 ist man keine alte Mutter heutzutage.“ Das war die Antwort, und wir haben dann nicht mehr darüber geredet, weil sie gemerkt hat, ich will einfach nicht mehr darüber reden“ (IP 4, Abs. 72).

Die Reaktionen der Pädagoginnen und auch ihr Verständnis von negativen Äußerungen unterscheiden sich. Sie nennen verschiedene Situationen und gehen unterschiedlich mit diesen um. IP 1 ist gelassen, wenn andere ihr deren Meinung mitteilen. IP 2 ignoriert die Äußerungen und Fragen, Kinder betreffend. Es ist eine Art Mauer, die sie aufbaut und durch die sie geschützt wird. Die dritte Interviewpartnerin versucht verständlich zu machen, wieso sie sich für ein Leben ohne eigene Kinder entschieden hat, macht jedoch klar, dass der Entschluss bei ihr liegt. Die vierte Interviewpartnerin verletzt die ständigen Fragen. Sie blockt diese ab oder äußert ihren Unmut durch harsche Antworten.

Die Reaktionen, die in der Literatur beschrieben werden, sind Rechtfertigung, keine Erklärung abzugeben und auf die Frage nach einem Kinderwunsch einfach mit Nein zu antworten, vorzugeben, dass die Kinderlosigkeit an biologischen Gründen liegt oder die Gesprächspartner\*in darauf hinzuweisen, dass dies ein sehr intimes Thema ist (Kofler 2006, S. 31ff.). Einige der Strategien wenden die Interviewpartnerinnen an, wie sich zu erklären (zu rechtfertigen) oder als Antwort auf die Kinderfrage mit Nein zu antworten, ohne näher auf die Ursachen einzugehen.

#### 10.4.7 Vorurteile

Die Vorurteile, mit denen die Kinderlosigkeit behaftet ist und mit denen die Pädagoginnen konfrontiert werden, sind in diesem Unterkapitel aufgelistet.

Der ersten Gesprächspartnerin fallen keine Vorurteile ein, mit denen sie konfrontiert wurde (vgl. IP 1, Abs. 48).

IP 2 meint, dass behauptet wird, dass sie viel Freizeit hätte. Kinderlosigkeit wird demnach mit einem Überschuss an Zeit verbunden, der den Frauen zugutekommt (vgl. IP 2, Abs. 61). Dies entspricht jedoch nicht der Realität. IP 2 verbringt meist zusätzliche Zeit mit den Schüler\*innen und bespricht mit ihnen deren Anliegen. Dazu bleibt sie auch länger in der Schule. Die zusätzliche Zeit investiert sie somit in die Belange von anderen. Auch IP 4 engagiert sich im sozialen Bereich. Sie wüsste nicht, wie sie ein Kind mit dem Beruf und ihrem Engagement vereinbaren sollte (vgl. IP 4, Abs. 76). Dies zeigt, dass kinderlos nicht Selbstbezogenheit oder übermäßige Freizeit bedeutet, wie oft behauptet wird (vgl. Kofler 2006, 92ff.). Die verfügbare Zeit kann möglicherweise flexibler eingeteilt werden, was jedoch nicht bedeutet, dass keine Verpflichtungen bestehen.

Auch in Bezug auf den Beruf entspreche es laut IP 4 nicht den realen Anforderungen, dass Pädagoginnen viel Freizeit hätten, wodurch die Vereinbarkeit von Arbeit und Kindern gewährleistet wäre:

„Weil es ist jetzt nicht so, dass Lehrer, wie es doch immer heißt ‘Halbtagsjob‘ und ‚es ist doch so einfach mit Kindern‘ ... Vielleicht im Sommer. Das ist einfacher mit Kindern, weil man da keine Ferienbetreuung braucht, sich nicht kümmern muss, es ist keine finanzielle Belastung, weil man sie irgendwie unterbringen muss, weil man arbeitet im Sommer, das schon. Nur als Lehrer ist man, kommt man nicht um eins heim. So ist es nicht mehr“ (IP 4, Abs. 22).

Interviewpartnerin 3 wurde mit dem Vorurteil konfrontiert, wonach Frauen, die gerne mit Kindern arbeiten, auch selber Kinder haben wollen (vgl. IP 3, Abs. 49). Für die Entscheidung der Pädagogin für die Kinderlosigkeit brachten die Mütter im Kindergarten, in dem sie ein Jahr arbeitete, wenig Verständnis auf. Dies ist auch bei IP 4 der Fall:

„Von manchen wird man als schlechter Mensch angesehen, weil man sich dagegen entscheidet. Aber das heißt nicht, dass ich keine Kinder mag oder so. Das überhaupt nicht. Das hat gar nichts damit zu tun“ (IP 4, Abs. 73).

Dass kein Zusammenhang zwischen der Liebe zu Kindern und der eigenen Mutterschaft bestehen muss, zeigt sich vor allem in der Entscheidung für den pädagogischen Beruf, die sie getroffen hat, da sie gerne mit Kindern arbeitet, oder darin, dass sie die Stelle als Direktorin nicht auf Dauer annimmt, um direkt bei den Kindern zu sein (vgl. IP 4, Abs. 16).

Auch einer ihrer Bekannten bringt den liebevollen Umgang mit Kindern mit einem Kinderwunsch in Verbindung:

„Das ist bei meinem Mann und mir auch schon oft. ‚Ihr seid so lieb mit der Kleinen‘, also ein Kind von meinem Bekannten, ‚warum wollt ihr dann nicht selbst Kinder?‘ Und ich hab mir gedacht, es ist ein Unterscheid, ob ich einmal spiele im Monat oder in der Woche, oder ob ich selber Kinder habe. Das kann man nicht so sagen. Das ist kein Vergleich“ (IP 4, Abs. 74).

Dass kinderlos zu sein nicht bedeutet, dass frau\*man Kinder nicht gern hat, scheint für viele nicht nachvollziehbar zu sein (vgl. Kofler 2006, S. 92ff.). Der Grund dafür könnte sein, dass Elternschaft als so selbstverständlich angesehen wird, dass nur wenige Gründe dagegen akzeptiert werden und „kein Kinderwunsch“ unrealistisch klingt. Darüber spricht auch IP 4:

„Da ist ein bisschen ein Unverständnis da, wieso wir das nicht wollen. Als müsste ganz viel dahinterstecken, oder als könnten wir keine Kinder kriegen. Und dann kriege ich auch oft zu hören, jede Frau wünscht sich eigentlich ein Kind, und du wirst es bereuen und so. Solche Aussagen kommen schon im Freundeskreis“ (IP 4, Abs. 37).

Frau zu sein und Kinder gern zu haben, scheint dafür zu sprechen, eigene Kinder zu bekommen. Von der Umwelt wird kommuniziert, dass es nicht normal ist, den Kinderwunsch zu hinterfragen.

Ein weiteres Vorurteil, das IP 3 nennt, ist, dass ihr in der Universität, auch von den Studierenden, unterstellt wird, dass die Karriere der Grund für ihren Entschluss gegen eigene Kinder ist (vgl. IP 3, Abs. 59). Zu diesem Schluss kommt sie, da es in ihrer Studien-

zeit auch eine kinderlose Pädagogin gab, über die eine Studienkollegin abwertend gesprochen hat:

„Es war so nach dem Motto ... grad dass sie ihr nicht unterstellt hat verschrumpelt zu sein. So dieses Bild von ‚eine Frau ist keine Frau, wenn sie keine Kinder hat.‘ Ich weiß den genauen Wortlaut nicht mehr, aber so nach dem Motto ‚Jaja, kein Wunder.‘ Es war extrem abwertend und damit, dass sie Karriere hat und dass sie keine echte Frau ist, und das ist ihr extrem vorgeworfen worden“ (IP 3, Abs. 59).

Auch Diehl spricht davon, dass kinderlosen Personen „Karriereorientierung, Materialismus und Individualismus unterstellt [wird]“ (Diehl 2015, S. 49). In den Interviews und durch die Literaturrecherche (siehe Kapitel 7 Gründe für die Kinderlosigkeit) zeigt sich, dass Karriere oder vielmehr einem Beruf nachzugehen nur ein Grund von vielen für die Kinderlosigkeit ist. Die zwangsweise Verbindung von Kinderlosigkeit und Karriere entspricht demnach nicht der Realität. Außerdem wird sie weder als positiv betrachtet noch akzeptiert.

#### 10.4.8 Pädagogische Arbeit

##### Erwartungen

Folgende Frage wird unter diesem Punkt behandelt: Wie beeinflussen Vorurteile über die Kinderlosigkeit die Einstellungen und Erwartungen der Adressat\*innen gegenüber der pädagogischen Arbeit der kinderlosen Pädagoginnen?

IP 1 glaubt nicht, dass die Kinderlosigkeit Auswirkungen auf die Kompetenzzuschreibung durch die Eltern hat, auch wenn sie diese für ihren Familienstatus interessieren (vgl. IP 1, Abs. 43):

„Es hat noch niemand eine Beratung oder Betreuung nicht in Anspruch genommen, weil sie gesagt haben: ‚Sie haben ja keine Kinder, sie wissen ja gar nicht.‘ Das hab ich auch noch nie zu hören bekommen. Also, so in der Form“ (IP 1, Abs. 44).

Durch die Kinderlosigkeit ist sie in ihrem Beruf nicht weniger kompetent. Sie weiß jedoch, dass es Bereiche gibt, in denen sie sich nicht genug auskennt, um Beratung anzubieten:

„Also ich sag jetzt, wenn es z. B. um eine Stillberatung geht, dass ich jetzt nicht die beste Ansprechperson bin – dass sie bitte eine Hebamme fragen sollen“ (IP 1, Abs. 50).

Die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen werden von ihr eingeschätzt und gegebenenfalls wird auf qualifizierte Personen verwiesen. In den angesprochenen Bereichen Stillberatung und Wassergeburt sind auch ihre Kolleginnen nicht ausgebildet. Deren Erfahrungen sind ebenfalls kein Ersatz für eine Aus- bzw. Weiterbildung, da diese nicht auf die Adressat\*innen umgelegt werden können:

„Andererseits erlebe ich bei Pädagoginnen, die eigene Kinder haben, dass sie z. B. immer die eigenen Geschichten miteinbringen in die Beratung und Betreuung, was auch nicht immer passend ist. (...) Das ist nett, aber hat mit der Klientin auch nicht viel zu tun“ (IP 1, Abs. 50).

Das bedeutet, dass durch die Kinderlosigkeit kein Nachteil für die pädagogische Arbeit entsteht, da eigene Erfahrungen Qualifikationen und Ausbildung nicht ersetzen.

Bei IP 2 sind die Erwartungen der Schüler\*innen in Bezug auf die Kinderlosigkeit kein Thema, da weder sie noch ihre Eltern vom Entschluss der Pädagogin, ohne eigene Kinder zu leben, informiert sind (vgl. IP 2, Abs. 57). Und auch wenn sie über ihre Entscheidung Bescheid wüssten, glaubt Gesprächspartnerin 2 nicht, dass dies eine Rolle spielte:

„Trotzdem weiß der Großteil der Schülerinnen nicht über meine Familienverhältnisse Bescheid. Ich glaube auch nicht, dass die Schülerinnen das hinterfragen. Entweder passt das Lehrer-Schüler-Verhältnis, das du hast. Ob du Familie hast oder nicht, ist glaube ich nicht ausschlaggebend. Das glaube ich auf keinen Fall. Nein“ (IP 2, Abs. 69).

Bei Interviewpartnerin 3 kam in dem Jahr, in dem sie als Kindergartenpädagogin gearbeitet hat, der Vorwurf:

„Hast ja keine eigenen Kinder – kannst dich nicht auskennen.“ Insofern auch die Erwartung: „Gute Pädagogin ist nur, wer auch bestimmte Eigenerfahrungen miteinbringen kann.“ Ich sehe das überhaupt nicht so“ (IP 3, Abs. 49).

Hier bestätigt sich der Ausschluss in Bezug auf das Sprechen über Erziehungsthemen, den Kofler beschreibt bzw. das Absprechen von Kompetenzen aufgrund der eigenen Kinderlosigkeit (Kofler 2006, S. 21).

Auch IP 4 berichtet darüber, dass einer Kollegin in einem Elterngespräch die Frage nach der Elternschaft gestellt wurde:

„Haben Sie selber überhaupt Kinder?“ (IP 4, Abs. 44).

Sie ist der Meinung, dass es für einige Eltern eine Rolle spielt, ob Frau Mutter ist. Es gibt jedoch auch Eltern, die mit Fragen zur Erziehung an sie herantreten, obwohl sie wissen, dass sie keine Kinder hat (vgl. IP 4, Abs. 44).

Demnach sprechen einige Personen kinderlosen Pädagoginnen pädagogische Fähigkeiten ab, da diese keine Erfahrungen als Mutter haben. Daraus kann geschlossen werden, dass Mutterschaft in den Köpfen von Personen eine Kompetenzerweiterung bedeutet, wobei die Güte des Umgangs mit dem eigenen Kind eine untergeordnete Rolle spielt (siehe 5.3 Wer schreibt Ratgeber?).

Auch für Schophaus sind mit der Mutterschaft Kompetenzen verbunden. Fehlt die Erfahrung als Mutter, werden Frauen oft aus Gesprächen ausgeschlossen oder für unfähig gehalten, um über Erziehung zu sprechen (vgl. Kofler 2006, S. 21). Aus den vorhergehenden Zitaten geht hervor, dass dies auch bei kinderlosen Pädagoginnen der Fall ist.

Bei ihrer jetzigen Arbeit in der Erwachsenenbildung bzw. als Wissenschaftlerin kommt ihre Kinderlosigkeit, anders als in ihrem früheren Beruf als Kindergartenpädagogin, nicht zur Sprache:

„Es geht nicht um Mutterschaften, es geht in erster Linie um berufliche Geschichten, oder Selbstauseinandersetzungsdinge. (...) Aber da ist das kein Thema“ (IP 3, Abs. 50).

„Und in der Wissenschaft, die ja letztlich meine Haupttätigkeit ist, da ist das ... Also für mich und in meinem Umfeld ist das kein Thema“ (IP 3, Abs. 50).

Es gibt jedoch Erwartungen, die IP 3 wahrnimmt und die sie ärgern. Eine davon ist, dass von ihr verlangt wird, sich für den Beruf aufzuopfern. Damit wird ein Bild von Wissenschaft kreiert, das sie nicht gut heißt, da es vermittelt, dass Mutterschaft und die Tätigkeit im Wissenschaftsbereich nicht vereinbar sind. Gleichzeitig wird von den Personen, die diesen Beruf ergreifen, verlangt, dass sie den Beruf an die erste Stelle reihen. Damit geht auch die Abwertung von Müttern in diesem Feld einher, da das Vorurteil herrscht, dass sie mit Kind nicht die gleiche Leistung bringen können wie kinderlose Frauen (vgl. IP 3, Abs. 51).

Durch die hohen Ansprüche in der Wissenschaft wird von Kinderlosen gefordert, sich für die Arbeit hinzugeben. Während sich Mütter auf ihre Kinder ausreden können, um Erholung zu bekommen, kann IP 3 dies nicht, obwohl ihr die Balance zwischen Freizeit

und Arbeit wichtig wäre (vgl. IP 3, Abs. 51). Daran stört sie auch, dass es Pflegearbeiten sind, die bei Frauen akzeptiert werden:

„Aber so quasi diese gesellschaftsüblichen und normalen Care-Aufgaben, die Menschen, vor allem Frauen, übernehmen sollen. Die sind legitim, um sich beruflich zurückzuziehen“ (IP 3, Abs. 55).

Aarssen schreibt, dass der Reproduktionsbereich die natürliche Bestimmung der Frau ist (vgl. Aarssen 2007, S. 1772). Diese Meinung herrscht auch in unserer Gesellschaft. Das Bedürfnis nach Gleichberechtigung treibt den Vorwurf fehlender Geschlechtergerechtigkeit von IP 3 an – gerade dieser Vorwand (Reproduktionsarbeit) ist für Frauen legitim, um Abstand vom Beruf zu bekommen.

Aus den Interviews kann geschlossen werden, dass in der Gesellschaft Mutterschaft mit Kompetenzen aufgeladen ist. Jedoch ist für die pädagogische Arbeit nicht die Elternschaft wichtig, sondern es sind die Ausbildung, die pädagogischen Erfahrungen (vgl. Kultusministerkonferenz 2010, S. 7) und die Verbindung zu den Kindern (vgl. Bartnitzky 2003, S. 270), denen große Bedeutung zukommt. Dieser Meinung sind auch die Interviewpartnerinnen.

### **Relevanz Kind für Beruf**

Die Interviewpartnerinnen wurden auch danach gefragt, welche Rolle ein eigenes Kind für die pädagogische Arbeit spielt. Verschiedene Aspekte wurden, hinsichtlich der Relevanz eigener Kinder, genannt.

Grundsätzlich nimmt IP 1 die Mutterschaft der Kolleginnen als unterstützend für den pädagogischen Beruf wahr. Sie betrachtet jedoch kritisch, dass diese den Eltern der Adressat\*innen bei Erziehungsfragen die Erlebnisse schildern, die sie mit dem eigenen Kind gemacht haben. Dies sei nur mäßig hilfreich, da die privaten Erzählungen der Pädagoginnen eher uninteressant für die Eltern seien:

„Das man das selbst spürt, die ganzen Entwicklungsschritte spürt und miterlebt. Sicher eine gute Erfahrung für den pädagogischen Beruf. Es kommt darauf an, wie man damit umgeht. Ob man es als Erfahrung mit sich trägt, oder ob man diese immer bei den Klienten oder bei den Familien auch ausbreitet. Das finde ich dann auch nicht so passend. Wenn es z. B. ums Trotzalter geht und man drückt der Familie eigene Erfahrungen auf,

obwohl es für die Familie überhaupt nicht passt. Hat Vor- und Nachteile, würde ich sagen“ (IP 1, Abs. 52).

Nachteile habe sie durch die fehlenden Erlebnisse auf Basis der Mutterschaft in ihrer Tätigkeit keine:

„Hat ja jeder andere Erfahrungen“ (IP 1, Abs. 50).

Anders als IP 1 ist IP 4 der Meinung, dass Mutterschaft für den Beruf keine Vorteile hat, da jedes Kind grundverschieden ist:

„Es braucht jedes Kind etwas ganz anders. Das heißt, wenn ich eigene Kinder habe, heißt das nicht, dass ich jetzt super Tipps geben kann für andere. Das glaube ich nicht. Dass es jetzt so positive Auswirkungen habe, dass ich ein besseres Know-how habe, heißt für mich nicht 100%ig, wenn man eigene Kinder hat“ (IP 4, Abs. 50).

Für sie sind nicht eigene Kinder Indikatoren für eine gute Pädagogin, sondern ob frau zufrieden ist:

„Es geht hauptsächlich darum, wie komme ich mit mir selber klar, bin ich mit mir selber im Reinen, bin ich ausgeglichen, bin ich gestresst, dann kann ich gut mit den Kindern umgehen“ (IP 4, Abs. 52).

Sowohl IP 1, als auch IP 2 und 4 sehen durch die Kinderlosigkeit Vorteile für den Beruf. Ein Grund dafür ist, dass sie den Adressat\*innen mehr Ressourcen zur Verfügung stellen können:

IP 2 hat durch die Kinderlosigkeit mehr Zeit für die Anliegen der Schüler\*innen:

„Ja und man muss schon sagen, man hat dann auch noch ein bisschen mehr Zeit. Wenn außertourlich die Kinder was wollen oder was brauchen. Man geht nicht gleich Heim. Man hat vielleicht für die Kinder dann mehr Zeit. Muss man sagen. Weil ob ich eine Stunde später oder früher nach Hause komme, ist im Prinzip egal. Das ist ein bisschen anders“ (IP 2, Abs. 51).

Dieses Mehr an Zeit nutzt sie auch für „außerordentliche Dinge mit den Schülern“ (IP 2, Abs. 69).

IP 4 schätzt für den Beruf die freiere Zeiteinteilung an der Kinderlosigkeit:

„Ich merke nur bei den Kolleginnen, (...) dass sie unflexibel sind, vor allem wenn sie alleinerziehend sind, logischerweise. Wenn es dann um Konferenzen oder um spontane El-



terngespräche geht. Weil sie einfach nicht die Zeit haben, weil sie nicht wissen, wo sie die Kinder unterbringen sollen und so. Für sie bedeutet das manchmal irrsinnigen Druck, weil in unserem Beruf das einfach so ist, dass viele Gespräche, Konferenzen, Besprechungen spontan sich ergeben, und das ist halt ganz schwierig für Mütter“ (IP 4, Abs. 50).

IP 1 kann morgens gelassener beginnen, da sie zu Hause keine Kinder hat, die ihre Aufmerksamkeit fordern:

„Oder die vielleicht im Trotzalter sind, dich auf Trab gehalten haben am Nachmittag noch, und dann am nächsten Tag in der Früh musst zur Frühförderfamilie auch noch fahren, wo die Kinder schwierig sind. (...) Also da sind manchmal Kolleginnen belasteter. Wo ich einfach so immer recht frisch in die Arbeit gehe“ (IP 1, Abs. 54).

Auch IP 2 sagt, dass sie weniger emotional und „jeden Tag gleich neutral“ (IP 2, Abs. 51) in die Arbeit geht:

„Du [Mütter] musst für die Familie da sein, du musst die Kinder dort in die Schule fahren, du musst die Kinder dorthin bringen. Immer. Du bist ja immer irgendwie unter einem emotionalen Druck und ich glaube, das hab ich nicht. Ich gehe unbeschwert in die Schule“ (IP 2, Abs. 51).

IP 3 und 4 sprechen die Ruhe kinderloser Pädagoginnen ebenfalls an:

„Ich kenne Mütter, die sind durch die eigenen Kinder schon sehr gestresst. Das wirkt sich natürlich auch auf den Beruf aus. Wenn man dann überfordert ist mit den eigenen Kindern, dann ist man auch gestresster im Unterricht“ (IP 4, Abs. 52).

IP 3 meint ebenfalls, dass kinderlose Frauen Kindern entspannter begegnen können, wobei sie dies nicht auf den pädagogischen Bereich beschränkt (vgl. IP 3, Abs. 65):

„Entspannter im Sinne von, wenn ich mit Kindern zu tun habe, kann ich sagen, kann ich abgeben an die Eltern, ist nur kurzzeitig Auseinandersetzung. Man kann eine andere Rolle einnehmen. Also ich und mein Lebenspartner spielen bei unseren zwei Nichten (...) eine sehr wichtige Rolle“ (IP 3, Abs. 67).

Für sie steht die Vorbildfunktion für ihre Nichten im Mittelpunkt. Kinderlose Frauen, die fernab des klassischen Familienideals glücklich sind, zeigen den Kindern alternative Lebensweisen auf und ermutigen diese, ihren individuellen Lebensweg zu gehen (vgl. Diehl 2015, S. 167ff.).

Hätte sie eigene Kinder gehabt, hätte sie den intensiven Kontakt zu diesen wahrscheinlich nicht aufgebaut (vgl. IP 3, Abs. 67). Demnach sind auch hier durch die Kinderlosigkeit wichtige Ressourcen vorhanden.

Die Beziehung zu den Kindern und die Rolle, die frau\*man ihnen gegenüber einnimmt, stehen in der Literatur im Vordergrund (vgl. Bartnitzky 2003, S. 270). Für die Pädagoginnen sind mit der Kinderlosigkeit viele Vorteile für den Beruf und den Umgang mit den Kindern verbunden. In ihren Augen können die Erfahrungen als Mutter positiv für die pädagogische Tätigkeit sein, jedoch nur, wenn frau mit den Kindern „gut klar kommt“ (IP 4, Abs. 52) und die eigenen Erlebnisse „mit sich trägt“ und „nicht ausbreitet“ (IP 1, Abs. 52). Auch Praxiserfahrungen sind äußerst wichtig für die pädagogische Arbeit, weshalb darauf geachtet wird, dass diese in der pädagogischen Ausbildung gemacht werden (vgl. Kultusministerium 2010, S. 10). Die eigene Mutterschaft spielt demnach für den pädagogischen Alltag und die Qualifikation der Pädagoginnen (sowohl in den Augen der Interviewpartnerinnen als auch in der Literatur) eine untergeordnete Rolle.

## 11 Resümee

Kinderlosigkeit unterliegt starken Schwankungen, was mit dem geschichtlichen Kontext zu tun hat. Ein Einflussfaktor ist die Politik eines Landes, die sich um soziale Angelegenheiten und Familie kümmert. Diese Rahmenbedingungen wirken sich auf die Entscheidungen der Einzelnen, die Lebens- und Kinderplanung betreffend, aus (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013, S. 40f.).

Dies bestätigt Peuckert. Er sagt, dass Elternschaft immer mehr zur individuellen Entscheidung wird. Gründe gegen bzw. für ein Kind liegen in der eigenen Biographie. Die Lebenssituation (wie Beziehung, Karriere etc.), Umgebungseinflüsse und Bedingungen der Gesellschaft werden zur Entscheidungsgrundlage (vgl. Peuckert 2012, S. 230).

In den Interviews bestätigte sich die Relevanz des Berufs, der Teil der von Peuckert angesprochenen Biographie ist. IP 1 z. B. entschied sich aufgrund ihrer Arbeit gegen eigene Kinder. Bei den weiteren Interviewpartnerinnen wird diese zwar nicht als Ursache für die Entscheidung genannt, jedoch stellen auch sie fest, dass die Vereinbarkeit eine Schwierigkeit darstellen würde. U. a. ist dies der Fall, da IP 4 zu Hause bleiben würde, weil sie glaubt, dies sei förderlich für die Entwicklung des Kindes (siehe Kapitel 10.3.2 Beruf). Die veränderte Rolle der Frau hin zur Erwerbsarbeit ist wichtig, da die Frauen dadurch soziale Sicherheit und Selbstständigkeit erlangen (vgl. Höhn 1994, S. 104). Auch den Pädagoginnen geht es darum, Lebensbereiche nach ihren Vorstellungen zu gestalten, wie z. B. die Freizeit oder ehrenamtliches Engagement (siehe Kapitel 10.3.7 Freiheit/Ungebundenheit). Alternative Familienkonstellationen aufzuzeigen, die den Frauen mehr Selbstverwirklichung ermöglichen, könnte Thema weiterer Forschung sein.

Das Bild, das die Interviewpartnerinnen von einer guten Mutter haben und die damit verbundenen Anforderungen beeinflussen die Entscheidung für bzw. gegen eigene Kinder in hohem Maße. Aarssens meint, dass der Reproduktionsbereich natürliche Bestimmung der Frau ist (vgl. Aarssen 2007, S. 1772). Dass die Verbindung zwischen Mutterschaft und Frau-Sein als selbstverständlich angesehen wird, zeigt sich, neben der Bereitschaft die Erwerbsarbeit nach der Geburt eines Kindes aufzugeben, darin, dass es für Arbeitgeber\*innen ein legitimes Argument ist, sich wegen der Kinder aus dem Beruf zurückzuziehen (vgl. IP 3, Abs. 55). Die Zuschreibung von Reproduktionsaufgaben

führt dazu, dass sich die Interviewpartnerinnen Gedanken darüber machen, wie sich ein Leben mit Kind auf ihre Beziehung, ihren Alltag etc. auswirken würde und ob sie diese Veränderungen wollen (siehe Kapitel 10.3.7 Freiheit/Ungebundenheit). Ungebundenheit ist für sie ein Grund für ein Leben ohne eigene Kinder. Ob es spontane Reisen, soziales Engagement oder die Abkehr von traditionellen Frauenrollen ist, die ihnen wichtig sind – es sind Teile ihres Lebens, auf die sie nicht verzichten wollen. Auch in der Literatur zählt Autonomie zu den Gründen für die Entscheidung zur Kinderlosigkeit. Oft ist ein Leben nach eigenen Regeln und Maßstäben mit Kind nicht oder nur eingeschränkt möglich, weshalb Frauen sich gegen eigene Kinder entscheiden (vgl. Kofler 2006, S. 160ff.). Dass ein kinderloses Leben gewählt wird, da die klassische Mutterrolle zu sehr einengt, bestätigen die Interviewpartnerinnen (siehe Kapitel 10.3.7 Freiheit/Ungebundenheit). Die Schwierigkeiten, die mit diesem Rollenbild verbunden sind, beobachten die kinderlosen Pädagoginnen auch in ihrer Umgebung. Sie sehen, wie schwer es Kinder und auch die Mütter selbst haben können. Z. B. wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf/Beziehung und Kind geht, oder mit welchen Schwierigkeiten Kinder konfrontiert werden. Auf der anderen Seite gab es jedoch auch positive Vorbilder für die Kinderlosigkeit, die für IP 3 in Büchern zu finden waren – intellektuelle, unabhängige, kinderlose Frauen (siehe Kapitel 10.3.5 Einfluss von Personen).

Auch die Herkunft der Gesprächspartnerinnen spielt eine Rolle, da dort erste Erfahrungen damit gemacht werden, was es bedeutet, Mutter zu sein. Dies beeinflusste den Kinderwunsch von IP 3 und 4 (siehe Kapitel 10.3.8 Herkunft).

Der Partner und dessen Wünsche sind für den Entschluss der Interviewpartnerinnen ebenfalls relevant. Kein einziger der Lebensgefährten sprach sich für Kinder aus. Hätte einer dies gemacht, hätten die Gesprächspartnerinnen ihren Entschluss vor diesem Hintergrund erneut reflektiert. Für IP 1 hätte es zumindest Druck bedeutet, wenn ihr Partner sich ein Kind mit ihr gewünscht hätte (siehe Kapitel 10.3.4 Partner\*in). Die Entscheidung für ein Kind hängt demnach von der Bereitschaft beider Partner\*innen ab (vgl. Schmitt 2005, S. 18ff.). Außerdem wurden die Auswirkungen auf die Beziehung als Angst genannt, die gegen eigene Kinder spricht (vgl. IP 4, Abs. 60).

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Grund gegen eigene Kinder ist der nicht vorhandene Kinderwunsch. Drei der Interviewpartnerinnen haben nicht das Bedürfnis, ei-

gene Kinder zu bekommen (IP 1, 3, 4). IP 1 vergleicht ihren Kinderwunsch mit anderen und stellt fest, dass dieser nicht im selben Maße ausgeprägt ist wie der von Bekannten. Zu diesem Schluss kommt auch IP 2. IP 3 und 4 haben ebenfalls nicht den Drang dazu Mutter zu werden – im Gegenteil (10.3.9 Kein Kinderwunsch).

Widmen wir uns, nachdem die Ursachen beschrieben wurden, den Wirkungen der Kinderlosigkeit. Eine Konsequenz der Kinderlosigkeit ist für die Interviewpartnerinnen Unsicherheit, die dadurch entsteht, dass Mutterschaft in der Gesellschaft als natürlich angesehen und späte Reue prophezeit wird (vgl. Diehl 2015, 71ff.). Auch nicht zu wissen, was im Alter in Bezug auf Betreuung auf einen zukommt, spielt dabei eine Rolle (siehe Kapitel 10.4.1 Unsicherheit). Dem Aspekt alternativer Wohnlösungen bzw. Familienmodellen kinderloser Personen, wie Hausgemeinschaften, könnten sich weitere Untersuchungen widmen. Eine weitere Konsequenz der Kinderlosigkeit ist die Konfrontation mit negativen Reaktionen und Vorurteilen, wie es z. B. von Kofler beschrieben wird – Frauen werden ständig nach ihrem Kinderwunsch gefragt und nicht nach ihrer Leistung (vgl. Kofler 2006, S. 31). Ein weiterer Aspekt sind Bekanntschaften. Die Interviewpartnerinnen sehen größtenteils kein Problem Kontakt zu Müttern aufrechtzuerhalten, da sie selbst spontan sind und kurzfristig Treffen vereinbaren können. Es gibt jedoch auch Eltern, deren Aufmerksamkeit und Interesse lediglich dem Kind gilt, was hinderlich für Freund\*innenschaften ist (siehe Kapitel 10.4.3 Soziale Kontakte). Auch die Vorteile für die partnerschaftliche Beziehung werden von den Interviewpartnerinnen aufgezählt, wie z. B. die Möglichkeit gemeinsam Zeit zu verbringen oder getrennt Interessen zu verfolgen (siehe Kapitel 10.4.4 Beziehung). Ebenfalls mit der Entscheidung für die Kinderlosigkeit verbunden sind die Reaktionen des Umfeldes. Diese reichen von Verständnis, über das Nicht-ernst-Nehmen und Neid bis hin zu Unverständnis und dem Versuch ihnen einzureden, dass sie doch Kinder wollen, und hängen stark mit dem Frauenbild in der Gesellschaft zusammen, das Frauen ein natürliches Bedürfnis nach Mutterschaft unterstellt (siehe Kapitel 10.4.5 Reaktion Umfeld).

Neben dem Herausfinden der Gründe und Konsequenzen der Entscheidung für die Kinderlosigkeit, hatte die Arbeit ein weiteres Ziel: Der Verbindung zwischen dem pädagogischen Bereich und dem Entschluss für die Kinderlosigkeit nachzugehen, war ebenfalls von Interesse. Auf Basis von Daten der Volkszählung 2001 zeigt sich, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Feld der Erziehung und Gesundheit und den Geburtenra-

ten gibt. Jedoch fällt das Ergebnis anders aus, als nach den Theorien über die Ersatzmutterchaft zu erwarten wäre – es kommen mehr Kinder als in anderen Bereichen auf die Welt und nicht weniger.

Bei einigen der Interviewpartnerinnen gibt es tatsächlich eine Verbindung zwischen der pädagogischen Arbeit/ihrer Ausbildung und ihrer Kinderlosigkeit. Es sind Gesichtspunkte, die zumindest beteiligt an der Entscheidung für ein Leben ohne eigene Kinder sind. Einer davon ist die Ausbildung als Lehrerin. IP 2 musste eine gewisse Zeit im Beruf tätig sein, um einen unbefristeten Vertrag zu bekommen, was mit Elternschaft unvereinbar ist. Eine feste Anstellung wird in der Literatur auch als Voraussetzung für die Realisierung eines Kinderwunsches gesehen (vgl. Peuckert 2012, S. 237).

Für die Elternschaft im pädagogischen Bereich würden die Ferien sprechen, in denen keine Fremdbetreuung für die Kinder engagiert werden muss, wobei IP 2 nicht glaubt, dass der Urlaub von Lehrer\*innen ein Grund dafür ist, den Beruf zu ergreifen (siehe Kapitel 10.3.11 Pädagogischer Beruf). Dem widerspricht die Aussage von Hoem und Neyer, die behaupten, dass die erhöhte Geburtenrate im Erziehungsbereich der Berufsauswahl zugeschrieben werden kann – und zwar auf Basis der Vereinbarkeit von Familie und Arbeit. Nach dieser These wären auch lange Ferien ein Grund dafür, bei einem Kinderwunsch einen pädagogischen Beruf zu ergreifen, wie den der\*des Lehrerin\*Lehrers (vgl. Hoem/Neyer et al. 2013, S. 113).

Ein weiterer Grund der Pädagoginnen für die Kinderlosigkeit ist, dass sie durch die Arbeit mit Kindern sehen, mit welchen Schwierigkeiten diese zu kämpfen haben, wie etwa Mobbing oder Einschränkungen, die sie an der vollen Teilhabe an der Gesellschaft hindern (siehe Kapitel 10.3.11 Pädagogischer Beruf).

Dass sie kinderlos sind, hat für sie Vorteile. Sie stehen nicht unter demselben Druck wie Kolleginnen mit eigenem Kind, die unter dem Problem leiden, drei verschiedene Bereiche vereinbaren zu müssen – Familie, Beruf und Haushalt. Dies ermöglicht es ihnen, den Schüler\*innen etc. mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken und ruhiger mit ihnen umgehen zu können (10.4.8 Pädagogische Arbeit).

Negativ für kinderlose Pädagoginnen ist, dass Mutterschaft in der Gesellschaft mit Kompetenzen aufgeladen ist und ihnen diese aufgrund der Kinderlosigkeit teilweise abgesprochen werden. Bei deren Zuschreibung wird jedoch nicht darauf geachtet, wie

die Mütter mit dem eigenen Kind umgehen – Mutterschaft per se wird als gehaltvoll angesehen (siehe Kapitel 5.3 Wer schreibt Ratgeber?). IP 3 z. B. werden pädagogische Fähigkeiten aufgrund fehlender Erfahrung abgesprochen. Wichtig für die pädagogische Arbeit an sich ist die Elternschaft jedoch nicht. Es sind die Ausbildung, die pädagogischen Erfahrungen (vgl. Kultusministerkonferenz 2010, S. 7) und die Verbindung zu den Kindern (vgl. Bartnitzky 2003, S. 270), denen große Bedeutung zukommt, was auch von den Gesprächspartnerinnen geäußert wird.

In Bezug auf die Ersatzmutterschaft kann gesagt werden, dass lediglich die Aussagen von IP 1 mit der Theorie übereinstimmen: Nämlich dass ein Bedürfnis nach Mutterschaft in der Erziehungsarbeit befriedigt wird. Wobei sie dies nicht als Grund für die Kinderlosigkeit nennt und sich die Pädagogin wahrscheinlich auch ohne die Arbeit mit Kindern für ein kinderloses Leben entschieden hätte, da ihr z. B. die tiergestützte Pädagogik sehr wichtig ist und sie diese nicht aufgeben möchte. Demnach ist Mutterschaft kein Grundbedürfnis von Frauen und es gibt keinen Zusammenhang zwischen der Kinderlosigkeit und einem erfüllten inneren Verlangen nach Mutterschaft durch den Beruf – das zeigen die Ergebnisse der Interviews (siehe Kapitel 10.3.11 Pädagogischer Beruf).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Grund der Pädagoginnen für die Kinderlosigkeit ist in erster Linie nicht die pädagogische Arbeit. Es ist der Partner, die Freizeit oder der Beruf, die/der für die Pädagoginnen an erster Stelle steht. Ein weiterer Grund ist, dass Kinder nie in Frage gekommen sind. Auch die pädagogische Arbeit kann die Entscheidung in gewisser Weise mitbeeinflusst. Es ist nicht die Ersatzmutterschaft, die sich bestätigt, sondern es ist der direkte Umgang mit Kindern, der Schwierigkeiten aufzeigt, wie z. B. dass diese in ihrem Leben oft kämpfen müssen (Mobbing, Beeinträchtigung etc.).

Die Auseinandersetzung mit dem Thema hat gezeigt, dass durch die Darstellung der Mutterschaft als etwas Natürliches, nicht Hinterfragbares, das Geschlechterverhältnis mitbestimmt wird. Frauen sehen sich mit Reproduktionsaufgaben konfrontiert und fürchten die Isolation, die die Elternschaft mit sich bringt. Der Beruf, der so wichtig für die Identität ist, wird aufgegeben, da vor allem in Österreich das Betreuungsnetz unzureichend ausgebaut und nicht auf die Arbeitszeiten abgestimmt ist. Außerdem besteht die Meinung, dass Frauen, die die ersten Jahre nicht bei ihrem Kind bleiben, schlechte

Mütter seien, was deren Spielraum, was Selbstverwirklichung angeht, einschränkt (siehe Kapitel 10.3.2 Beruf). Frauen, die sich für die Kinderlosigkeit aussprechen, sind mit Unverständnis konfrontiert, da diese Entscheidung ihrer scheinbar natürlichen Bestimmung widerspricht. Verständnis kommt vor allem von Personen, die Mutterschaft ebenfalls reflektieren.

Die Arbeit macht sichtbar, dass es Frauen gibt, die sich bewusst für die Kinderlosigkeit entscheiden – sei dies aus Gründen der Unvereinbarkeit verschiedener Lebensbereiche, des Widerspruchs zum eigenen Lebensstil, der Furcht vor Einschränkungen oder da kein Bedürfnis nach eigenen Kindern besteht. Die Beschäftigung mit dem Thema öffnet den Blick dafür, eigene Kinder als eine Möglichkeit der Lebensgestaltung zu sehen und Kinderlosigkeit nicht als Ausnahme von der Regel wahrzunehmen.



## Literaturverzeichnis

- Aarssen, Loonie (2007): Some Bold Evolutionary Predictions for the Future of Mating in Humans. In: OIKOS: Synthesizing Ecology. Ausgabe 116, Artikel 10, S. 1768-1778.
- Andersson, Gunnar/Rønsen, Marit/Knudsen, Lisbeth/Lappegård, Trude/Neyer, Gerda/Skrede, Kari/Teschner, Kathrin/Vikat, Andres (2009): Cohort fertility patterns in the Nordic countries. Demographic Research Ausgabe 20, Artikel 14, S. 313-352.
- Badinter, Elisabeth (1981): Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: Piber.
- Badinter, Elisabeth (2010): Der Konflikt: Die Frau und die Mutter. München: Beck.
- Bartnitzky, Horst (2003): PISA und IGLU – Es müsste so vieles anders werden! In: Beiträge Jugendliteratur und Medien, 4/2003, S. 267-275.
- Bauer, Gerrit/Jacob, Marita (2010). Fertilitätsentscheidungen im Partnerschaftskontext. Eine Analyse der Bedeutung der Bildungskonstellation von Paaren für die Familiengründung anhand des Mikrozensus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 1, März, S. 31-60.
- Bebel, August (1891): Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart: Dietz.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf. Frauenwelt Familie. Frankfurt: Fischer.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1988): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck.
- Bertram, Hans/Rösler, Wiebke/Ehlert, Nancy (2005): Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bertram, Hans (2006): Nachhaltige Familienpolitik im europäischen Vergleich. In: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (HG\*innen): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt: Campus, S. 203-236.
- Biewer, Gottfried (2013): Behinderungsbegriffe und Klassifikationen unter Berücksichtigung kultureller und gesellschaftlicher Aspekte. In: Schwab, Susanne/Gebhardt, Markus/Ederer-Fick, Elfriede/Gasteiger-Klicpera, Barbara (HG\*innen): Theorien, Konzepte und Anwendungsfelder der inklusiven Pädagogik. Wien: facultas. S. 25-38.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie Senioren Frauen und Jugend (2010a): Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten. Eine Studie zur Situation von Männern in Kindertagesstätten und in der Ausbildung zum Erzieher. Berlin: BMFSFJ.

- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie Senioren Frauen und Jugend (2010b): Mehr Männer in Kitas. In: <http://www.bmfsfj.de/mag/root-juli-20.html?view=renderPrint>. Berlin: BMFSFJ [26.04.2016].
- Brammen, Cornelia (2000): Die Baby-Frage: Soll ich oder soll ich nicht? Entscheidungs-Hilfen: Frauen geben Antwort auf die Frage aller Fragen. Ratingen: Oberstebrink.
- Brehmer, Ilse (1990) : Mütterlichkeit als Profession. Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. 1. Band. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Bujard, Martin (2015): Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte? In: Zeitschrift für Familienforschung 27/3. S. 270-296.
- Burkart, Günter (2006): Zaudernde Männer, zweifelnde Frauen, zögernde Paare: Wer ist Schuld an der Kinderlosigkeit? In: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (HG\*innen): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt: Campus, S. 111-136.
- Burkart, Günter (2013): Eine Kultur des Zweifels. Kinderlosigkeit und die Zukunft der Familie. In: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (HG\*innen): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 379-402.
- Buschmeyer, Anna (2013): ‚Doing (Alternative) Masculinity‘ – Wie Zuschreibungen an Männlichkeit körpernahe Tätigkeiten von Erziehern beeinflussen. In: Ehlers, Hella/Linke, Gabriele/Milewski, Nadja/Rudloff, Beate/Trappe, Heike (HG.innen): Körper – Geschlecht – Wahrnehmung. Sozial- und geisteswissenschaftliche Beiträge zur Genderforschung. Berlin: Lit, S. 225-244.
- Carl, Christine (2002a): Gewollt kinderlose Frauen und Männer. Psychologische Einflußfaktoren und Verlaufstypologien des generativen Verhaltens. Frankfurt am Main: VAS.
- Carl, Christine (2002b) Leben ohne Kinder. Wenn Frauen keine Mütter sein wollen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Cornelißen, Waltraud (2006): Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Modernisierungsprozess. In: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (HG\*innen): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt: Campus, S. 137-164.
- Dackweiler, Regina-Maria (2006): Reproduktives Handeln im Kontext wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterregime. In: Berger, Peter/Kahlert, Heike (HG\*innen): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt: Campus, S. 81-107.
- Degler, Carl Neumann (1980): At Odds. Women and the Family in America from the Revolution to the Present. New York: Oxford University Press.
- Diehl, Sarah (2015): Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift. 2. Auflage. Zürich: Arche.
- Dieckmann, Andreas (2002): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Dorbritz, Jürgen (2005). Kinderlosigkeit in Deutschland und Europa – Daten, Trends und Einstellungen. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Heft 4, S. 359-408 .
- Eberlein, Undine (2000): Einzigartigkeit. Das romantische Individualitätskonzept der Moderne. Frankfurt: Campus.
- Ebert, Sigrid (2006): Erzieherin – ein Beruf im Spannungsfeld von Gesellschaft und Politik. Freiburg: Herder.
- Ehrenreich, Barbara/English, Deidre (1979): For Her Own Good. 150 Years of the Experts‘ Advice for Women. London: Pluto Press.
- Enzelberger, Sabina (2007): Wandel der Lehrerrolle. Sozialgeschichtliche Überlegungen zum Lehrerbild. In: Ricken, Norbert (HG): Über die Verachtung der Pädagogik: Analysen — Materialien — Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage. S. 249-274.
- Gappa, Maike (2008): Beziehungsgestaltung in öffentlicher Betreuung: Erzieherische Professionalität und Geschlechter-Diskrepanz. Diplomarbeit. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Fischer.
- Gordon, Linda (1977): Woman’s Body, Woman’s Right. A Social History of Birth Control in America. Harmondsworth: Penguin Books.
- Guger, Alois/Buchegger, Reiner/Mayerhuber, Christine/Wüger, Michael (2003): Schätzung der direkten und indirekten Kinderkosten, Studie des Österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung. Wien: Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- Guggenbühl-Craig, Adolf (1994): Kinderlose Paare gibt es nicht. In: Schultz, Jürgen (HG): Kinder haben? Eine Entscheidung für die Zukunft. Veränderte Ausgabe. München: DTV, S. 196-208.
- Hager, Mariella (2006): Kinderwunschlos glücklich? Gewollt kinderlose Akademikerinnen. Eine qualitative empirische Studie zu Lebenssituation und Zukunftsplanung österreichischer Akademikerinnen. Wien: Lit.
- Helfferich, Cornelia (2009): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helfferich, Cornelia (2014): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (HG\*innen): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 559-574.
- Hettlage, Robert (1998): Familienreport : eine Lebensform im Umbruch. München: Beck.
- Hrdy, Sarah Blaffer (1999): Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution. Berlin: Berlin.

- Höhn, Charlotte (1994): Gründe des Geburtenrückgangs. In: Schultz, Jürgen (HG): Kinder haben? Eine Entscheidung für die Zukunft. Veränderte Ausgabe. München: DTV, S. 95-105.
- IFES (2006): Frauenbarometer 2006. In: [http://www.ifes.at/sites/default/files/downloads/1163679174\\_25915011ber1\\_neu.pdf](http://www.ifes.at/sites/default/files/downloads/1163679174_25915011ber1_neu.pdf) [31.03.2016].
- Institut für Demoskopie Allensbach (2005). Das subjektive Zeitfenster für die Elternschaft. Eine Repräsentativbefragung der Bevölkerung zwischen 16 und 44 Jahren. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Institut für Demoskopie Allensbach.
- Jurczyk, Karin (1978): Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland 1918-1975. Forschungsberichte aus dem SFB 101. Frankfurt: Campus.
- Kahlert, Heike (2013): Die Kinderfrage und der halbierte Wandel in den Geschlechterverhältnissen. In: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (HG\*innen): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 351-378.
- Kofler, Birgit (2006): Kinderlos, na und? Kein Baby an Bord. Wien: Kremayr & Scheriau/Orac.
- König, Tomke (2012): Familie heißt Arbeit teilen: Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.
- Koonz, Claudia (1994): Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kreisky, Eva/ Löffler, Marion (2003): Staat und Familie: Ideologie und Realität eines Verhältnisses. Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft. Ausgabe 32/4, S. 375-388.
- Kreyenfeld, Michaela/Konietzka, Dirk (2013): Kinderlosigkeit in Deutschland. Theoretische Probleme und empirische Ergebnisse. In: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (HG\*innen): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 13-46.
- Kultusministerkonferenz (2010): Weiterentwicklung der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Erzieherinnen und Erziehern - Gemeinsamer Orientierungsrahmen „Bildung und Erziehung in der Kindheit“ - Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 16.09.2010, Beschluss der Jugend- und Familienministerkonferenz vom 14.12.2010. In: [http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen\\_beschluesse/2010/2010\\_09\\_16-Ausbildung-Erzieher-KMK-JFMK.pdf](http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2010/2010_09_16-Ausbildung-Erzieher-KMK-JFMK.pdf) [16.04.2016].
- Leu, Hans-Rudolf/von Behr, Anna (2013): Forschung und Praxis der Frühpädagogik. Profiwissen für die Arbeit mit Kindern von 0-3 Jahren. Zweite Auflage. München: Reinhardt.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim: Beltz.

- Mayring, Philipp/Fenzl, Thomas (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (HG\*innen): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 543-556.
- Müller, Michaela (2014): Personale Kompetenzen in der Frühpädagogik. Video-Interaktions-Analysen zur Qualifizierung der Krippenbetreuung. Wiesbaden: Springer.
- Mundlos, Christina (2012): Mütterterror. Angst, Neid und Aggressionen unter Müttern. Marburg: Tectum.
- Neyer, Gerda/Hoem, Jan M./Andersson Gunnar (2013): Kinderlosigkeit, Bildungsrichtung und Bildungsniveau. Ergebnisse einer Untersuchung schwedischer und österreichischer Frauen der Geburtsjahrgänge 1955-59. In: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (HG\*innen): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 101-136.
- Overall, Christine (2012): Why Have Children? Sabon: Massachusetts Institute of Technology.
- Pelz, Monika (1988): Kinderlosigkeit – Eine lebenslange Entscheidung. In: Neuwirth, Barbara (HG.in): Frauen, die sich keine Kinder wünschen. Eine liebevolle Annäherung an die Kinderlosigkeit, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 229-251.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Auflage. Wiesbaden: Springer.
- Reinhardt, Susi (2003): Frauenleben ohne Kinder: Die bewusste Entscheidung gegen die Mutterrolle. München: MVG.
- Rodenstein, Marianne/Bock, Stephanie/Heeg, Susanne (1996): Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur. Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (HG): Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten. Hannover: ARL: 26-50.
- Rost, Harald (2005): Kinder – Wunsch und Wirklichkeit. Zeitschrift für Familienforschung. Ausgabe 17, S. 8-20.
- Rousseau, Jean-Jacques (1995): Emil oder über die Erziehung. 12. Auflage. Paderborn: Schöningh.
- Rüling, Anneli (2007): Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Sauer, Birgit (1999): „Es rettet uns (k)ein höh’res Wesen...“. Neoliberale Geschlechterkonstrukte in der Ära der Globalisierung. In: Stolz-Willig, Brigitte/Veil, Mechthild (HG.innen): Es rettet uns kein höh’res Wesen... Feministische Perspektiven der Arbeitsgesellschaft. Hamburg: VSA: 215-239.
- Schenk, Herrad (1992): Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland, 6. Auflage. München: C. H. Beck.
- Schmitt, Christian (2005). Kinderlosigkeit bei Männern – Geschlechtsspezifische Determinanten ausbleibender Elternschaft. In: Tölke, Angelika/Hank, Karsten (HG\*innen): Männer - Das ‚vernachlässigte‘

- Geschlecht in der Familienforschung. Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 4. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 98-126.
- Schopenhauer, Arthur (1986): Über die Weiber. Mit einleitenden Gedichten über die Würde der Frauen von Friedrich von Schiller und August Wilhelm von Schlegel. Zürich: Hoffmann.
- Shorter, Edward (1973): Female Emancipation, Birth Control and Fertility in European History. In: American Historical Review, Ausgabe 78/1973, S. 605-640.
- Sichtermann, Barbara (1994): Mutterschaft und Beruf: ein bleibender Konflikt. In: Schultz, Jürgen (HG): Kinder haben? Eine Entscheidung für die Zukunft. Veränderte Ausgabe. München: DTV, S. 81-94.
- Simmel, Monika (1985): Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert. Frankfurt: Campus.
- Statistik Austria (2008/2009): 20 bis 39-jährige Frauen und Männer nach insgesamt gewünschter Kinderzahl und Anzahl bereits realisierter Kinder. In: [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/haushalte\\_familien\\_lebensformen/familien/045052.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/045052.html) [10.03.2016].
- Statistik Austria (2014): Demografisches Jahrbuch 2013. B17 Lebendgeborene seit 2003 nach höchster abgeschlossener Ausbildung der Mutter und Bundesländern. Wien: Statistik Austria.
- Statistisches Bundesamt (2008): Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland. In: [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2009/Kinderlosigkeit/begleitheft\\_Kinderlosigkeit.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2009/Kinderlosigkeit/begleitheft_Kinderlosigkeit.pdf?__blob=publicationFile) [31.03.2016].
- Van Bavel, Jan (2010): Choice of study discipline and the postponement of motherhood in Europe: The impact of expected earnings, gender composition and family attitudes. In: Demography. scientific journal. Ausgabe 47, Nummer 2, S. 439-458.
- Von Braun, Christina (2009): Nicht ich. Logik, Lüge, Libido. Berlin: Aufbau.
- Von Hippel, Theodor Gottlieb (1987): Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Bodenheim: Athenaeum.
- Wilbrandt, Robert (1902): Die deutsche Frau im Beruf. In: Lange, Helene/Bäumer Gertrud (HG.innen): Handbuch der Frauenbewegung, Band IV. Berlin: Moeser.
- Winnicott, Donald Woods (1969): Kind, Familie und Umwelt. München: Ernst Reinhardt.
- Wirth, Heike (2013): Kinderlosigkeit von hoch qualifizierten Frauen und Männern im Paarkontext – eine Folge von Bildungshomogamie? In: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (HG\*innen): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 137-172.
- Ziebell, Lindy/Schmerl, Christiane/Queisser, Hannelore (1992): Lebensplanung ohne Kinder. Frankfurt am Main: Fischer.

## Quellen

- Baumgarten, Dagmar (2014): Pädophilie bei Frauen: Sexueller Missbrauch an Kindern. In: <http://www.frauenzimmer.de/cms/paedophilie-bei-frauen-sexueller-missbrauch-an-kindern-1772501.html> [19.04.2016].
- Kreuz & Quer (2014): Gebärstreik - Warum kluge Frauen keine Kinder wollen. Video In: <https://www.youtube.com/watch?v=Y6Fv7Czs0ZM> [27.04.2016].
- Market Institut (o.J.): Kind und Karriere - ein Widerspruch? In: <http://www.market.at/de/market-aktuell/news/action.view/entity.detail/key.955.html> [21.03.2016].
- Mayr, Lisa (2014): Freiwillig kinderlos. Die Frauen wollen nicht so leben wie ihre Mütter. In: [derstandard.at/2000009062103/Freiwillig-kinderlos-Die-Frauen-wollen-nicht-so-leben-wie-ihre](http://derstandard.at/2000009062103/Freiwillig-kinderlos-Die-Frauen-wollen-nicht-so-leben-wie-ihre) [11.05.2016].
- Steindl, Gertraude (2002): Kinder werden nur als Problem wahrgenommen. In: <http://derstandard.at/951536/Kinder-werden-nur-als-Problem-wahrgenommen> [22.10.2015].

## Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 3: "Kinderlosigkeit nach Bildungsniveau in Schweden und in Österreich" (Neyer/Hoem et al. 2013, S. 120) ..... S. 55
- Abbildung 4: "Kinderlosigkeit von Frauen nach Bildungsrichtung und Bildungsniveau in Österreich und in Schweden (Frauen der Geburtenjahrgänge 1955-59)" (Neyer/Hoem et al. 2013, S. 123) ..... S. 59

## Anhang

### Interviewleitfaden

<b>Beruf/Ausbildung:</b>
Aus welchen Gründen haben Sie sich für Ihren Beruf/Ihre Ausbildung entschieden? Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Ihrem Entschluss zur Kinderlosigkeit und Ihrer pädagogischen Ausbildung/dem Beruf? Wenn ja, welche(n)? <ul style="list-style-type: none"><li>• Hat Sie die Entscheidung für die Kinderlosigkeit bei Ihrer Berufswahl/Ihrem Ausbildungsweg beeinflusst? Wenn ja, wie?</li><li>• Oder umgekehrt: Hat Ihr Beruf/Ihre Ausbildung Sie in Ihrer Entscheidung für Kinderlosigkeit beeinflusst? Wenn ja, wie?</li></ul>
<b>Gründe/Einflüsse:</b>
Wann war für Sie klar, dass Sie keine Kinder wollen? Welche Meilensteine gibt es? Wodurch wurden Sie bei Ihrer Entscheidung zur Kinderlosigkeit beeinflusst? <ul style="list-style-type: none"><li>→ Hat Sie Ihr Wissen um Kinder, ihre Ausbildung, Literatur beeinflusst?</li><li>→ Haben Sie Personen in Ihrem Privaten- oder Arbeitsumfeld beeinflusst?</li><li>→ Gab es wirtschaftliche oder berufliche Gründe?</li></ul>
<b>Konsequenzen/Wirkung:</b>
Wie wirkt die Kinderlosigkeit <ul style="list-style-type: none"><li>• Wie <b>reagieren Personen</b> in Ihrem privaten Umfeld auf die bewusste Entscheidung zur Kinderlosigkeit? Freunde, Eltern, Partner*in</li><li>• Wie <b>reagieren Personen</b> in Ihrem beruflichen Umfeld auf die bewusste Entscheidung zur Kinderlosigkeit? Wie reagieren Kinder, Kolleg*innen, Mütter</li><li>• Was sind Erwartungen, die an Pädagoginnen gestellt werden, und wie wirkt sich Kinderlosigkeit auf diese aus</li><li>• Gibt es Vorurteile, mit denen Sie konfrontiert sind? Wenn ja, welche?</li></ul>



- Welche Relevanz hat ein eigenes Kind für den **pädagogischen Beruf**
- Wirkung auf den Umgang mit Kindern
- **Ihre Beziehung**
- **Soziale Kontakte**
- Spüren Sie Druck?
- Falls dies der Fall ist, in welchen Augenblicken und Lebensphasen sind/waren Sie sich bei Ihrer Entscheidung unsicher?
- Falls dies der Fall ist, wann bereuen Sie Ihre Entscheidung?

Wie erfahren andere, dass Ihre Entscheidung zur Kinderlosigkeit bewusst getroffen wurde?

Werden Sie (in Ihrem Beruf) nach Kindern gefragt? Wenn ja, wie?

Wie reagieren Sie auf die Frage nach Ihrem Kinderwunsch?

Werden Sie auch nach Ihren Gründen für die Kinderlosigkeit gefragt?

Wie reagieren Sie auf negative Äußerungen Ihren Kinderwunsch betreffend?

Wie beeinflusst die Entscheidung für die Kinderlosigkeit Ihr Leben/Lebensbereiche?

Wie würde ein eigenes Kind Ihr Leben verändern/wie hätte es Ihr Leben verändert?

Geburtsjahr: \_\_\_\_\_ Familien-/Beziehungsstatus: \_\_\_\_\_

Ausbildung: \_\_\_\_\_ Beruf: \_\_\_\_\_ seit: \_\_\_\_\_ im  
päd. Bereich tätig